KAMERUN: INAUGURAL-DISSERTATION ZUR ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE...

Hugo Zöller



III.

Forschungs-Reisen im Flußgebiet von Kamerun.

Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

Rund um die Erde. 2 Bände.

Der Panama-Canal.

Die Deutschen im brasilischen Urwald. 2 Bände.
Mit Karten und vielen Illustrationen reich ausgestattet.

Pampas und Anden. Sitten- und Culturschilderungen aus dem spanischredenden Südamerica mit besonderer Berücksichtigung des Deutschtums.

Das Togoland und die Sklavenküste. (Die deutschen Besitzungen an der westafricanischen Küste. I.)
Mit 2 Karten und 17 Illustrationen reich ausgestattet.

Forschungsreisen im Kamerun-Gebirge nebst den Nachbar-Ländern Dahome, englische Goldküsten-Colonie, Niger-Mündungen, Fernando Po u. s. w. (Die deutschen Besitzungen an der westafricanischen Küste. II.)
Mit 4 Karten und 16 Illustrationen reich ausgestattet.

Die

deutschen Besitzungen an der westafricanischen Küste.

III.

Forschungsreisen

in der

deutschen Colonie Kamerun.

Zweiter Teil.

Das Flußgebiet von Kamerun.

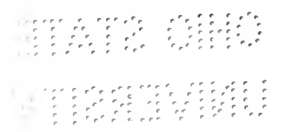
Seine Bewohner und seine Hinterländer.

Leben und Sitten der Eingebornen, Klima und culturelle Bedeutung des Landes, dessen Handel und die deutschen Factoreien auf Grund eigner Anschauung und Studien geschildert

von

Hugo Zöller.

Berlin und Stuttgart
Verlag von W. Spemann.
1885.



Druck von M. DuMont-Schauberg in Köln.

Sr. Durchlaucht

dem Reichskanzler Fürsten v. Bismarck

dem Begründer der deutschen Colonialpolitik

ehrerbietigst

gewidmet von dem

Verfasser.

Inhalt.

Beigegebene Karten.

Verzeichnis der Illustrationen.

Capitel I.

Das Mündungsdelta der Kamerun-Flüsse.

(Das Mündungsdelta von fünf großen Strömen. — Der Kamerun-Fluß. -- Die Mangrove-Inseln und die zahllosen Creeks. — Die Dörfer der Dualla. — König Bells Dorf, König Acquas Dorf, Dido-Dorf und Hickory-Dorf. — Ein eintöniges Landschaftsbild. — Flora, Fauna und Jahreszeiten.)

Kamerun bietet uns das seltsame Beispiel eines regelrechten Mündungsdeltas, das nicht, wie beim Nil, von einem Strome allein, sondern von nicht weniger als sechs verschiedenen Flüssen und einigen kleinern Flüßchen gebildet worden ist. Denn zwischen dem Fuß des Kamerun-Gebirges und dem 3. Grad nördlicher Breite, also auf jener Küstenstrecke, die man dem Delta von Kamerun zuerkennen muß, lassen der Mungo, der Kamerun-Fluß, der Lungasi, der Edea und der vom Verfasser dieses Buches entdeckte Moanja ihre Fluten ins Meer strömen, wobei die vom Südostabhang des Kamerun-Gebirges kommenden Bäche sowie die im südlichen Kamerun-Gebiet mündenden Flüßchen Lotte und Lokundje noch gar nicht mitgerechnet sind. Dieses ausgedehnte Delta umschließt ein die Mündung des Kamerun-Flusses darstellendes seeartiges Wasserbecken, in dem die nach Kamerun kommenden größern Schiffe ankern und das durch eine breite, vom Cap Kamerun und Cap Suellaba eingeschlossene Oeffnung mit dem Meere in Verbindung steht. Schiffe von mittlerm Tiefgang können auch über dieses seeartige Becken hinaus im eigentlichen Kamerun-Fluß bis Dido-Stadt und Hickory-Stadt gelangen. Uebri-

gens ist im Grunde genommen der ganze Kamerun-Fluß — von den Eingebornen „Madiba-ma-Dualla“ oder „Wasser der Dualla“ genannt — nichts weiter als die gemeinsame Mündung der beiden Flüsse Abo und Wuri.

Die Wassermenge des Kamerun-Flusses dürfte kaum größer sein als diejenige des Mungo, des Edea oder des Moanja. Aber an Bedeutung überragt der Kamerun-Fluß seine Bruderströme so sehr, daß diese neben ihm kaum in Betracht kommen. Es rührt dies daher, daß erstens der Kamerun-Fluß so recht eigentlich den Hafen- und Anlegeplatz für das ganze große Kamerun-Gebiet darstellt und daß zweitens die drei am linken Ufer des Kamerun-Flusses gelegenen Ortschaften König Bells Stadt (jetzt niedergebrannt), König Acquas Stadt und Dido-Stadt als Mittelpunct des Kamerun-Handels betrachtet werden müssen. Bis zu diesen drei Ortschaften hat der Fluß, der selbst hier noch immer zwischen 1200 und 1500 Meter breit ist, recht tiefes Fahrwasser, aber auch zu beiden Seiten Sandbänke und Untiefen, die man ganz genau kennen muß, wenn man nicht selbst mit einem Boot von geringem Tiefgang auf den Grund geraten will. Der Einfluß von Flut und Ebbe erstreckt sich außerordentlich weit flußaufwärts, so z. B. am Wuri-Fluß gemäß den von mir bei den Eingebornen eingezogenen Erkundigungen bis Bonaku und Uru. Bei König Acquas Stadt beträgt der Unterschied zwischen Flut und Ebbe gemäß den auf Befehl des Admirals Knorr angestellten Messungen für gewöhnlich 2,7 Meter und bei hoher Flut bis zu 3 Meter. Diesem starken Unterschied entsprechend ist bei Ebbe der Abwärtsstrom des Wassers so stark, daß man ihn auf vier Knoten Fahrt in der Stunde schätzt und daß einige schwarze Matrosen des „Bismarck“, die grade während des stärksten Abwärtsstromes über Bord fielen, trotzdem sie vortrefflich schwammen, kaum mit der Dampfpinasse eingeholt werden konnten. Man sucht bei Dampfer- und Bootfahrten stets mit der Flut den Fluß hinauf und mit der Ebbe den Fluß abwärts zu fahren, da man andernfalls selbst mit Benutzung des Stillwassers zu beiden Seiten die doppelte und dreifache Zeit benötigen würde. Als Lotsen fungiren die beiden Schwarzen „Bottle Beer“ und „John Mullaby“, von denen der erstere ein von der Firma Woermann geschenktes silbernes Schild mit der Aufschrift „Deutscher Lotse“ besitzt.

Bis wie weit hinauf das Wasser noch brackisch ist, habe ich

nicht genauer feststellen können, möchte jedoch erwähnen, daß noch bei König Acquas Stadt jenes Leuchten des Wassers beobachtet wird, welches doch bloß von phosphorescirenden Meeres-Quallen u. s. w. herrühren kann. Die Färbung des Wassers ist nicht so intensiv wie beim Congo oder beim Niger; auch werden bloß gegen Ende der Regenzeit bei dem alsdann eintretenden Hochwasser entwurzelte Bäume (sowie auch ab und zu menschliche Leichen) flußabwärts getrieben, während man z. B. auf dem Congo zu jeder Jahreszeit schwimmende Inseln sehen kann.

Nördlich, südlich und östlich von dem seeartigen Mündungsbecken des Kamerun-Flusses erstreckt sich viele, viele Seemeilen weit ein merkwürdiges Mittelding zwischen Meer und Land, das, so grundverschieden auch das Aussehen sein mag, dennoch am besten mit den „Watts" unserer norddeutschen Küsten verglichen werden kann. Es sind das Dutzende und fast möchte ich sagen Hunderte mit dichtester Mangrove-Vegetation bestandene Inseln und Inselchen, die zur Flutzeit teilweise vom Wasser bedeckt werden und zur Ebbezeit ein unnahbares Gemisch von Schlamm und den vielverschlungenen Luftwurzeln der Mangrovebäume und Mangrovebüsche darstellen. Die zauberhaft schöne Scenerie des Kamerun-Gebirges reicht bloß bis Bimbia, wo sie sofort wie mit Einem Schlage aufhört. Ueberblickt man vom Gebirge aus das wie eine Landkarte zu unsern Füßen ausgebreitete Mündungsdelta, so sieht man, so weit das Auge reicht, bloß eintönig flaches Land von graugrüner Farbe, zwischen dem sich gleich hunderten von Silberfäden eben so viele Wasseradern hindurchschlängeln. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß fast alle diese Inseln und namentlich die dem Meere zunächst gelegenen gänzlich unbewohnt sind beziehentlich bloß Vögeln, Krabben und Meeresbewohnern als Aufenthaltsort dienen.

Zwischen diesen Mangrove-Inseln führen zahlreiche, teils recht seichte, teils aber auch ziemlich tiefe Wasseradern hindurch, auf denen man beispielsweise von Kamerun aus sowohl in nördlicher Richtung nach Bimbia als in südlicher Richtung nach Malimba gelangen kann. Zur Reise nach Malimba werden diese Creeks nur selten benutzt, während es bei Bootsfahrten von Kamerun nach Bimbia die Regel ist, daß man, anstatt den Seeweg zu wählen, entweder durch einen sogenannten „äußern" oder durch einen sogenannten „innern" Creek fährt. Bis zur Ankunft der

„Möwe" (am 31. December 1884) waren diese Creeks noch niemals von Dampfern benutzt worden. Es hat sich jedoch durch die mit der Dampfpinasse der „Möwe" angestellten Messungen und Lotungen die überraschende Thatsache ergeben, daß der innere Creek eine Fahr-Rinne von 4 Meter Tiefe bei Ebbe darstellt. Man möge jedoch nicht glauben, daß solche Creeks — in einer Zuschrift aus Norderney ward mir der Vorschlag gemacht, das deutsche Wort „Priel" dafür einzuführen — einem gewöhnlichen Flußlauf gleichen. Einesteils sind die Windungen so zahlreich und so scharf und anderenteils zweigen rechts und links so zahllos viele, ganz gleich aussehende andere Creeks ab, daß sich, wer nicht sehr gut Bescheid weiß, mit größter Leichtigkeit verirren kann. Ruft man in den Mangrovewald hinein, so antwortet anstatt menschlicher Stimmen bloß ein hohles Echo und weithin sichtbare Merkmale sind außer den nur bei klarem Wetter wahrnehmbaren Bimbia-Bergen in und bei diesem Labyrinth nicht vorhanden.

Den Uebergang von dem bei jeder Flut überschwemmten zu festerm Lande erkennt man daran, daß das Mangrove-Dickicht stellenweise mit Schilf und mit verschiedenen Pandanus-Arten durchsetzt ist. Am Kamerun-Fluß beginnt wirklich festes und eine mannigfaltigere Vegetation tragendes Land erst jenseit des Doctor- oder Mba-Creek der englischen Seekarte. Von hier aus weiter flußaufwärts reiht sich über den 10 bis 15 Meter hohen, steilen, aus Laterit und Thon bestehenden Ufergehängen ein Dualla-Dorf an das andere, während die Factoreien für gewöhnlich tief unten am Flusse gelegen sind. Von Südwest nach Nordost voranschreitend, finden wir am linken Flußufer die zu König Bells ursprünglichem Besitz gehörigen Dörfer Jacko-Town, Togoto-Town, Joss-Town, Moskoko-Town und Bell-Town, ferner die dem König Acqua gehörigen Dörfer William Quaan-Town, John Angua-Town, King Acqua-Town, Big Jim-Town, Goodday Acqua-Town, Indenne-Town, Black Acqua-Town, Joe Garner-Town, Makuri-Town und Mitom-Town sowie schließlich die dem Häuptling Jim Equalla unterthänigen Ortschaften Ned Dido-Town, Big Tom-Town, Philipp Dido-Town, King Dido-Town, Gorman-Town, Samson-Town und First Tom-Town. Des weitern folgt eine Anzahl kleiner Dörfer, die man Acqua-up-River-Towns nennt, sowie schließlich des Königs Acqua und des Häuptlings Jim Equalla Sklavendörfer, die sich bis zur Grenze des mit den

Dualla stammesverwandten und einen Dialekt derselben Sprache redenden Wuri-Volkes erstrecken. Die erste zu Wuri gehörige Ortschaft heißt Bonajero. An der rechten Seite liegen dicht am Flusse die mehr oder minder dem Häuptling Lock Prisso unterthänigen Dörfer Hickory-Town, Bell old King-Town, Green Joss-Town und Mortonville. Abseits vom Flusse finden sich an den vielen Creeks noch eine ganze Anzahl Dörfer, deren Aufzählung zu weit führen dürfte. Die zwischen König Bell und dem Häuptling Lock Prisso streitige Ortschaft Bonandalla hat auch mit Anlaß dazu gegeben, daß 1884 ein Bürgerkrieg ausbrach.

Die Dualla, deren Gesamtziffer nach Dr. Nachtigals und meiner Schätzung auf 26 000 bis 30 000 zu veranschlagen sein dürfte, wohnen zwischen stammverwandten Völkern, mit denen sie Handel treiben und mit denen sie durch verwandtschaftliche Bande noch enger verknüpft sind. Es sind das namentlich die Bassa-, Wuri-, Abo-, Mungo- und Bakwiri-Stämme. Seit dem vorigjährigen Bürgerkrieg sind jedoch die Grenzen insofern verschoben worden, als König Bell sich mit einem großen Teil seiner aus den verbrannten Dörfern geflüchteten Leute im Mungo-Land angesiedelt hat, wo er schon vorher einen entscheidenden Einfluß besaß. Ob die Bell-Leute nach Einkehr ruhigerer Verhältnisse sämtlich zu ihren alten Wohnsitzen zurückkehren werden, dürfte zum mindesten zweifelhaft sein.

Noch vor zehn Jahren konnte man behaupten, daß sämtliche Dualla zwei Königen, Bell und Acqua, unterthan seien. Neuerdings aber hat die niemals zu einer vollkommenen Monarchie ausgebildete königliche Macht solche Einbuße erlitten, daß Jim Equalla oder King Dido, welcher früher ein Häuptling König Acquas war, vollkommen selbständig geworden ist, daß Lock Prisso, ein Häuptling König Bells, die Selbständigkeit anstrebt und auch alle übrigen Orts-Häuptlinge bloß dann in vollem Maße gehorchen, wenn es ihnen grade so paßt. König Bells Familie — der Name lautet eigentlich Bela — ist die ältere und angesehenere, während König Acqua (oder Akwa, wie man eigentlich schreiben sollte) über einen zahlreichern, aber auch viel loser zusammenhängenden Anhang verfügt. Des gegenwärtigen Königs Bell (sein Personen-Name ist Ndumbe) hervorragendste Häuptlinge sind: Lock Prisso, Joss, Togoto, Moskoko, Jacko, King Fish und Jello Bell. König Acqua (sein Personen-Name ist Ndika, was in wörtlicher Ueber-

setzung „der Geizhals“ bedeutet) zählt dagegen Joe Garner, Black, Indenne, Big Jim, Acqua, Quaan, Makuri, Mitom, Captain John Acqua, Tobi, Young Black, William Quaan und John Angua zu seinen Untergebenen. Jim Equalla dagegen, der Nachfolger des von Bell- und Joss-Leuten ermordeten Charley Dido von Dido-Stadt, hat sich, wie bereits oben erwähnt wurde, vollkommen unabhängig gemacht. Da die Eifersucht zwischen den Königen und Häuptlingen deren Leitung und Beeinflussung durch die deutschen Beamten, Officiere und Kaufleute außerordentlich erschwert, so würden uns größere und mächtigere Königreiche viel erwünschter sein, als diese winzig kleinen Orts- und Interessengemeinschaften. Aber es hat den Anschein, als ob weit mehr Neigung zu fortschreitender Zersplitterung als zu einem engern Anschluß der verschiedenen Gruppen vorhanden wäre.

König Bells Dorf, König Acquas Dorf, Dido-Dorf und Hickory-Dorf sind unter allen vorhin aufgezählten Ortschaften die bedeutendsten. Obwohl König Bell nach dem Brande seines Dorfes zu den an den Mündungsarmen des Mungo-Flusses gelegenen Ortschaften Sorokú und Boadibó übergesiedelt ist, so sind bei König Bells Stadt doch noch vier englische Hulks (von R. und W. King, Lucas and Sons, Rider Son und Andrew und John Holt) im Strome verankert. Am Lande liegen eine Woermansche Factorei und oben auf der Höhe eine Zweigstation der englischen Baptisten-Mission, die, als sie von den Missionaren verlassen worden war, eine Zeit lang von Dr. Buchner bewohnt worden ist. Am Tage meiner Abreise von Kamerun machte ich noch einen letzten Spazirgang über die Trümmerstätte von Joss-Dorf, Togoto-Dorf und Bells Dorf. Man kann sich kaum etwas fremdartigeres vorstellen, als diese vom üppigsten Pflanzenwuchs umrankten Ruinen, in denen hunderte von Weihen und andern Raubvögeln zu nisten schienen. Selbst wenn an dieser Stelle keine Ansiedlung mehr entstehen sollte, wird man doch noch in Jahren erkennen können, daß hier ein paar große Ortschaften gestanden haben. Denn die ausgedehnten Bananenpflanzungen, die kleinen Haine von Kokospalmen und die soliden Lehmfundamente der niedergebrannten Hütten werden trotz aller Angriffe des rings umher wuchernden Buschwerks nicht verdrängt werden können.

Da sich zwischen König Bells Stadt und König Acquas Stadt ein kleiner Wasserlauf befindet, so kann man die halbstündige

Entfernung bloß bei tiefster Ebbe, wenn der Strand eine Strecke weit trocken ist, zu Lande zurücklegen, muß sich aber in allen übrigen Fällen eines Bootes bedienen. Bei König Acquas Dorf, welches von den Eingebornen Bonakú genannt wird (Bona bedeutet Dorf), sind bloß zwei Hulks (von Jantzen und Thormählen und von R. und W. King in Bristol) im Strome verankert. Die Hulks des Kamerun-Flusses, deren von Jahr zu Jahr weniger werden, sind bei weitem nicht so groß und nicht so elegant eingerichtet wie diejenigen in den Niger-Mündungen. Sollte, was nicht lange mehr dauern kann, auch die Hulk von Jantzen und Thormählen unbrauchbar werden, so würde auch diese deutsche Firma, wie das bereits von Woermann geschieht, das ganze Geschäft vom Lande aus betreiben. Nebenbei sei bemerkt, daß man an den Hulks, die sich frei um ihre Ankerkette bewegen, am besten erkennen kann, ob das Wasser aufwärts oder abwärts strömt. Denn bei Flut ist das Bugspriet flußaufwärts und bei Ebbe flußabwärts gerichtet. Am Strande von König Acquas Dorf liegen eine Nebenfactorei von Jantzen und Thormählen sowie die große Hauptfactorei (Wohnsitz des Hauptagenten für das Kamerun-Geschäft) von C. Woermann, während von der Höhe zwischen König Bells Dorf und König Acquas Dorf die weiß angestrichenen Gebäude der von einem englischen Missionar und einer englischen Lehrerin geleiteten Baptisten-Mission recht freundlich herunterwinken. Ein großer Uebelstand ist es, daß man überall am Kamerun-Fluß beim Landen bloß auf dem Kopf oder den Schultern eines Negers reitend ans Land gelangen kann. Und doch könnte dieser Uebelstand so leicht und mit so verhältnismäßig geringen Kosten durch die Anlage einer kleinen Pfahlbrücke ausgemerzt werden.

Bei den Ruinen von Hickory-Dorf und Old King Bell-Dorf befindet sich eine von einem Schwarzen verwaltete Baptisten-Mission und eine englische Factorei, während draußen im Strome eine englische Hulk verankert ist. Die Trümmer des in Backsteinen erbauten Hauses von Lock Prisso waren bei meiner Abreise die einzigen aus der Entfernung wahrnehmbaren Ueberreste der ehedem volkreichen Ortschaften. Wie es heißt, wäre Hickory-Dorf früher ein Sklavendorf gewesen und Niggery-Town genannt worden. Als aber Lock Prisso dorthin übersiedelte, habe er diesen Namen nicht beibehalten wollen und den Ort, einem Rate seiner englischen

Geschäftsfreunde folgend, Hickory-Town genannt. Dieses Wort wird von den Eingebornen Hegri oder Ekri ausgesprochen. Das Wort Negrey, welches schon auf einer Karte von 1699 steht, ist wahrscheinlich die ursprüngliche Bezeichnung.

Das Landschaftsbild, wie es sich vom Kamerun-Flusse, beispielsweise von der Woermannschen Factorei bei König Acquas Dorf gesehen, darstellt, ist weder besonders schön noch besonders mannigfaltig. Denn die gelbbraunen Ufergehänge des Flusses, die braunen Dächer der Eingebornen-Hütten und das sie umwuchernde Buschwerk bieten nicht sehr viel Abwechslung dar. Die wahrscheinlich nicht sehr hohen Bergketten am Oberlauf des Abo- und des Wuri-Flusses, die ich selbst erst nach dreitägiger Reise ins Innere vom Wuri- und Budiman-Land aus gesehen habe, können von Kamerun aus bloß bei ganz außergewöhnlicher Klarheit der Luft und auch dann nur undeutlich wahrgenommen werden. Selbst das gar nicht so sehr weit entfernte Kamerun-Gebirge vermag die Scenerie des Flachlandes nicht wesentlich zu beeinflussen. Bloß ein einziges Mal während meines ganzen dortigen Aufenthaltes habe ich von König Acquas Dorf aus eines Abends kurz vor Sonnenuntergang den großen Kamerun-Berg deutlich gesehen. Gewöhnlich bleibt das ganze Gebirge Wochen und Monate lang in Dunst und Nebel versteckt, und selbst dessen nächstgelegene Ausläufer, nämlich die Bimbia-Berge, pflegen sogar an klaren Tagen bloß morgens und abends sichtbar zu sein.

Zu längern Fußmärschen findet sich von den am Kamerun-Fluß gelegenen Factoreien aus nur wenig Gelegenheit. Denn abgesehen von der Dichtigkeit des Busches, durch den bloß die vielgewundenen schmalen Negerpfade hindurchführen, gelangt man jeden Augenblick an die Ufer von Creeks oder von sumpfigen Stellen, die in solcher Nähe des Meeres sehr viel häufiger sind, als weiter landeinwärts. Daß man von König Acquas Dorf aus zu Lande zum Lungasi-Fluß gelangen könne, ist mir, ohne daß ich dadurch überzeugt worden wäre, aufs entschiedenste bestritten worden. So viel mag allerdings richtig sein, daß die Sache wegen der zu passirenden Sümpfe mit großen Schwierigkeiten verknüpft sein würde.

Der Pflanzenwuchs am Kamerun-Fluß erscheint dem aus Europa Kommenden üppig, ohne daß er jedoch nur im entferntesten mit demjenigen des Kamerun-Gebirges oder anderer

Tropenländer verglichen werden könnte. Hochwald kommt sozusagen nicht vor und über die ausgedehnten Buschcomplexe pflegen bloß vereinzelte oder in geringer Anzahl zusammenstehende Eriodendren, Mangobäume, Papayas, Oelpalmen, Kokospalmen u. s. w. emporzuragen. Am Boden wuchern vielfach Farne und auch ein ganz feines Gras, aus dem vielleicht einmal bei höherer Entwicklung des Landes Rasen-Teppiche hergestellt werden könnten. Den kletterartigen Samen und die feinen Stacheln einiger Sträucher vermag man, wenn man einige Zeit durch solches Dickicht spazirt, kaum mehr aus den Kleidern herauszubringen. Der Ackerbau, dem wegen der Dichtigkeit der Bevölkerung ein gar nicht geringer Teil des Bodens unterthan ist, der aber bei der ohnehin nicht fruchtbaren Beschaffenheit der ziemlich ausgesaugten Ackerkrume keinen so großen Ertrag bringt wie anderwärts, liefert hauptsächlich Bananen, Yams, Mandiocca, Coco, Bataten, Landespfeffer und Kürbisse. Apfelsinen und Citronen sind ziemlich selten. Auch beschränkt sich der Viehstand auf Ziegen, Hühner, Schweine, Hunde und nicht sehr zahlreiche Herden einer kleinen, wenig oder gar keine Milch gebenden Rindvieh-Rasse. Ueberall findet man eine und dieselbe Rasse einheimischer africanischer Hunde, die in vielen Gegenden, wie z. B. im Gebirge, als Leckerbissen zur Nahrung dienen. Diese Hunde sind am größten Theile des Körpers gelbbraun behaart, aber auch zuweilen am Bauch und untern Teil des Halses weiß. Von mittlerer Hundegröße, struppigem Haar, langen Ohren und scheuem Wesen, haben sie etwas schakalartiges, das sich, wenn sie in den Besitz von Europäern übergehen und besser gepflegt werden, teilweise verliert, ohne daß jedoch ein gewisser plebejischer Zug im Aeußern und im Charakter jemals ganz ausgemerzt werden könnte.

Von Moskiten und anderm Ungeziefer hat man in den Factoreien von Kamerun lange nicht so viel zu leiden, wie das eigentlich in Anbetracht der vielen nahegelegenen Sumpfgegenden erwartet werden könnte. Eines Abends wurden wir, als wir grade zu Tische saßen, von Tausenden von Eintags-Fliegen überfallen, die das Essen beinahe zur Unmöglichkeit machten. Sehr häufig sind auch die 1 bis 1½ Centimeter langen grünen „Gottesanbeterinnen“. Dann sah ich etwa 4 Centimeter lange Heuschrecken, die man selbst bei genauerer Betrachtung für einen vertrockneten Baumzweig hätte halten können. Ein schlagenderes

Beispiel für die Schauspielerkunst der Natur (mimicry nennt es Darwin) ist mir sonst nirgendswo vorgekommen. An Schmetterlingen und Käfern herrscht ein außerordentlicher Reichtum. Auch fehlt es nicht an Schlangen, obwohl man fast niemals hört, daß sie irgendwelches Unheil angerichtet hätten. Und doch habe ich bei König Bells niedergebrannter Stadt die wenigstens 3 Meter lange abgeworfene Haut einer Boa gefunden. Weit unangenehmer sind die großen, roten, zum Glück nicht sehr häufigen Treiber-Ameisen, die bisweilen auf ihren Wanderzügen eine Hütte, einen Viehstall oder dergleichen überfallen und alles, was sich darin befindet, zu schlenniger Flucht veranlassen. Von seltenen Tieren, die bisweilen von den Eingebornen zum Verkauf angeboten werden, möchte ich Zibethkatze, Ameisenfresser und die sehr seltene Seekuh erwähnen, die im Togoland als ein Fabeltier betrachtet wird.

Die Jahreszeiten befolgen in Kamerun die umgekehrte Reihenfolge wie in dem auch noch diesseit des Aequators gelegenen Gabun. Es rührt das daher, daß die Klimagrenze in dieser Gegend nicht genau mit dem Aequator zusammenfällt, sondern ungefähr zwei Breitegrade nördlicher liegt. Nach gewöhnlicher Annahme, die aber mit sehr vielen und häufig das Verhältnis beinahe auf den Kopf stellenden Ausnahmen zu rechnen hat, beginnen für Kamerun die Regengüsse im Mai, steigern sich bei starker Brise im Juli und August und pflegen gegen Ende September wieder nachzulassen. Im October gibt es bloß noch gelegentliche Schauer und im November beginnen die bei jedem Wechsel der Jahreszeiten täglich und namentlich abends auftretenden Tornados, die, wenn einmal der Harmattan genannte Landwind ganz ausbleibt, bisweilen aber mit langen tornadolosen Unterbrechungen bis Mai andauern. Die stärksten Tornados sind von Mitte April bis Mitte Mai beobachtet worden. December, Januar und Februar herrscht bei bisweilen Tag und Nacht wehendem Landwind schönes, obwohl warmes Wetter. Uebrigens habe ich selbst im Januar, also während der sogenannten Trockenzeit, außerordentlich starke Regengüsse beobachtet, worauf dann im Februar die Hitze sehr groß wurde. Hierbei möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß man nach westafricanischem Sprachgebrauch jedes mit starkem Winde verbundene Gewitter Tornado zu nennen pflegt.

Capitel II.

Mit Dr. Nachtigal ins Mungo-Land.

(Die vielfach verästelten Creeks. — König Bell im Exil zu Boadibó. — Der palmenbeschattete Mungo-Fluß. — Die Mungo-Ortschaften. — Balung und Bakundu. — Der Weg nach Adamana und zum Congo. — Für Westafrica gibt es keine Reiseroutine. — Ratschläge für etwanige Forschungsreisende.)

Wegen der kriegerischen Unruhen, die das ganze Flußgebiet von Kamerun in einer gewissen Aufregung hielten, ist es mir nicht vergönnt gewesen, das sich am mittlern Lauf des Mungo-Flusses erstreckende Bakundu-Land durch eigne Anschauung kennen zu lernen, und ich habe mich darauf beschränken müssen, auf einer Reise, zu der Generalconsul Dr. Nachtigal mich eingeladen hatte, das am Unterlauf des Flusses gelegene Mungo-Land zu erforschen. Unsere Gigg wurde von 8 Missionsleuten gerudert und erhielt außerdem noch einen Stewart und einen als Dolmetscher fungirenden Dualla-Mann. Dieser letztere, der Kock Acqua hieß, war sehr stolz auf seinen mit einer großen Hahnenfeder geschmückten hellgrauen Filzhut und fragte mich mehrmals, ob ich ihm nicht seinen Namen mit Tinte vorn auf den Hut schreiben wolle.

Von König Bells Dorf erreichten wir in 1½ Stunden die Einfahrt in den an der andern Seite des Kamerun-Flusses mündenden Mungo-Creek. Des weitern fuhren wir 3 Stunden lang in westnordwestlicher Richtung durch einen schmalen Creek dahin, von dem in der Richtung nach Norden 9 und in der Richtung nach Süden nicht weniger als 18 Seitencreeks abzweigten. Von

den in nordwestlicher Richtung abbiegenden Creeks führten einige zu großen und volkreichen Dörfern, wie z. B. Yellow Prisso-Dorf, Long Pipe und Bonandalla. Schließlich begann, während die sich in endlosen Schlangenlinien dahinwindende Wasserstraße nur noch etwa 20 Schritte breit war, die Fahrt immer schwieriger zu werden. Der Inseln, die teils bloß mit Mangrove, teils auch mit Oelpalmen und Raphiapalmen bestanden waren, gab es in Unmasse. Fester Boden und Mangrovewurzel-Dickicht wechselten so häufig miteinander ab, daß man kaum zu sagen vermochte, wo der eine aufhörte und das andere begann. Streckenweise ging es, während die bloß bei Hochwasser benutzbare Wasserstraße nur noch 5 Schritte breit war, durch einen ununterbrochenen, von zahlreichen Vögeln belebten Oelpalmenwald, dessen elegante bis zu 2 Meter lange Blätter sich anmutig über die Wasserfläche hinüberbeugten. Mehrfach begegneten wir Fischerbooten oder hörten aus dem Walde den von unsern Rudern erwiderten Ruf einiger Bell-Neger, die hier Stöcke zum Häuserbau schnitten. Kurz vor der Ankunft in Boadibó lenkten wir in eine von Nord nach Süd verlaufende, von palmenbestandenen Ufern umsäumte und etwa 50 Schritte breite Wasserstraße ein.

Am östlichen Ufer liegt über der etwa 8 Meter hohen gelblichen Lehmböschung das Dorf Boadibó, in dem sich zur Zeit König Bell mit seinen Frauen und einem Teil seiner Leute aufhielt. Am Strande lagen mehrere buntbemalte Kriegscanoes, um welche sich badende Männer und Frauen lustig herumtummelten. Von Boadibó aus gelangten wir nach einstündiger Fahrt, während deren sich der große Boadibó-Creek links und der Babinga-Creek rechts abzweigten, zu dem an dieser Stelle etwa 80 Meter breiten, von der denkbar üppigsten Palmenvegetation beschatteten Mungo-Fluß, den wir nun an einem kleinen Inselchen vorbei eine Strecke weit hinauffuhren.

Grade als wir aus dem Mungo-Flusse hinaus in westlicher Richtung in den zu den Mungo-Dörfern führenden Creek hineinbogen, verkündeten Schüsse und Trommelwirbel die Ankunft eines kleinen Geschwaders von 4 Kriegscanoes, die Manga Bell, den Sohn des Königs, auf einer Reise nach Bomano begleiteten. In dem größten, etwa 1 Meter über die Wasserfläche emporragenden und von wenigstens 50 Menschen geruderten Canoe stand hochaufgerichtet Manga Bell, der, als er uns gewahr wurde, sein

Canoe an unser Boot heranrudern ließ. Manga Bell, der auch in Europa als eine imponirende Erscheinung angesehen werden würde, trug kurz geschnittenen Bart, ein mit einer Kokarde und einem Zahnstocher geschmücktes Käppchen, ein dunkelfarbenes Hüftentuch, ein etwas helleres Wams, über demselben einen großen Revolver und in der Hand einen englischen Officiersäbel. Das merkwürdigste an seiner ganzen Ausrüstung war ein aus Elfenbein gefertigtes hornartiges Instrument, von dem ein weißer Pferdeschweif herunterhing. Sollte er jemals in Gefahr geraten — so erzählte mir Manga Bell — oder aus irgend einem Grunde der Hülfe seines Volkes benötigen, so würde das Umhersenden dieses Hornes ausreichend sein, um jedermann zu den Waffen greifen zu lassen. Der am Steuer des Canoes sitzende Schwarze, der so etwas wie Manga Bells Adjutant zu sein schien, trug Husarenmütze und Cavalleriesäbel, während die sämtlichen Ruderer je ein Snider-Gewehr und einen Kriegshelm neben sich liegen hatten.

Die am Südufer des erwähnten Creeks gelegenen Mungo-Dörfer, zu denen wir 2 Stunden nach der Abfahrt von Boadibó gelangten, erinnern mit den sie umgebenden Cocospalmen-, Bananen- und Cassada-Pflanzungen an die freundliche Scenerie von Klein-Povo. Bei einem künstlich aufgeschütteten Hügel war man eifrig mit der Bearbeitung riesiger Eriodendren-Stämme beschäftigt, die nach vielen, vielen Monaten einmal Kriegscanoes werden sollten, und drunten am Wasser tummelten sich nicht bloß Dutzende der sehr großen africanischen Enten, sondern noch weit mehr kleine Kinder umher, die, obwohl sie teilweise erst 3 oder 4 Jahre alt sein mochten, dennoch schon ebensolche Amphibien zu sein schienen wie ihre Eltern. Seit dem zu Ende 1884 ausgebrochenen Bürgerkriege lebt Manga Bell mit dem größten Teil der Bell-Leute im Mungo-Lande. König Bell hat Mungo sozusagen unterjocht, indem er den Handelsverkehr mit den Buschleuten und Hintermännern des Mungo-Landes für sich mit Beschlag belegte. Wie die Dinge zur Zeit liegen, müssen die Mungo-Leute thun, was König Bell will. Aber da viele Verwandtschaftsbande und gemeinsame Interessen die beiden Stämme verknüpfen, so ist das Verhältnis ein durchaus freundschaftliches. Der erste König des sehr volkreichen Mungo-Landes heißt Essu und der zweite Szone, zu denen noch eine Anzahl Häuptlinge hinzukommen. Als Generalconsul Dr. Nachtigal am 10. Februar einen Schutzvertrag abschloß, bat man drin-

gend, daß er dem Orte zu einer eignen Factorei verhelfen möge. Die beiden Ufer des Creeks, an dem Mungo liegt, sind dem Ackerbau unterthan. Am Nordufer gewahrt man die braunen Dächer der Sklavendörfer.

Obwohl man von Mungo aus zu Fuß in 2 Stunden nach Mudeka gelangen kann, so sind wir doch auf dem vielfach geschlängelten Wasserwege $2^1/_2$ Stunden unterwegs gewesen. Die Ufer des etwa 30 Schritt breiten Creek nehmen nach einer halben Stunde, nachdem man links einen andern großen Creek passirt hat, wieder den Charakter einer vollkommenen Wildnis an, deren Dickicht nur noch ab und zu mit Oelpalmen durchsetzt ist. Merkwürdigerweise sahen wir kein einziges Krokodil, deren es doch in der Lagune von Togo und Povo so sehr viele gibt. Etwa eine Stunde nach der Abfahrt von Mungo trat wieder mehr Mangrove auf und wir gelangten bald nachher, während in nordwestlicher Richtung das bläuliche Gebirge sichtbar wurde, zu einer großen seeartigen Wasserfläche, aus der sich eine busch- und baumbestandene Insel emporhob. Von den Officieren der „Möwe“, die von Bimbia aus hierher gelangten, ist die Wasserfläche Möwe-See und die Insel Reiher-Insel getauft worden. Von Möwe-See bis Mudeka sind wir, indem wir einen halbkreisförmigen, sehr schmalen und seichten Creek verfolgten, noch über eine Stunde unterwegs gewesen. An einigen Stellen erlitten wir großen Aufenthalt dadurch, daß die Ruderer ins Wasser springen und das Boot über den Sand schieben mußten. Urplötzlich, als wir grade unter dem von beiden Seiten sich verengenden Laubdach hindurchfuhren, riß Dr. Nachtigal mich mit aller Gewalt zu seiner Seite herüber, und ich gewahrte dann, daß eine von einem Baumast herunterbaumelnde große Schlange dadurch, daß mein Helm ihren Kopf gestreift hatte, in perpendikelartige Schwingungen versetzt worden war.

Der Strand von Mudeka, an dem bloß zwei alte Canoes lagen, gleicht in Bezug auf Ungastlichkeit demjenigen von Mbinga. Es hat, glaube ich, eine Stunde gedauert, bis Dr. Nachtigal und meine Wenigkeit über den breiten, übelriechenden Schlickstreifen hinüber ans Land gelangten. Nachdem dann Gepäck und Ruder herausgenommen waren, wurde das Boot, damit die kommende Flut es nicht hinwegtreibe, mit mehrern Stricken an starken Mangrovebäumen festgebunden. Die beiden von Mungo-Leuten

bewohnten Ortschaften Mudeka und Mukunda sind zu Lande bloß 1½ Kilometer voneinander entfernt und auf Dr. Nachtigals Veranlassung wurden, damit der Abschluß des Vertrags nicht allzu viel Zeit in Anspruch nähme, die Häuptlinge von Mukunda (Ndumbe und Ntome) nach Mudeka beschieden, wo sich die beiden Häuptlinge Pape und Mussungo bereits zum Vertragsschluß bereit erklärt hatten. Bei dieser wie bei mancher andern Gelegenheit habe ich dem Generalconsul als eine Art von freiwilliger Secretär gedient.

Abgesehen von der selbst nach Negerbegriffen erstaunlichen Kleinlichkeit aller Verhältnisse war das Nachtlager von Mudeka, der vielen Moskiten und Ratten wegen, eines der unangenehmsten, das ich mit Dr. Nachtigal geteilt habe. Außer Palmwein, den man von Mukunda herbeischleppte (in Mudeka gibt es keinen), vermochten wir bloß einige Eier und Plantanen zu erstehen. Aber das unangenehmste war, daß unser beabsichtigter Marsch nach dem 5 Wegstunden entfernten Balung (über M'Pundo) auf ernstliche Schwierigkeiten stieß. Denn nach den bei den Eingebornen eingezogenen Erkundigungen konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß das von feindlichen Joss-Leuten besetzt gehaltene Mbundju bloß 1½ oder höchstens 2 Stunden entfernt war und daß wir an den Bewohnern von Mudeka, obwohl sich darunter 100 Männer befinden sollten, gar keine Stütze und keinen Rückhalt finden würden. Wir haben es daher, anstatt uns den ernstesten Verwicklungen auszusetzen, vorgezogen, am folgenden Tage nach Mungo zurückzukehren und alsdann den Mungo-Fluß soweit aufwärts zu befahren, als dies mit voller Sicherheit geschehen konnte. Ich selbst habe des Reichs-Commissars wegen, dessen Anwesenheit den Joss-Leuten nicht verborgen bleiben konnte, aufs entschiedenste zur Rückkehr gedrängt, während bei einem weniger hochstehenden Manne die Gefahr, angegriffen zu werden, viel geringer gewesen sein würde. War doch erst kurz vorher von den Abo-Leuten der Versuch gemacht worden, sich der Person des Admirals zu bemächtigen.

Am Mungo-Fluß folgen sich in der Richtung von Süden nach Norden die drei Landschaften Mungo, Balung und Bakundu. Die Scenerie des Mungo ist wegen der höhern Hügel und des zeitweilig von Elefantenherden durchstreiften Hochwaldes ein wenig großartiger als diejenige des Abo und des Wuri. Auf

dem kleinen Woermannschen Dampfer „Dualla“ ist Herr Wölber in 3 1/2 Tagen zu der Stadt Bakundu-ba-Nambele, wo eine Baptisten-Mission von dem Mulatten Richards geleitet wird, und in 4 Tagen über Ndo hinaus bis zu jenen Stromschnellen gelangt, wo der Fluß sich zwischen Blöcken von schönem roten Granit hindurch Bahn bricht. Der ziemlich unreinliche Ort Bakundu besteht aus einer sehr langen Straße mit Häusern zu beiden Seiten, und zwar Häusern, die sich, wie man das sonst fast nirgendswo in Negerländern findet, dicht aneinander schließen. Ebenso wie im Wuri- und im Budiman-Lande gibt es in großer Anzahl Dju-dju genannte Fetischhäuser, nach denen man bei den Dualla vergeblich suchen würde.

Nördlich von Bakundu liegen die beiden vulcanischer Thätigkeit ihren Ursprung verdankenden Seen Balombi-ba-Kotta (von Comber und später von Rogozinski besucht) und Balombi-ba-Mbu (von Tomczek entdeckt). Wie weit jene Kette vulcanischer Bodenerhebungen, zu denen die Inseln Annabom, S. Thomé, Fernando Po und das Kamerun-Gebirge gehören, sich ins Innere erstreckt, ist zur Zeit nicht bekannt. Ginge man von den beiden Seen aus in nordöstlicher Richtung weiter ins Innere hinein, so würde man zunächst zum Stamm der Befarenganja und dann zur Landschaft Bajong gelangen. Diese letztere Landschaft ist die äußerste, von der sich bei den Küstenstämmen irgendwelche Kunde vorfindet. Ob jene zahlreichen Wasserläufe, die vom Adamaua-Land südwärts fließen, zum Stromgebiet des Congo gehören oder ob sie den Alt-Calabar-Fluß, die verschiedenen Zuflüsse des Rio del Rey, den Mungo, den Wuri, den Edea und den Moanja speisen, ist zur Zeit noch ungewiß.

Der auf unsern Landkarten weiß gelassene Rest des noch unbekannten und unerforschten Innern tritt nirgendswo in ganz Africa so außerordentlich dicht an die Küste heran, wie grade bei Kamerun. Welches Feld für den Reisenden, den kühnen Forscher! Schon nach wenig Tagen kann derjenige, dem es gelingt, durch die eifersüchtigen Küstenstämme hindurch seinen Weg zu erzwingen, seinen Fuß auf niemals vorher von weißen Männern betretenen Boden setzen. Er kann in wenig Wochen oder Monaten die geographische Wissenschaft derart bereichern, wie dies im ganzen übrigen Africa nur noch mit einem Aufwand von ebenso viel Jahren möglich ist. Zwei Wege sind es vor allem,

die, nachdem man die Küste verlassen, schon binnen weniger Tage und alsdann auf der ganzen weitern Strecke durch völlig unerforschtes Land führen würden. Der eine geht von Kamerun nach Adamaua, der andere von Kamerun zum Congo. Die großen Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung beruhen auf der Eifersucht der Küstenstämme und der Kargheit aller Lebensmittel.

Ob man durch geschicktes Palaveriren mit den Eingebornen weiter gelangt, als die bisherigen Forscher gelangt sind, ist nicht bloß eine Glückssache, sondern auch eine Sache, die bestenfalls doch eine außerordentlich lange Zeit in Anspruch nehmen würde. Weit besser wäre es, wenn man in Lagos mohamedanische Haussas anwürbe und mit einer wohlbewaffneten Truppe schwarzer Soldaten und Lastträger vordränge. Kru-Leute eignen sich bekanntlich bloß zu Lastträgern und nicht zu Soldaten. Aber leider ist die von der englischen Colonialregierung bloß unter besondern Umständen und nach Hinterlegung einer großen Caution gestattete Anwerbung von Haussas fast noch schwieriger als diejenige von Kru-Leuten. Auf die Dienste der Eingebornen angewiesen zu sein, ist eine Quälerei, welcher sich nur derjenige aussetzen wird, der in anderer Weise gar keine Lastträger anzuwerben vermag. Denn die Eingebornen begleiten den Reisenden niemals auf einer größern Strecke, sondern bestenfalls bis zur zweiten oder dritten Ortschaft, wo man dann abermals Lastträger anwerben muß. Und wenn dann die schlauen Schwarzen sehen, daß der Weiße, der doch seine vielen Dutzend Kisten und Warenballen nicht auf halbem Wege zurücklassen kann, um jeden Preis Träger haben muß, so stellen sie naturgemäß die unverschämtesten Forderungen.

Und dann leiden auch die meisten westafricanischen Eingebornen nicht grade an einem Uebermaß von Mut. Man kann ihre natürliche Feigheit und den Widerstand, den sie bei jedem kleinsten Anlaß erheben, bloß dadurch überwinden, daß man Leute aus andern Gegenden (also z. B. Haussas oder Krus) mit sich nimmt, die ohne die Hülfe und den Willen des Weißen nicht wieder in ihre Heimat würden zurückkehren können. Aber selbst wenn man eine zahlreiche Truppe von Haussas und Kru-Leuten mit sich führte, würde man der Dienste der Eingebornen dennoch nicht entraten und ein umständliches Palaveriren keinesfalls ganz vermeiden können. Denn erstens erheischt es das eigene Interesse des Reisenden, daß er sich mit den Eingebornen auf freundschaft-

lichen Fuß setzt, weil sie andernfalls, wenn Mißtrauen wegen ihrer Handels-Interessen und religiöser Aberglaube in ihnen aufsteigen, nicht bloß einen Angriff wagen, sondern auch allerlei Schwierigkeiten in den Weg legen könnten. Zweitens bedarf der Reisende mit äußerster Notwendigkeit der ab und zu zu wechselnden Führer, weil die bei Reisedilettanten vorherrschende Ansicht, als ob man mit dem Compaß in der Hand durch das vielverschlungene Dickicht des Urwaldes seinen Weg finden könne, schon am ersten oder zweiten Tage Schiffbruch leiden würde. Und drittens ist man betreffs der Lebensmittel beinahe einzig und allein auf den guten Willen der Eingebornen angewiesen.

Lebensmittel, die man selbst mitnehmen wollte, würden keinesfalls länger als bei allergrößter Vorsicht für etwa einen Monat ausreichen. Die Kru-Leute werden an der Küste gewöhnlich mit Reis gefüttert und erhalten davon pro Tag und Mann ein Pfund (etwa zwei Wassergläser voll). Nun kann aber ein Kru-Mann auf längere Strecken keinesfalls mehr als 30 Kilogramm Gewicht tragen, und in Anbetracht des vielen Zeuges und der sonstigen Waren, die man mit sich nehmen muß, würde man doch allerhöchstens die Hälfte der Träger mit Lebensmitteln belasten können. Die Versorgung mit Lebensmitteln ist thatsächlich eine sehr heikle Frage. In manchen Binnenlands-Ortschaften ist es mir nicht einmal möglich gewesen, für meine wenigen Leute, deren Zahl sich doch niemals auf mehr als höchstens 25 belief, Lebensmittel zu erstehen. Wie aber erst, wenn man mit einer größern Truppe vorzudringen versuchte. Und einer sehr viel zahlreichern Truppe wird derjenige, der von Kamerun aus nach Adamaua oder zum Congo vordringen will, jedenfalls bedürfen, und zwar nicht bloß um einen etwanigen Widerstand der auf ihr Handelsmonopol eifersüchtigen Küstenstämme zu brechen, sondern auch um jene zahlreichen und kriegerischen Völkerstämme passiren zu können, die weiter landeinwärts wohnen.

In Bezug auf diese Völkerstämme besteht zwischen dem nördlichen und dem südlichen Kamerun-Gebiet ein sehr großer Unterschied. Denn während sich im nördlichen Kamerun-Gebiet die Sippen der handeltreibenden und um ihr Handelsmonopol besorgten Schwarzen so weit ins Innere hinein erstrecken, als man von diesem Innern überhaupt Kenntnis hat, gelangt man im südlichen Kamerun-Gebiet je nach dem Ausgangspunct der Reise schon nach 5- bis

12tägigem Marsch zu dem großen, von europäischer Cultur noch wenig beleckten und angeblich dem Menschenfraß huldigenden Volke der Fan. Dr. Lenz hat es erfolgreich versucht, sich mit den Fan auf freundschaftlichen Fuß zu setzen, aber bis zu welchem Grade das möglich ist, vermag ich nicht anzugeben.

Wer an eine Reise ins Innere denkt, sollte zuerst mit Hülfe der an der Küste wohnenden Kaufleute die Bekanntschaft der einflußreichsten Könige und Häuptlinge machen und sich, wenn nicht die Begleitung, so doch wenigstens die Hülfe eines der mächtigern Könige und außerdem die Dienste eines oder mehrerer englisch sprechenden Dolmetscher zu sichern suchen. Wenn auch die Macht der Küsten-Könige und Küsten-Häuptlinge nicht sehr weit ins Innere hineinreicht, so dienen sie doch als eine Art von lebendiger Empfehlungskarte und verstehen es am besten, die Eingebornen darüber, daß man keinen Handel treiben wolle, zu beruhigen. Als Ausgangspunct für eine Expedition nach Adamaua würde ich Bakundu und als Ausgangspunct für eine solche zum Congo Groß-Batanga empfehlen. Von wahrlich nicht zu unterschätzender Bedeutung sind die Dienste der an der Küste lebenden Kaufleute. Denn wenn auch dieselben über das Innere noch viel weniger als die eingebornen Häuptlinge Bescheid wissen, so sind es doch fast lauter weltkluge, im praktischen Leben geschulte und durch langjährigen Umgang mit den Schwarzen in deren Sinnesart eingeweihte Leute. Wie häufig habe ich diese Kaufleute ironisch über jene Africa- und Forschungsdilettanten lächeln sehen, die zu Zeiten herangetänzelt kommen, als ob sie allein schon durch die Thatsache einer Reise nach Africa große und berühmte Männer geworden wären — um, wenn das erste Fieber sie trifft, binnen weniger Tage, Wochen oder Monate schmachvoll zurückzukehren. Die Factoreien an der Küste sind die von der Natur gegebene Operationsbasis, von welcher der Forschungsreisende ausgehen, auf welche er sich stützen muß.

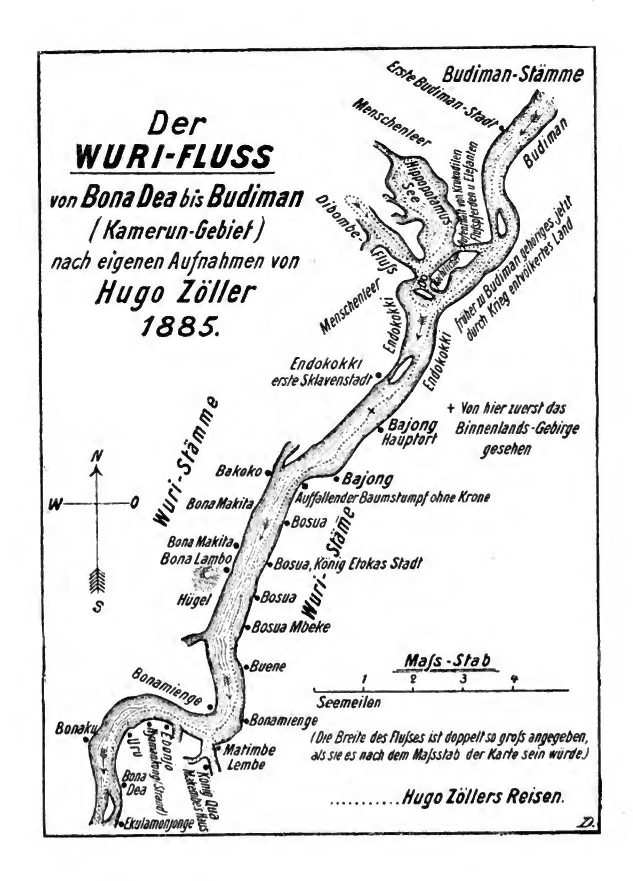
Für Ostafrica, von wo die meisten Reisenden ins Innere von Africa ausgegangen sind, hat sich seit vielen Jahrzehnten eine nicht zu unterschätzende Routine herangebildet, die grade im mittlern Westafrica noch beinahe vollständig fehlt. Während für Ostafrica die Art und Weise, wie der Reisende Träger anwerben und sich ausrüsten muß, als etwas sozusagen Feststehendes gegeben ist, müßte für Kamerun der Codex des Reisens ins Innere erst geschaffen

werden. Mit welchen Mitteln alles bisher Erreichte erzielt worden ist, wird der geneigte Leser aus meinen Schilderungen zur Genüge ersehen haben. Aber bei dem bisher Erreichten, welches ja doch noch sehr wenig ist, können wir nicht stehen bleiben. Und wer weiter vordringen will, als Saker, Burton, Buchholtz, Reichenow, Grenfell, Comber, Rogozinski, Tomczek, Consul Schultze, Nachtigal, Buchner, Wölber, Schmidt oder meine Wenigkeit dies gethan haben, für den dürften die bisher benutzten Reisemittel nicht ausreichend sein. Ich beispielsweise bin fast ausschließlich mit Kru-Leuten, die ich beim Lichten des Waldes von Eingebornen unterstützen ließ, und mit einem solchen Vorrat von Lebensmitteln vorgedrungen, daß ich in dieser Hinsicht die Dienste der Eingebornen nicht grade unumgänglich in Anspruch zu nehmen brauchte. Aber es liegt auf der Hand, daß man mit solcher Ausrüstung höchstens einige Wochen lang gradeswegs ins Innere vordringen kann und jedesmal nach je einem Monat wieder die Küste berühren muß.

Eine sehr wichtige Sache ist die richtige Ausstattung mit den als Tauschobjecte zu verwendenden Waren, unter denen Manufacturwaren, Tabak und einiger Schmuck wohl stets die hervorragendste Rolle spielen werden, während Rum und Pulver in Anbetracht ihres Gewichtes zu wenig Kaufkraft haben. Mit allen Dingen, die zu seinem eigenen Gebrauche und Comfort gehören, namentlich mit Zelt, Feldbett, Kleidern und wissenschaftlichen Instrumenten, wird der Reisende sich schon in Europa ausrüsten müssen, während er über die richtige Auswahl der Manufacturwaren u. s. w. bloß an Ort und Stelle ausreichende, die Geschmacksrichtung der betreffenden Negerstämme berücksichtigende Auskunft erhalten kann. Als Waffen dürften Winchester-Repetirgewehre sowie außerdem etwa noch eine Jagdbüchse und ein Elefantengewehr mit Expansionsgeschossen allen andern vorzuziehen sein.

Bis zur Besitzergreifung des Kamerun-Gebiets durch die Deutschen haben sich mit wenigen Ausnahmen bloß Engländer und namentlich englische Missionare um dessen Erforschung verdient gemacht. Sie haben, wenn auch bloß mit dem Compaß, den Lauf der meisten in das Aestuarium von Kamerun mündenden Flüsse und Creeks (Mungo, Abo, Wuri, Lungasi, Donga, Edea) bis zu deren Stromschnellen festgestellt, während es allerdings dem Verfasser vorbehalten blieb, als der erste Weiße die Katarakte

des Moanja- oder Batangastromes zu erreichen. Bloß am Mungo waren Comber, Rogozinski und Tomczek schon zur Zeit der deutschen Besitzergreifung in nordwestlicher Richtung eine Strecke weit über die Stromschnellen hinaus vorgedrungen. Seit nun die Deutschen begonnen haben, Schutzverträge abzuschließen, ist auch dem Binnenlande von Kamerun mehr Aufmerksamkeit zugewandt worden, und Dr. Nachtigal, Dr. Buchner, Herr E. Schmidt, Herr Wölber, Herr Consul Schultze, Herr Stein, die Commandanten der verschiedenen Kriegsschiffe und der Verfasser haben bereits manche Lücke der vorhandenen Karten ausgefüllt und manchen Fehler verbessert.



Der
WURI-FLUSS
von Bona Dea bis Budiman
(Kamerun-Gebiet)
nach eigenen Aufnahmen von
Hugo Zöller
1885.
Budiman-Stämme
Erste Budiman-Stadt
Budiman
Menschenleer
Hippopotamus See
Aufenthalt von Krokodilen Flusspferden u. Elefanten
Dibombe-Fluss
früher zu Budiman gehöriges, jetzt durch Krieg entvölkertes Land
Menschenleer
Endokokki
Endokokki
Endokokki erste Sklavenstadt
+ Von hier zuerst das Binnenlands-Gebirge gesehen
Bajong Hauptort
Wuri-Stämme
N
W
O
S
Bakoko
Bajong
Bona Makita
Auffallender Baumstumpf ohne Krone
Bosua
Wuri-Stäme
Bona Makita
Bona Lambo
Bosua, König Etokas Stadt
Hügel
Bosua
Bosua Mbeke
Buene
Mafs-Stab
1
2
3
4
Seemeilen
Bonamienge
Bonaku
Bonamienge
Uru
Ebonjo
Matimbe Lembe
(Die Breite des Flufses ist doppelt so grofs angegeben, als sie es nach dem Mafsstab der Karte sein würde.)
Bona Dea
König Qua
Ekulamonjonge
...........Hugo Zöllers Reisen.
D.

Capitel III.

Africanische Jagd-Abenteuer.

(Reiseziel und Ausrüstung. — Der Wuri-Fluß. — König Qua Makembe. — Menschen- und Krokodilschädel. — Die Vogelwelt. — Menschenleeres, im Kriege verwüstetes Land. — Unter den feindlichen Bewohnern des Budiman-Landes. — Ende unseres Vordringens. — Eine Nacht unter Flußpferden, Krokodilen und Elefanten. — Zu 13 Mann in einem Boot geschlafen. — „Auf Wache" in Africa. — Nächtlicher Alarm: „Drei feindliche Canoes." — Klar zum Gefecht. — Ein verliebtes Rendez-vous vorsündflutlicher Tiere. — Unser Boot in Gefahr, zertrümmert zu werden. — Die Stimmen des Urwaldes. — Das Trompeten der Elefanten. — Die jagdbaren Tiere unserer westafricanischen Colonieen. — Der schwarze Jäger Small Bonny Dido. — Der Hippopotamus-See. — Ganze Gesellschaften von Flußpferden. — Eine Fahrt auf dem Dibombe-Fluß. — König Etoka von Bosua.)

Die nachstehend geschilderte hochinteressante Fahrt auf dem obern Wuri-Fluß habe ich in Gemeinschaft mit Herrn Lieutenant zur See v. Malapert und Herrn Seconde-Lieutenant v. Etzel unternommen. Unsere ursprüngliche Absicht war es, trotz des Ausbruchs kriegerischer Unruhen so weit wie nur irgend möglich in dem bloß wenige Male von weißen Männern besuchten Budiman-Lande vorzudringen. Da jedoch die uns begleitenden Neger schon am dritten Tage durch die Feindseligkeit der mit Steinschloßgewehren bewaffneten und die Ufer besetzt haltenden Eingebornen dermaßen eingeschüchtert wurden, daß sie weder mit Ausdauer zu rudern vermochten noch auch sich im Notfalle hätten verteidigen können, so mußten wir darauf verzichten, die Strom-

schnellen des Wuri zu erreichen, und haben dann die vom Urlaub meiner Begleiter noch übrig bleibende Zeit der Jagd auf Flußpferde gewidmet, zu der wir allerdings in Ermangelung von Explosions- oder der neuerdings vorgezogenen Expansionsgeschosse bloß in ungenügender Weise vorbereitet waren. Als Fahrzeug diente uns eine sehr große Gigg, welche ich mit acht zu 5 ℳ Tagelohn pro Kopf in Dienst genommenen Missions-Negern, mit einem Führer und einem Dolmetscher bemannt hatte und die außerdem noch für 5 bis 6 Tage Lebensmittel trug. Meine sämtlichen Schwarzen waren mit Percussions- und Steinschloßgewehren bewaffnet, während Lieutenant v. Etzel Mauser-Büchse, Lieutenant z. S. v. Malapert und meine Wenigkeit dagegen Winchester-Repetir-Gewehre (leider sehr kleines und für Flußpferde nicht ausreichendes Kaliber) führten.

Der Pflanzenwuchs am Unterlauf der westafricanischen Flüsse gleicht sich in solch überraschender Weise, daß, wer einen von diesen Wasserläufen gesehen hat, auch bei einem weit entfernten zweiten Fluß die Aufeinanderfolge der verschiedenen Pflanzenarten ohne Schwierigkeit im voraus bestimmen kann. Ganz unten an den vielfach verschlungenen Creeks des Mündungsdeltas behaupten undurchdringlicher Mangrovebusch und ebenso undurchdringlicher Mangrovewald eine unumschränkte Herrschaft. Ein wenig höher aufwärts auf etwas trocknerm Boden finden wir, obwohl noch untermischt mit Mangrove, mehrere Pandanus-Arten. Dann folgen Pandanus und Schilf, und schließlich, wo das feste Land beginnt, Oelpalmen oder auch Cocospalmen.

Ich übergehe die Schilderung der Flußfahrt bis zu jenem Puncte, wo Abo und Wuri ihre Gewässer vereinigen. Der Abo, obwohl häufiger befahren und viel besser bekannt als der Wuri, tritt doch so sehr hinter den letztern zurück, daß dieser mit Fug und Recht als der Hauptstrom angesehen werden darf, zu dem sich der Abo ähnlich verhält wie die Mosel zum Rhein. Die Scenerie des Abo-Landes ist hübsch, aber nichts weniger als großartig: Mit lichtem Wald bestandene niedrige mamellenförmige Hügel, in den flachen Thälern sehr viel Palmen und am Horizont Waldprofile. Baobabs oder Affenbrotfruchtbäume, die am nahegelegenen Wuri so sehr häufig sind, scheinen im Abo-Lande nicht vorzukommen.

Das Landschaftsbild am Zusammenfluß des Abo und Wuri

und namentlich auch eine kleine Strecke weiter den Wuri-Fluß aufwärts ist, da rings herum hübsch bewaldete Hügel liegen, eines der reizendsten, die ich mich in Westafrica gesehen zu haben entsinne. Die Ufer sind teils mit lichtem Hochwald bestanden, teils in solch ausgiebiger Weise zum Anbau von Cassada, Mais, Kürbissen, Plantanen, Oelpalmen u. s. w. ausgenutzt, wie dies bei dem nichts weniger als fruchtbaren und auch durch allzu ausgiebige Benutzung ausgelaugten Boden am Unterlauf des Flusses gar nicht vorkommt. Die Vegetation am mittlern und obern Mungo, Abo, Wuri u. s. w. ist sowohl von derjenigen im untern Flußgebiet als auch im einzelnen je nach den Landschaften sehr verschieden. So bilden z. B. am Mungo und am Abo Eriodendren oder Wollbäume (Silkcottontrees), am Wuri dagegen die sonst in dieser Gegend nicht vorkommenden Baobabs oder Affenbrotfruchtbäume die Riesen des Waldes.

Während die Bewohner des Togo-Landes ihre Lagunen und Flüsse durch Fischzäune absperren, bedienen sich die Anwohner des Wuri, des Abo, des Mungo u. s. w. eines andern Mittels, um den Fischreichtum dieser Gewässer nutzbar zu machen. In geringer Entfernung von einander sieht man am Ufer, und zwar halb im Wasser stehend kleine aus Bambusstäben gefertigte Häuschen oder Käfige, in denen ein Köder angebracht ist. Fällt das Wasser beim Eintreten der Ebbe oder zerrt ein besonders großer Fisch am Köder, so schließt eine Klappe den Käfig und die Insassen sind gefangen. Uebrigens soll, wie ich von den Eingebornen in Erfahrung brachte, der Aufwärtsstrom zur Zeit der Flut nicht viel weiter als bis Bonaku und Uru wahrnehmbar sein. Unter den Fischen, die mir gezeigt wurden, schien mir der häufig vorkommende elektrische Wels, bei dessen Berührung man einen leichten Schlag empfindet, der interessanteste zu sein.

Das Gebiet des Wuri-Stammes, das mit seiner letzten Ortschaft Bonajero an die Sklavenstädte der Dualla angrenzt, untersteht verschiedenen Königen, von denen nächst dem später zu erwähnenden König Etoka von Bosua der über Matimbe Lembe, Bonamienge, Sikabundju und Bonaku herrschende König Qua Makembe der mächtigste ist. Als wir bei Anbruch der abendlichen Dämmerung am Strande von Matimbe Lembe an Land stiegen, rieten uns die Eingebornen, obwohl sie uns gern bei sich behalten hätten, dennoch, den weitern Weg zu Qua Makembes an einem

Seitenarm des Flusses gelegener Wohnung nicht zu scheuen, weil der König sonst beleidigt sein würde. Die rasende Strömung des Seitenarmes, in den wir jetzt einlenkten, ließ unser Boot, ohne daß gerudert zu werden brauchte, mit unheimlicher Geschwindigkeit dahinschießen. Glücklicherweise dauerte die Sache nicht lange, und nachdem wir auf das flehentliche Bitten unserer furchtsamen Ruderer einen zweiten Seitenarm, der angeblich von Flußpferden wimmeln sollte, unbeachtet gelassen hatten, empfing uns mit vielem Händeschütteln der wild aussehende aber sehr freundliche Herrscher des Landes. Während die liebe Dorfjugend unsere Gewehre, die Ruder und einen Teil des Gepäcks tragen durfte, ging es einen 10—15 Meter hohen Abhang hinan zur königlichen Wohnung, in der uns ein auffallend geräumiges und wohnliches Gemach angewiesen wurde. Der König bestand anfänglich darauf, eine Ziege zu schlachten — es gilt das, da der Wert einer Ziege sich auf 40—50 ℳ stellt, als etwas außerordentliches —, begnügte sich aber auf unser Zureden mit dem Geschenk einiger Hühner, Eier, Plantanen u. s. w. Nachdem durch einige mit Palmöl gespeiste Dochte die Hütte erhellt worden war, begann der König mit liebäugelndem Blick unsere Vorräte zu mustern und mit freundlichem Grinsen von dem ihm vorgesetzten Genever, Kümmel, Bier, Thee und Rotwein zu kosten. Sein demnächstiger Katzenjammer wird, da er sich auch noch den bisher unbekannten Genuß einer halb gerauchten und halb verspeisten Cigarre gestattete, von der allergründlichsten Art gewesen sein. In Wuri wird Tabak zwar ziemlich viel geschnupft, aber gar nicht geraucht. Ein am folgenden Morgen unternommener Spazirgang führte uns zu einer als Fetischhaus dienenden und von Ruhebänken umgebenen offenen Halle, von deren Decke 15 Menschen- und 6 Krokodilschädel herunterhingen. Möglich wäre es auch, daß sich unter dem, was ich von außen gesehen — und ins Innere wollte man uns nicht gern hineinlassen — für Menschenschädel hielt, auch einige Affenschädel befunden hätten.

Bei der weitern Fahrt auf dem Wuri-Fluß bemerkte ich zu meinem großen Unbehagen, daß am vorigen Tage die vielen Gewehre dicht bei dem Schiffs-Compaß verstaut gewesen waren, sodaß ich also meine sorgfältigen Beobachtungen verwerfen mußte und erst von hier aus mit dem Entwurf einer zuverlässigen Kartenskizze beginnen konnte. Wir hatten während des ganzen Tages

eine schöne grade Wasserlinie von etwa 200 Meter Breite vor uns, von der sich nur noch selten die am Unterlaufe so sehr häufigen Seitenarme abzweigten. Wegen der sehr starken Strömung (3/4 bis 1 1/2 Knoten Fahrt) vermochten wir höchstens eine Seemeile in der Stunde zurückzulegen. An schmalen Stellen, wo die Strömung besonders reißend war, konnten wir, trotzdem bald diese bald jene Uferseite aufgesucht wurde, mit den faulen Ruderern kaum vorüberkommen. Die Leute bei ihrer Ehre zu fassen, war ganz unmöglich; man erreichte bloß etwas, wenn man die Magenfrage mit ins Spiel zog und mit dem Ausfall einer Mahlzeit drohte. Der vielen und weit vorspringenden Sandbänke wegen mußte häufig im Zickzack gefahren werden, wodurch auch sehr viel Zeit verloren ging. Obwohl unser Boot bloß zwei Fuß Tiefgang hatte, so gerieten wir doch mehrfach auf den Sand, und es half dann nichts anderes, als daß auch wir Weiße ins Wasser sprangen, um, beim Vorwärtsschieben selbst Hand anlegend, die säumigen Schwarzen anzuspornen. Allerdings war es grade die trockenste Jahreszeit und man erzählte uns, daß 3 Monate später, wenn das Wasser stiege, selbst Boote von großem Tiefgang überall würden verkehren können.

Von der Fauna des Landes zeigte sich uns bloß die Vogelwelt. In ganzen Scharen sahen wir kleine grüne oder auch etwas größere graue rotgeschwänzte Papageien, die in einem Teil von Westafrica ebenso häufig zu sein scheinen wie bei uns die Krähen oder Sperlinge. Dann erblickten wir auch häufig schneeweiße Reiher, Pfeffervögel oder wunderbar schön metallgrün gefärbte Eisvögel von der Größe unserer Krammetsvögel. Zu andern Zeiten wurde man durch große Flüge von Schwalben, wilden Gänsen oder andern auch bei uns vorkommenden Zugvögeln überrascht. Ich bin überzeugt, daß ein großer Teil der geflügelten Fauna, die wir hier am Wuri-Fluß sahen, im Sommer nach Deutschland zieht. Das Gezücht der Raubvögel ist namentlich durch sehr große Weihen vertreten.

Dem Dorfe Bosua gegenüber liegt ein vereinzelter Hügel. Im übrigen täuschten wir uns mehrfach betreffs der vermeintlichen Höhenzüge, indem das, was wir als Terrainwellen anzusehen geneigt gewesen waren, sich beim Näherkommen als hochstämmiger und die übrige Vegetation überragender Wald erwies. In diesem dicht bevölkerten Lande reihte sich Dorf an Dorf, und zwar führ-

ten auffallenderweise jedesmal mehrere zu beiden Seiten des Flusses gelegene Dörfer einen und denselben Namen, wie z. B. Bosua, Bona-Makita (Bona bedeutet Dorf oder Ortschaft), Bajong, Endokokki u. s. w. Ebenso wie im Dualla-Land lagen auch hier die Sklavendörfer eine kleine Strecke abseits von den Ortschaften der Freien. Sobald man uns gewahr wurde, sammelten sich die Bewohner in großen Haufen am Strande, sodaß die Ufer beinahe ebenso belebt waren, wie wenn unser Kaiser aus besonderm Anlaß eine Festfahrt auf dem Rhein unternommen hätte. In einigen Dörfern beobachtete man unsere Vorüberfahrt mit unheimlichem Schweigen, in andern wurde unser freundlicher Gruß freundlich erwidert; aber meistens schrie das Volk so wild durcheinander, daß es den Anschein hatte, als ob man uns durchaus nicht mit sehr freundlichen Blicken ansähe. Solche Gefühle, wenn sie wirklich vorhanden waren, rühren wohl vorwiegend daher, daß jeder Neger oder wenigstens jeder sich mächtig und vornehm dünkende Neger ein Anrecht auf den Besuch und auf die Geschenke des an seiner Wohnung vorüberziehenden Fremdlings zu haben glaubt. Und um das Maß der Entrüstung voll zu machen, hatten wir, da es bereits der dritte Reisetag war, keinen Anstand genommen, sogar Bosua, das Residenzdorf des mächtigen Wuri-Königs Etoka, gänzlich unberücksichtigt zu lassen. Wir hatten uns damit begnügt, in allerdichtester Nähe vorüberzufahren und den Leuten zuzurufen, daß wir ihre guten Freunde seien. Dabei war es uns aufgefallen, daß viele Häuser mit großen weißen Wandmalereien verziert waren, die, soweit wir den Sinn dieser kindischen Fratzen zu enträtseln vermochten, europäische Kaufleute, Matrosen und auch Tiere, wie z. B. Krokodile, darzustellen schienen. Der 6 bis 8 Meter hohe Uferkamm wurde an vielen Stellen durch breite, als Wege benutzte und zum Wasser hinunterführende Einschnitte durchbrochen. Mehrfach liefen die Leute, als wir näher kamen, diese Abhänge hinunter, sprangen in ihre Canoes und leisteten uns in gemessener Entfernung eine ganze Strecke weit Gesellschaft.

Die Scenerie ist von derjenigen des Mungo-Flusses gänzlich verschieden. Ueber die Ufer des untern Mungo, an denen es nur sehr wenig menschliche Ansiedlungen gibt, beugen sich in ununterbrochenem Dickicht die eleganten Kronen der Oelpalmen hinüber, sodaß man vom Wasser aus gar keine eigentlichen Ufer, sondern bloß Pflanzengrün zu sehen bekommt. Ganz anders am

Wuri-Fluß, wo die steilen gelben Lehm-Ufer in beinahe ununterbrochener Reihenfolge Dörfer und Pflanzungen, aber bloß sehr wenig Wald tragen.

Von Bajong aus bemerkten wir zum erstenmal, und zwar gradaus vor uns ein wahres und wirkliches Gebirge, das sich trotz der nebligen Luft mit großer Deutlichkeit vom Horizont abhob. Es kann dieses Gebirge, durch das sich der Wuri-Fluß in den von uns gesuchten Stromschnellen seinen Weg bahnt, kaum etwas anderes sein, als die äußerste der den Westabhang des innerafricanischen Hochplateaus umgebenden Bergketten. An einzelnen Stellen des südlichen Kamerun-Gebiets liegt dieser Abhang der Küste so nahe, daß man ihn in einem guten Tagemarsch erreichen könnte und auch von der See aus mit Deutlichkeit wahrnimmt.

Als wir uns, um einen zweiten Führer in Dienst zu nehmen, dem Dorfe Bajong näherten, saß, halb vom Wasser umspült, auf dem Sand des Ufers ein aussätziges Weib oder, besser ausgedrückt, eine einzige Masse von Beulen — der scheußlichste Anblick, den man sich nur vorzustellen vermag. An die Pfosten der Wohnung des Ortshäuptlings hatte man einige Ketten tragende Sträflinge angebunden, über deren Vergehen wir nichts in Erfahrung zu bringen vermochten.

Endokokki scheint die nördlichste Ortschaft des Wuri-Landes zu sein. Dort, wo der von Nordwesten kommende Dibombe-Fluß in den Wuri einmündet, macht der letztere eine leichte Biegung nach Nordost. Das durch diese Biegung an zwei Seiten vom Strom umschlossene Gebiet wurde früher von Budiman-Leuten in Anspruch genommen. Nachdem aber die Wuri-Stämme diese Strecke eroberten, ist sie bis jetzt, da die Wuri doch nicht den Mut haben, sich hier niederzulassen, unbewohnt geblieben. Die Wuri-Häuptlinge wünschen, seit sie so viel von den Deutschen gehört haben, daß das Land ihnen von diesen in aller Form Rechtens zugesprochen werde.

So sehr wir in ihn drangen, so weigerte unser Wuri-Führer sich doch ganz energisch, uns auf der weitern Fahrt ins Budiman-Land zu begleiten. Wir mußten ihn nicht bloß auf sein flehentliches Bitten an Land setzen, sondern bekamen auch mit unsern eigenen Leuten, die zurückzukehren wünschten, ein längeres Palaver. Es seien, so hieß es, schon so viele Dualla in Budiman getötet worden, daß man dem oft erneuerten Versuch, mit diesem Lande

directen Handel zu treiben, gänzlich entsagt habe. Als ich endlich durch das Versprechen eines großen Geschenkes den teils auf Furcht, teils bloß auf Faulheit beruhenden Widerstand überwunden hatte, ging man so weit, anstatt des mündlichen ein schriftliches Versprechen von uns zu erbitten. Ich fragte die Schwarzen, ob sie jemals gehört hätten, daß ein weißer Mann sein Wort gebrochen habe. Einer erwiderte, er kenne mehrere Europäer, die dies gethan hätten. Als ich dem Unverschämten statt jeder Antwort eine schallende Ohrfeige gab, war die Sache erledigt und wurde unsere Fahrt in sichtlich gehobener Stimmung fortgesetzt.

Während unseres zweiten Frühstücks, zu dem wir das ziemlich klare und wohlschmeckende Wasser des Flusses tranken, gewahrten wir die bloß wenig über das Wasser emporragenden breiten und beinahe viereckigen Köpfe dreier Flußpferde, die, sobald wir näher heranruderten, verschwanden, um nach drei bis vier Minuten, aber jedesmal an einer andern Stelle, wieder aufzutauchen. Daß unsere aus großer Entfernung abgegebenen Schüsse ihnen irgendwelches Unbehagen verursacht haben, halte ich nicht für wahrscheinlich. Auf einer Sandbank, an der wir vorüberfahren mußten, herrschte reges Leben, indem mehrere Dutzend wild aussehender und anscheinend betrunkener Eingeborner sich mit Tanzen und Springen fast wie toll gebärdeten. Eine halbe Stunde später hatten wir die erste Budiman-Stadt zwar unbehelligt, aber doch insofern nicht ohne Schaden passirt, als das Geschrei, welches die Leute am Lande erhoben, unsern Ruderern in die Glieder gefahren zu sein schien. Zudem wollte es das Unglück, daß wir just bei der zweiten Stadt auf einer Untiefe festzusitzen kamen. Sofort wurden von beiden Ufern Canoes ins Wasser geschoben, und während mit Flinten bewaffnete Leute laut schreiend am Ufer entlang liefen, kam, begleitet von einem halben Dutzend Musketenträgern, ein Mann von höchst unangenehmem Gesichtsausdruck zu uns herangewatet. Wir nahmen, indem wir ein möglichst freundliches Gesicht machten, unsere Gewehre zur Hand. Auch befahlen wir dem Dolmetscher, einige Flaschen Rum herbeizubringen, gestatteten aber nicht, daß der häßliche Häuptling oder einer seiner Begleiter unser Boot berührte. Der Rum, den man vielleicht als ein allzu geringes Geschenk betrachtete, wurde mit unangenehmer Hast und mit lautem Knurren in Empfang genommen, ohne daß die kriegerischen Anstalten, die inzwischen am Lande vor sich

gingen, einen Aufschub erlitten hätten. Schon waren einige der größern Canoes bemannt und begannen sich in Bewegung zu setzen, als wir, uns mit aller Kraft auf die Ruder stemmend, wieder flott wurden. O, daß wir statt dieser zehn baumstarken Missionssprößlinge — sie trugen sogar Hosen, was ihren Wohlgeruch durchaus nicht vermehrte — bloß drei oder vier europäische Matrosen bei uns gehabt hätten! Diese würden allerdings nicht so ausdauernd haben rudern können. Aber was hätte es, wenn wir zum Ziele gelangten, verschlagen, ob wir einen Tag mehr dazu gebrauchten oder nicht?

Bei der dritten Ortschaft, welche die beiden frühern an Größe übertraf, wurden wir, während das ganze Ufer mit Bewaffneten besetzt war, in solch kategorischer Weise zum Haltmachen aufgefordert, daß wir es nicht für ratsam hielten, auch diesmal ohne eine Aufklärung über Ziel und Zweck unserer Reise weiterzufahren. „Was wollt ihr hier, kehrt zurück oder es wird euch schlecht ergehen!“ rief ein wild aussehender Mann, der, wie uns der Dolmetscher mitteilte, der König war. Wir ließen erwidern, daß wir keinen Handel trieben, daß wir bloß den Fluß zu sehen wünschten und keine weitern Waren als die zu Geschenken bestimmten mit uns führten. Der König schrie, daß er keine Geschenke begehre — unter Negern ein ebenso seltenes wie gefahrverkündendes Merkmal —, und da gleichzeitig eine ganze Flottille stark bemannter Canoes an uns vorübergefahren war, um eine kleine Strecke weiter flußaufwärts die Fahrstraße abzusperren, so erklärten unsere Dualla-Ruderer, daß sie lieber jeder Strafe trotzen, als jetzt, da der Rückweg frei sei, weiter in dieses feindliche Land hinein vordringen würden. Noch beratschlagten wir, das Gewehr im Arm, etwa eine halbe Stunde lang. Als aber alle Ermahnungen den gewünschten Einfluß auf unsere Leute verfehlten, wurde mit sorgfältiger Umgehung der gefahrdrohenden Sandbank und ohne daß wir von den Budiman-Leuten weiter belästigt worden wären, die Rückfahrt angetreten.

Als wir kurz vor Einbruch der Dämmerung bei dem Zusammenfluß von Wuri- und Dibombe-Fluß, also in jener Gegend eintrafen, welche ich schon im vorigen Aufsatz als verwüstet und menschenleer bezeichnet habe, wurde der Beschluß gefaßt, anstatt fernerhin auf Entdeckungen auszuziehen, den wilden Tieren des Waldes unsere Aufmerksamkeit zu widmen. Unsere Dualla-Ruderer

bezeichneten drei Sand-Inseln, welche einen größern See vom Flusse abtrennten, als das beliebteste Nachtlager der hier sehr häufigen Flußpferde. Aber da wir des seichten Wassers wegen unser Boot nicht nahe genug heranbringen konnten, so mußten wir uns, um die Inseln in Augenschein nehmen zu können, entschließen, unsere Kleider abzulegen und mit Hüftentüchern (Negermode), Helm und Gewehr durch das Wasser zu waten. Bei dieser Gelegenheit passirte es, nicht grade zum Vorteil unserer Gewehre, zweien von uns, daß wir, die richtige Furt verfehlend, in ein tiefes Loch stürzten und nur schwimmend das Ufer erreichen konnten. Wir fanden die Inseln über und über bedeckt mit ganz frischen Fußspuren von Flußpferden und auch von Elefanten. Bei zwei Flußpferden, die in einem Seiten-Creek sichtbar wurden, schätzten wir die Entfernung allzu groß, als daß es angezeigt gewesen wäre, auf sie zu schießen. Die Ufer der beiden Flüsse, der vielen Creeks und des obenerwähnten Sees waren mit solch dichtem Wald bestanden, daß die Landschaft das vollkommenste Bild einer unbewohnten Wildnis darbot und zur Behausung jener vorsündflutlichen Tiere, von denen unsere Leute so vieles zu erzählen wußten, ganz geeignet zu sein schien. Hätten die allzu vertrauensseligen Dualla geahnt, welche Wünsche und Pläne ihre Erzählungen in uns hervorriefen, so würden sie wahrscheinlich geschwiegen haben, denn ihr sehnlichster Wunsch war es, im nächsten Wuri-Dorf zu übernachten, wo, wie man uns geflissentlich vorhielt, ein Dualla-Mann beinahe allmächtig sei. Aber der Plan, die Flußpferde, die Elefanten und Krokodile, sei es spät abends oder früh morgens, in ihrem Nachtlager zu überraschen, hatte sich bereits so sehr bei uns eingenistet, daß selbst stärkere Einwände, als die Wünsche unserer Ruderer es waren, nichts dagegen gefruchtet haben würden. Bloß das kam in Frage, wo und wie wir übernachten sollten. Nachdem die Entscheidung lange zwischen einem Nachtlager am Lande oder im Boote geschwankt hatte, entschieden wir uns schließlich für letzteres, welches weniger der wilden Tiere wegen als in Anbetracht der uns von den Eingebornen gezeigten Feindseligkeit das zuverlässigere zu sein schien.

Da unsere Leute erklärten, daß sie in der nähern Umgebung kein Brandholz zu finden wüßten, so mußten wir uns mit einem kalten Abendessen begnügen. Die Herrichtung eines Nachtlagers hatte in dem engen, mit Menschen und Gepäck vollgepfropften

Boote namentlich auch deshalb, weil bereits die Dunkelheit angebrochen war und man kein Licht anzünden konnte, ihre sehr großen Schwierigkeiten. Um uns vor dem nächtlichen Tau zu schützen, ließen wir das Sonnensegel aufziehen. Während wir selbst bei einem Glase Bier und unsere Leute bei der ihnen gewährten Extraration Rum saßen, schollen aus der Wuri-Gegend immer lebhafter die Alarm-Signale der hierzulande in jedem Dorfe vorhandenen Trommeln zu uns herüber. Längere Auseinandersetzungen in der seltsamen Trommel-Sprache der hiesigen Neger folgten nach. Unsere Leute horchten. Die Wuri-Leute, erzählten sie, seien aufs äußerste erzürnt, weil wir, ohne ihr Gebiet zu berühren, in der Richtung nach Budiman vorübergefahren seien. Sie betrachteten dieses Benehmen als Kriegserklärung und riefen nun aus allen Orten die Aeltesten zusammen, um zu beraten, was zu thun sei. Wir befanden uns auf der Wuri zunächst gelegenen Seite jenes wüsten, unbebauten und menschenleeren Landstrichs, der die Wuri-Leute von den Budiman-Leuten trennt. Standen die Dinge wirklich so, wie unsere Ruderer uns berichteten, so konnte sowohl seitens der wilden und auf unsere Habseligkeiten lüsternen Budiman-Leute wie seitens der erzürnten und um ihr Handelsmonopol besorgten Wuri ein Angriff befürchtet werden. Wahrscheinlich war es nicht, daß wir während der Nacht angegriffen werden würden. Denn der Neger, dem es ohnehin an Initiative fehlt, liebt vor allem Ruhe und bequemes Leben. Immerhin schien es geboten, uns für alle Fälle vorzubereiten, und Gewehre, Revolver und Patronen wurden derart bereit gelegt, daß wir, aufwachend, bloß danach zu greifen brauchten.

Wir losten darum, wer auf dem Boden und wer auf den beiden schmalen Bänken liegen sollte. Alsdann streckten wir uns, während der wolkenbezogene Himmel mit Regen zu drohen schien, auf unserm harten Lager nieder. Anfänglich ließen das Gesumm und die auf Hände und Hals gerichteten Stiche der Moskiten uns nicht einschlafen. Als ich dann nach unruhigem Schlaf wieder aufwachte, wurde ich mir mit einem leichten Schrecken bewußt, daß ich eine Hand über Bord hatte hängen lassen, was wegen jener Krokodile, deren Spuren wir gesehen hatten, doch nicht grade ratsam erschien. Die Natur rings umher schien weit lebendiger geworden zu sein, als sie sich am Tage ausgenommen hatte. Nicht nur schollen noch immer vom Wuri-Lande her die Trommel-

Töne herüber, sondern aus dem Walde selbst ging ein Gewirr von Tierstimmen hervor, wie man es in ähnlicher Mannigfaltigkeit nur selten zu hören bekommt. Da mußten mehrere verschiedene Arten von Lachtauben sein, deren unheimliches Gurren sich mit dem Krächzen von uhuähnlichen Nachtvögeln vermischte. Dazu kam ab und zu ein sehr starkes Schnauben, das aus den Tiefen des Wassers hervorzudringen schien und bloß von Flußpferden herrühren konnte. Nachdem ich mich vorsichtig, um weder meine Gefährten zu wecken noch über Bord zu fallen, auf die andere Seite gedreht hatte, schlief ich wieder ein.

Ich mochte einige Stunden geschlafen haben, als ich durch ein leichtes Rütteln am Arm wieder aufgeweckt wurde. Lieutenant v. Etzel flüsterte mir zu, daß er das Plätschern von Rudern gehört zu haben und mehrere sich auf uns zu bewegende Canoes zu sehen glaube. So sollten wir also doch noch angegriffen werden. Schnell war auch Lieutenant zur See v. Malapert, der den schlechtesten Platz am Boden des Bootes bekommen hatte, aufgeweckt. Eine Minute später hatte jeder sein schußfertiges Gewehr im Arm und die Patrontasche neben sich. So zugerüstet blickten wir in die dunkle Nacht hinaus und harrten der Dinge, die kommen sollten. Unsere sämtlichen Leute zu wecken, wäre, da sie ja doch nicht gekämpft haben würden, nicht bloß unnötig, sondern auch des damit verknüpften Geräusches wegen unklug gewesen. Der Weiße, der in diesen Teilen Africas bloß Eingeborne oder Kru-Leute und nicht etwa Haussas mit sich führt, muß sich von vornherein darüber klar sein, daß er im Falle eines Angriffs einzig und allein auf seine eigenen Kräfte angewiesen ist. Dem dicht in meiner Nähe liegenden Hauptmann unserer Kamerun-Leute gab ich, um nichts zu versäumen, einen Rippenstoß, damit er, aufwachend, wenn auch nicht kämpfe, so doch seine scharfen Augen und seine Kenntnis der Angriffsweise dieser Eingebornen zu unserer Verfügung stelle.

Das ganz leise Plätschern der Ruder war noch immer deutlich zu hören, auch konnten unsere nunmehr an die Dunkelheit gewöhnten Augen ohne Schwierigkeit drei längliche, sich schwärzlich von der Wasserfläche abhebende und sich auf uns zu bewegende Massen wahrnehmen. Flüsternd überlegten wir, was zu thun sei. Das matte Licht der wenigen, durch die Wolken hindurchschimmernden Sterne beleuchtete die vor unserer Steuerbordseite sich

ausdehnende weite Wasserfläche, auf der sich die schwarzen Massen heranbewegten. Dorthin hätte man, wenn auch ohne das Korn des Gewehrs zu sehen, feuern können. Aber das schmale Gewässer an der Backbordseite wurde dermaßen von den Uferbäumen beschattet, daß dort eine wahrhaft ägyptische Finsternis herrschte. Unser Boot lag am Westufer jener kleinen Sand-Insel, welche die gemeinschaftliche Mündung des Dibombe-Flusses und des von uns Hippopotamus-See getauften Gewässers dermaßen vom großen Wuri-Fluß abschließt, daß bloß an der West- und an der Ostseite eine schmale Durchfahrt übrig bleibt. Die westliche Wasserstraße war durch einen umgefallenen Riesenbaum zu drei Vierteln versperrt. Und da unser Boot zwischen diesem Baumstamm und der Insel lag, so konnten wir wenigstens nicht umgangen werden.

Immerhin beschlossen wir, nicht zuzulassen, daß sich Canoes unter den Schatten des baumbestandenen Festlandsufers legten. Im übrigen sollte unter allen Umständen erst dann gefeuert werden, sobald von feindlicher Seite der erste Schuß gefallen wäre. Selbst für den Fall, daß dasselbe günstig für uns ausgefallen wäre, würde ein kleines Feuergefecht schlimme Palaver mit sich gebracht und den Vorgesetzten meiner beiden Begleiter arg mißfallen haben. Schon waren die schwarzen Massen so nahe herangekommen, daß wir uns trotz der Dunkelheit wunderten, weshalb wir die Umrisse der Ruder und der Ruderer noch nicht erkennen könnten. Auch war das Plätschern etwas seltsamer Art, bald sehr laut, bald sehr leise, wie man es sonst bei Canoes nicht zu hören bekommt. Eben wurde die Frage erwogen, ob wir die nächtlichen Besucher anrufen sollten, als mit Einem Schlage ein mächtiges Schnauben der Sachlage ein anderes Ansehen gab. Verwundert schauten wir uns an und brachen in ein fröhliches Lachen aus, in welches der Hauptmann unserer Kamerun-Leute mit einstimmte. So hatten wir also Flußpferde für feindliche Canoes gehalten. Immerhin hatten wir allen Grund, auf unserer Hut zu sein, denn die immer größer werdenden riesigen Massen bewegten sich in grader Linie auf unser Boot zu. Erst jetzt besannen wir uns, daß unser Boot den durch den umgefallenen Baumstamm eingeengten Weg in den Hippopotamus-See völlig sperrte, daß wir zu unserm Nachtlager grade den Platz gewählt hatten, wo nach Angabe der Eingebornen die zu ihren nächtlichen Weidegängen aufbrechenden Flußpferde zu passiren pflegten. Was thun, wenn

unser Boot den drei Kolossen als kein nennenswertes Hindernis erschien, wenn sie den gewohnten Weg auch diesmal einschlugen? Zu schießen erschien uns nicht ratsam, weil wir den Kopf der Tiere noch gar nicht sehen konnten und weil auch wohl die Aufregung im Wuri-Lande dadurch vermehrt worden wäre.

Mit gewaltigem Schnauben und starkem Aufspritzen des hier schon sehr viel seichtern Wassers wälzte sich das eine der drei Tiere bis auf wenige Schritte von unserm Boote heran. Erst hier schien es Halt machend unser Boot zu bemerken. Unsere inzwischen sämtlich aufgewachten Ruderer wisperten untereinander und machten sich bereit, aus dem Boote hinauszuspringen. Das Flußpferd verweilte, ab und zu laut schnaubend, eine ganze Zeitlang in allerdichtester Nähe. Schließlich näherte es sich wieder ein klein wenig, bog dann seitwärts ab und stampfte so dicht an der Backbordseite unseres Bootes dahin, daß wir für die Riemen, die wir kaum schnell genug hereinziehen konnten, zu fürchten begannen. Jedenfalls hätten wir vom Boote her mit ausgestrecktem Gewehr den Körper des Tieres erreichen können. Der kleine Wasserarm zwischen uns und dem Festlande war so schmal, daß beim jedesmaligen Eintauchen des Kolosses ein großer Teil der Wassermasse herausgetrieben wurde, um gleich darauf mit eben solcher Gewalt wieder zurückzustürzen. Unser Boot geriet dabei in solch bedenkliche Schwankungen, daß das Gepäck von den Sitzbänken herunterstürzte und Gläser und Flaschen wild durcheinander klirrten. Noch bangte mir vor dem den Weg versperrenden Baumstamm und aufmerksam beugte ich mich über Bord, um zu erkennen, wie die plumpe Fleischmasse sich diesem Hindernis gegenüber verhalten würde. Ließ sich der Koloß dadurch abschrecken, so sprach alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß er seitwärts abschwenken und unser Boot zertrümmern würde. Aber glücklicherweise tauchte das Flußpferd unter und schwamm ungehindert unter dem Baumstamm weg. Die zwei Gefährten des eben verschwundenen Riesen blieben die ganze Nacht hindurch in allerdichtester Nähe, platschten munter im Wasser umher und suchten durch fürchterliches Grunzen — es blieb nicht der leiseste Zweifel übrig, daß wir Zuschauer eines verliebten Rendez-vous waren — ihren zärtlichen Gefühlen Ausdruck zu geben.

Als ich einige Stunden vor Sonnenaufgang abermals aufwachte, fühlte ich mich durch das Interesse, welches mir ein



König Bell mit einer seiner Frauen.
(Aus der Gartenlaube.)

starkes, bisher nicht gehörtes Trompeten einflößte, veranlaßt, den Hauptmann meiner Leute zu wecken. Er erklärte ganz vergnügt, daß ganz dicht bei uns am Ufer einige Elefanten weideten. Die Alarmtrommeln des Wuri-Landes schwiegen jetzt, dafür aber erscholl aus der uns umgebenden Wildnis ein noch mannigfaltigeres Gewirr von Stimmen, als wir es vorher vernommen hatten. Es liegt ein eigenartiger Reiz in diesen Stimmen des Waldes. Hätte ich mich nicht so unbeschreiblich gerädert gefühlt, so würde ich ihnen stundenlang gelauscht haben. Der Reisende — und sei er auch bloß ein Vergnügungsreisender —, der nach mir dieses Land besucht, möge nicht verfehlen, solch eine Nacht unter den wilden Tieren des Waldes zu verleben. Während man hierzu anderwärts wochenlang reisen müßte, führt hier schon eine zwei- bis dreitägige Bootfahrt in Gebiete, wo man die seltensten Tiere unserer Zoologischen Gärten in der Freiheit und in jeder gewünschten Anzahl zu sehen bekommt. Reisen im Gebirge bieten ganz unbeschreiblich viel mehr an Naturschönheiten, aber wer den Jagdsport liebt, möge sich in der Nähe der im übrigen ziemlich eintönigen Flüsse halten. Auch ist es unmöglich, bloß am Tage ein zutreffendes Bild von dem diesen Wäldern und Buschdickichten innewohnenden Leben zu erhalten. Die Flußpferde, die ich am nächsten Morgen sehen sollte, waren ganz andere und viel scheuere Wesen als die, welche sich in der Nacht so ungenirt um uns herumgetummelt und ihre geheimsten Familienscenen vor unsern Augen abgespielt hatten. Es ist allerdings nicht leicht, sich den Einladungen der Könige und Häuptlinge, die wünschen, daß der Fremdling in ihren Dörfern schlafe und ihr Gast sei, zu entziehen. Auch muß man, um das nächtliche Leben der wilden Tiere beobachten zu können, solch menschenleere Wildnis aufsuchen, wie sie z. B. das Gebiet der Wuri-Leute von demjenigen der Budiman-Leute trennt.

An dieser Stelle dürfte es am Platze sein, einige allgemeinere Bemerkungen über die jagdbaren Tiere unserer westafricanischen Colonieen folgen zu lassen. De Brazza will bei Stanley-Pool am Congo ein Löwenfell gesehen haben. Es ist mir jedoch nicht bekannt geworden, daß irgendwo an der Küste jemals ein Löwenfell zum Verkauf angeboten worden wäre. An der ganzen westafricanischen Küste kommt der Löwe, der die Savannen dem Waldlande vorzieht, nicht vor, während er einige Hundert Kilometer landeinwärts, wie man aus den Erfahrungen der Reisenden

und den Aussagen der Eingebornen schließen kann, wahrscheinlich anzutreffen sein würde. Von den großen Riesentieren, die doch immer unsere Einbildungskraft am meisten beschäftigen, wird der Reisende in Westafrica am leichtesten Krokodile und nächstdem Flußpferde, aber Elefanten bloß in seltenen Ausnahmefällen zu sehen bekommen. Leoparden kommen, wie man nach den bisweilen zum Kauf angebotenen Fellen schließen kann, zwar vor, scheinen aber äußerst selten zu sein und haben außerdem die Gewohnheit, sich ängstlich versteckt zu halten. Anthropoide Affen werden an der Küste zwischen Kamerun und Landana (Loango-Küste) angetroffen, sind aber äußerst selten. Wie weit ihr Verbreitungsgebiet sich ins Innere erstreckt, ist noch unbekannt. Daß es landeinwärts von Kamerun und auch in den landeinwärts gelegenen Teilen des Kamerun-Gebirges anthropoide Affen gebe, ist mir von den Eingebornen aufs bestimmteste versichert worden. Fledermäuse sind sehr häufig, aber fliegende Hunde kommen in Westafrica nirgendswo in jenen riesenhaften, an vorsündflutliche Zeiten erinnernden Exemplaren vor, wie sie auf Java oder Sumatra den Reisenden in Erstaunen setzen. Krokodile sind in den von Mangrovebusch umstandenen zahllosen Creeks des Mündungsdeltas von Kamerun eben so selten, wie man sie weiter flußaufwärts in den nicht allzu belebten Seitencanälen der Flüsse häufig antrifft. Elefanten kommen wohl nirgendswo in ganz Africa noch so ganz dicht an die Küste heran, wie grade hier — eine Thatsache, die nicht ausschließt, daß die bei weitem überwiegende Mehrzahl aller in Kamerun lebenden Europäer niemals einen Elefanten in der Wildnis gesehen hat. In Europa macht sich überhaupt wohl jeder, der nicht grade Jäger ist, ziemlich falsche Vorstellungen von dem, was ein Reisender im africanischen Urwald zu sehen bekommt. Ein gewisses interessantes Geheimnis umwebt das Leben und Treiben der wilden Bewohner des Waldes, und wen nicht etwa der Zufall begünstigt oder wer ihnen nicht mit großem Aufwand von Scharfsinn bei der Tränke oder auf ihren nächtlichen Weidegängen aufzulauern versteht, der wird nur selten oder niemals mit ihnen zusammentreffen. Erzählt man dann in Europa der Wahrheit entsprechend, daß man ein Jahr in Indien gelebt habe, ohne einen Tiger, in Nordamerica, ohne einen Büffel, oder in Africa, ohne einen Löwen gesehen zu haben, so ist man in der Achtung jener zahlreichen Leute, die lieber getäuscht sein wollen, als daß sie die Wahrheit

hören, sofort um viele, viele Stufen gesunken. Besser noch, man sagt: „Ja wohl, denken Sie nur, auf fünf Schritt Entfernung habe ich einem der größten Löwen von Africa gegenübergestanden."

„O Himmel, und wo war denn das?" — „Im Zoologischen Garten."

Früh morgens während der Dämmerung, als das Schnauben der Flußpferde und das Trompeten der Elefanten noch immer gehört wurde, überlegten wir, daß es am besten sein würde, wenn wir uns wie am vorhergehenden Tage bloß in ein um die Hüfte gewickeltes Neger=Tuch kleideten und außerdem zu der bevorstehenden Jagd nur Helm, Gewehr und Patrontasche mit uns nähmen. Auf diese Weise mußte uns sowohl das Waten durch Wasser als auch, falls unser Boot von einem verwundeten Flußpferde umgeworfen würde, das Schwimmen erleichtert werden.

Zunächst wateten wir wieder zu der bereits am vorhergehenden Abend besuchten Insel hinüber. Von allen Seiten hörten wir das Schnauben der Hippopotamus und auch noch ein paar Mal das Trompeten der Elefanten, ohne jedoch auch nur ein einziges von all diesen Tieren zu sehen. Die kleine Sand=Insel fanden wir über und über bedeckt mit Flußpferd= und Krokodil=Spuren, die so frisch waren, daß der Morgentau sie noch nicht einmal benetzt hatte. Augenscheinlich hatten sich die Tiere erst bei unserer Annäherung ins Wasser zurückgezogen, ohne jedoch beim schwachen Licht der Dämmerung bemerkt werden zu können.

Als es völlig Tag geworden war, schwiegen jene Stimmen des Waldes, die uns während der Nacht so sehr interessirt hatten. Die Landschaft sah aus wie jede andere und nichts deutete an, daß sich wenige Stunden vorher einige Dutzend der riesigsten Tiere, welche es heutigen Tags auf der Erde gibt, in allerdichtester Nähe im Wasser und am Lande umhergetummelt hatten.

Als wir die Insel abgesucht hatten, befahlen wir, daß unser Boot über die Barre hinüber in jene Wasserstraße gebracht würde, welche die gemeinsame Einfahrt zum Dibombe=Fluß und zu dem von uns Hippopotamus=See getauften Wasserbecken darstellt. Um unsere faulen Schwarzen anzuspornen, wateten wir selbst mit durchs Wasser. Noch waren wir bei dieser Arbeit, als vom Wuri=Lande her eine größere Anzahl Canoes in Sicht kam und uns für alle Fälle die Gewehre bereit halten ließ. Es zeigte sich

aber bald, daß wir es bloß mit einer kleinen Flottille von friedlichen Fischer-Canoes zu thun hatten; denn der Hippopotamus-See scheint eine besonders reiche Ausbeute an Fischen zu liefern. Am Strande und auf den Inseln sahen wir allenthalben kreisförmige Löcher, die von den Eingebornen zum Fangen von Fischen und Krebsen benutzt werden.

Eins der obenerwähnten Canoes kam auf uns zu gerudert und ein mit verrostetem Snider-Gewehr bewaffneter Mann stellte sich als ein im obern Wuri-Gebiet am linken Flußufer wohnender Dualla-Händler Namens Small Bonny Dido vor. Dieser Schwarze bestätigte die Nachricht, daß König Etoka sehr böse auf uns und das ganze Wuri-Land in Alarm sei. Als er hörte, daß wir gekommen seien, um Flußpferde zu jagen, bot er sich als Führer an und hat sich in dieser Rolle thatsächlich so gut benommen, daß ich ihn allen spätern Besuchern dieser Gegend, falls dieselben dem Jagdsport obliegen wollen, aufs dringendste empfehlen möchte. Nachdem Small Bonny Dido unsere Waffen, nämlich zwei Winchester-Repetirgewehre, eine Centralfeuer-Jagdbüchse und eine Mauser-Büchse, besichtigt hatte, erklärte er, daß das Kaliber keins dieser Gewehre groß genug sei, um bei Flußpferden Erfolg zu versprechen, falls wir nicht etwa Schläfe oder Auge träfen. Wir bedauerten jetzt, kein Elefantengewehr mit Expansions- und Explosionsgeschossen mitgenommen zu haben.

In Gesellschaft von Small Bonny Dido setzten wir uns, bloß mit Helm und Hüftentuch bekleidet, ganz vorn auf den Rand des Bootes. Die Ruderer wurden angewiesen, so wenig Geräusch wie möglich zu machen. Noch war die Sonne nicht durch jene Nebelmassen durchgebrochen, die während der letzten Wochen an jedem Morgen den Fluß umlagert hatten. Small Bonny Dido versicherte uns, daß wir bald Flußpferde in großer Anzahl, ja, beinahe in jeder gewünschten Anzahl sehen würden. Er winkte den Fischer-Canoes, damit sie zurückblieben und uns nicht am Schießen hinderten. Kaum hatten wir die Mündung des Dibombe-Flusses passirt und waren eine Strecke weit auf einer seeartigen, buschbestandenen und vielfach ausgebuchteten Wasserfläche dahingefahren, als man uns auf eine Anzahl schwarzer, länglicher, nur ein klein wenig aus dem Wasser hervorragender Massen aufmerksam machte. Das also sollten Flußpferde sein! Und in solcher Anzahl. Mir dünkte die Sache nicht sehr wahrscheinlich, und selbst

mit Zuhülfenahme des Opernglases war ich eher geneigt, diese unförmlichen Massen für knorrige Baumstämme zu halten. Als die Neger meinen Unglauben bemerkten, machten sie mich auf die zahllosen Furchen am Uferrande aufmerksam. Hart nebeneinander sah ich dort Hunderte jener tief in den Uferschlamm eingefurchten Rinnen, welche den Flußpferden bei ihren nächtlichen Weidegängen als Weg dienen. Zu solchem Wege gehören jedesmal zwei durch eine Erhöhung getrennte Rinnen. Denn das Flußpferd stampft mit dem linken Vorder- und Hinterfuß eine und mit dem rechten Vorder- und Hinterfuß eine zweite Furche aus. Weit seltener, wenn auch immer noch häufig genug, waren die viel breitern und einer Gasse gleichenden Elefantenspuren, die an einer Stelle vom linken Ufer bis zum rechten hinüber verfolgt werden konnten. Hier also „wechselten", wie es in der Jägersprache heißen würde, diese Riesen des africanischen Waldes. Auffallenderweise sollen grade in der Regenzeit, wenn es doch auch anderwärts Wasser genug geben würde, die meisten Elefanten hierherkommen; alsdann soll bisweilen, aber wohlverstanden laut der mit einiger Einschränkung aufzunehmenden Beschreibung der Neger, der ganze umgebende Wald von ihnen wimmeln.

Während wir diese Uferstudien anstellten, waren wir bis auf 100 Meter an die noch immer regungslos bleibenden schwarzen Massen herangekommen. Man konnte jetzt deutlich die spitzen, fast wie Hörner aussehenden Ohren, die plumpe viereckige Stirn, die unförmlichen Nüstern und einen kleinen Teil des breiten elefantenähnlichen Rückens erkennen. Ich habe stets beobachtet, daß die Tiere, wenn sie auf dem Alarm sind, bloß für kurze Zeit um Luft zu schöpfen ihre breiten, viereckigen, scheinbar gehörnten und äußerst komisch aussehenden Köpfe über die Wasserfläche emporstrecken, daß sie aber, wenn sie sicher zu sein glauben, stundenlang ganz ruhig stehen bleiben, wobei nicht bloß so ziemlich der ganze Kopf mit dem weitaufgesperrten Rachen, sondern auch ein Teil des Rückens sichtbar ist.

Während wir bis dahin bloß vereinzelte Flußpferde und auf ganz kurze Zeit gesehen hatten, bestand die Gruppe, der wir uns jetzt ziemlich langsam und mit möglichst wenig Geräusch näherten, aus 5 oder 6 großen Tieren, die, als wir auf 30 oder 40 Meter herangekommen waren, noch immer keine Anstalten machten, sich zu entfernen. Trotz aller durch sanfte Gewalt unterstützten

Ueberredung konnten wir unsere Leute nicht veranlassen, das Boot noch näher heranzubringen. Sie erklärten, daß, wenn sich ein Flußpferd gegen uns wende, das Boot und sie selbst verloren sein würden. Vergebens verwiesen wir sie auf unsere ganz besonders auf diesen Fall berechnete Toilette und erinnerten sie daran, daß doch auch sie alle des Schwimmens kundig seien. Hat ein Schwarzer in seinem dicken Schädel einmal einen Entschluß gefaßt, so ist er nur schwer wieder davon abzubringen, und die lange Unterhandlung mochte auch wohl die im übrigen den Menschen nicht fürchtenden und zur Genüge an das Erscheinen von Fischer-Canoes gewohnten Flußpferde aufgescheucht haben. Wir sahen eine beinahe gleichzeitige Bewegung aller dieser Massen, und als bereits zwei der Tiere ihre Köpfe unter Wasser getaucht hatten, hielten wir es für geraten, noch so schnell wie möglich eine Salve abzugeben. Wir hatten mitten zwischen die Ohren gezielt, und ich glaube kaum, daß eine der drei Kugeln ihr Ziel verfehlt haben wird. Aber ob eine davon durchgedrungen ist, erscheint mir zweifelhaft und sogar ziemlich unwahrscheinlich. Dem Knall folgte ein Rauschen, ein gewaltiges Aufspritzen des Wassers, und als die Fläche wieder glatt wurde, war nichts mehr von Flußpferden zu sehen.

Eine halbe Minute später zeigte sich 20 oder 30 Meter abseits einer der viereckigen, gehörnten, an den Satan im Puppentheater erinnernden Köpfe. Zwei oder drei Secunden scheinen zu solch eiligem Luftschnappen zu genügen, aber diese Zeit genügte auch, um drei Kugeln gegen die breite Stirn des Ungeheuers anprallen zu lassen. Ob sie ihm irgendwelches Unbehagen verursacht haben? Ein Angriff erfolgte jedenfalls nicht und auch keine Bewegung des Wassers, die auf eine Verwundung hätte schließen lassen können.

Ein zweites, ein drittes, ein viertes, ein fünftes Flußpferd wurde auf ebenso unfreundliche Weise von uns begrüßt. Bisweilen zeigten sich kaum 10 oder 15 Meter von unserm Boote entfernt zwei oder drei Köpfe gleichzeitig über dem Wasser. Die Tiere mußten augenscheinlich, um zu der größern Wassermasse des Wuri-Flusses hinaus zu gelangen, an unserm Boote vorüberschwimmen. Als es nach fünf Minuten vollkommen ruhig geworden war und keins der Tiere mehr zu sehen war, beschlossen wir, weiterzufahren.

Rechts sahen wir einen Arm der seeartig sich erweiternden Wasserfläche, welcher sich, wie ich glaube, weiter aufwärts mit dem Wuri-Fluß vereinigt. Links mündeten zwei kleine Wasserläufe, in denen, wie Small Bonny Dido uns versicherte, zwar sehr viele wilde Enten, aber keine Flußpferde zu finden sein würden. Die Ufer des kleinen Sees waren mit dichtem Buschwerk bestanden, unter welchem hübsche Farne wucherten. Zu unserm großen Aerger verstanden die Fischer-Canoes unsere Zeichen nicht und drückten sich ängstlich in verstohlene Buchten hinein, weshalb wir also, damit sie nicht von einer auf der Wasserfläche abprallenden Kugel erreicht würden, mit dem Schießen sehr vorsichtig sein mußten.

Um eine Ecke herumbiegend, sahen wir ungefähr am Ende des Sees, dort wo links noch ein kleiner Wasserlauf einmündet und wo das Wasser sehr seicht ist, eine Gesellschaft von acht bis neun Flußpferden, die fast mit der Hälfte des Körpers über die Oberfläche emporragten.

Wir bestanden mit aller Entschiedenheit darauf, diesmal so dicht wie nur irgend möglich heranzurudern. Thatsächlich waren wir nur noch 15 oder 20 Meter entfernt, als die Tiere, die in dem seichten Wasser nicht völlig untertauchen konnten, ans Ausreißen zu denken anfingen. Es begann ein unbeschreiblicher Wirrwarr, ein Getöse und ein Aufspritzen des Wassers, wie ich etwas ähnliches bloß an der Westküste Südamericas, wenn sich viele Dutzende von Robben von den Felsen herunter ins Wasser stürzten, gesehen habe. Und mitten in diesen Wirrwarr hinein krachten unsere ununterbrochen abgegebenen Schüsse, daß die Ufer des Sees ob dieser Kanonade wie bei einem Gefecht zu erdröhnen begannen. Von der Hoffnung geleitet, eins der kleinen Augen zu treffen und solchergestalt trotz der geringen Durchschlagskraft der Gewehre doch noch eins der Tiere zu erlegen, habe ich allein in etwa Dreiviertelstunden mehr als 20 Schuß abgegeben. Das Entrinnen der Tiere war, wegen der allgemeinen Seichtigkeit des Wassers und da unser Boot die einzige tiefere Rinne versperrte, nicht grade leicht. Da trotz der ungeheuren Masse ihres Riesenkörpers die Höhe der Flußpferde nicht sonderlich groß ist, so vermochten sie zwar, nachdem sie die allerseichtesten Stellen verlassen hatten, vollkommen unterzutauchen; aber immer und immer

wieder erschienen sie um zu atmen in allerdichtester Nähe an der Oberfläche, in so dichter Nähe sogar, daß ich an die bösartige Natur des Hippopotamus und an seine Neigung, Boote zu zertrümmern, gar nicht recht glauben mag. Daß einige der Tiere Wunden davontrugen, unterliegt wohl keinem Zweifel. Denn eine auf 10 bis 15 Meter Entfernung abgeschossene Mauser-Kugel wird doch auch vielleicht diesen Panzer durchschlagen oder diese Knochen zerschmettert haben. Aber da die Tiere fast blitzschnell untertauchten, so war es nicht möglich, eine solche Verwundung festzustellen.

Nach und nach tauchten die Köpfe in immer weiterer Entfernung auf, sodaß wir uns, die fruchtlose Kanonade aufgebend, zur Weiterfahrt oder vielmehr zur Rückfahrt längs dem andern bis dahin noch nicht von uns besuchten Ufer des Sees entschlossen.

Der Jagdsport hatte uns beim ersten Anblick dieser Riesentiere hingerissen, unsere zu diesem Zwecke ganz und gar ungenügenden Waffen an ihnen zu erproben. Sogar Small Bonny Dido hatte einige seiner sorgsam gehüteten Snider-Patronen verfeuert. Aber indem wir uns jetzt die Nutzlosigkeit unseres Beginnens klar machten, beschlossen wir, bloß dann noch zu schießen, wenn wir ganz nahe an ein Tier herankommend dessen Augen deutlich erkennen könnten.

Es dauerte nicht lange, bis wir eine dritte, auch wieder aus 6 bis 7 Tieren bestehende Gruppe wahrnahmen. Da unsere Leute gehört zu haben glaubten, daß wir nicht mehr schießen würden, so ruderten sie flott darauf los. Eben stießen wir bei einer kleinen Bucht auf den Sand und bemühten uns, das Boot wieder flott zu machen, als wir in die durch Buschwerk bestattete Bucht hineinblickend bloß wenige Schritte von uns entfernt zwei riesige Flußpferde ganz aufrecht auf der völlig trockenen Sandbank stehen sahen. Trotzdem sie uns bloß ihre werte Schattenseite zuwandten, war die Gelegenheit doch zu günstig. Drei aus allernächster Nähe in seine Haut eingebohrte Kugeln veranlaßten das eine Tier zu solch schleunigem Lauf, wie ich ihn diesen Dickhäutern gar nicht zugetraut haben würde. Was sich weiter ereignete, glich dem bereits Beschriebenen. Jeden Augenblick zeigte sich einer der großen, komisch aussehenden Köpfe, um eine Secunde später schon wieder zu verschwinden. Alles in allem waren wir

zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Flußpferde solch herzlich gute Tiere seien und mit solcher Engelsgeduld ihre Köpfe und Körper als Zielscheibe darböten, daß es, wenn man doch keins töten und als Jagdbeute zurückbringen könne, gar nicht verlohne, auf sie zu schießen.

Herr Generalconsul Dr. Nachtigal hat mir, als wir nach Kamerun zurückkehrten, erzählt, daß die Flußpferde in den nicht allzudicht bevölkerten Gegenden des mittlern Africas an so ziemlich allen Flüssen zu treffen seien, daß sie zum allergewöhnlichsten Wild gehörten und daß er sie in den flachen Seen Bagirmis dicht gedrängt in großer Anzahl und beinahe zu Hunderten gesehen habe. Auch Dr. Nachtigal hält die Flußpferde, Nilpferde oder Hippopotamus im Gegensatz zu der landläufigen Ansicht für durchaus nicht bösartig und in dieser Hinsicht für sehr verschieden von dem ziemlich viel seltenern Rhinoceros. Flußpferde würden bloß durch ihre Ungeschlachtheit und Plumpheit oder auch, wenn schwer verwundet, durch die Wucht ihrer Zuckungen gefährlich. Es sei unklug gewesen, daß wir, umringt von Hippopotamus und Elefanten, nachts im Boote geschlafen hätten, denn ein Flußpferd, welches ein Boot auf seinem gewohnten Wege finde, könne dasselbe aus purer Ungeschlachtheit umwerfen oder mit seinen wuchtigen Füßen zermalmen.

Small Bonny Dido hatte uns erzählt, daß auch der Dibombe-Fluß „ganz voll“ von Flußpferden sei, aber bei einer mehrstündigen Fahrt auf diesem buschbestandenen, etwa 100 Meter breiten und 3 bis 4 Fuß tiefen Fluß haben wir kein einziges dieser Tiere gesehen. Der am rechten Ufer dieses Flusses gelegene Ort Dibombe wird auch von Budiman-Leuten bewohnt, welche aber nicht ganz so wild und feindselig sein sollen wie diejenigen am Wuri-Fluß. Wie weit man noch fahren müsse, um zu den jedenfalls nicht sehr weit entfernten Stromschnellen des Dibombe zu gelangen, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. An der Barre tummelten sich, als wir dorthin zurückkehrten und vor der Weiterfahrt noch ein erfrischendes Bad nahmen, mehrere Flußpferde umher, die wahrscheinlich durch unsere Schüsse aus dem See vertrieben worden waren.

Etoka von Bosua, den wir nun endlich besuchten, gab sich den Anschein, zu schmollen, und sein kleiner Sohn weigerte sich,

uns die Hand zu reichen. Der König hatte die Physiognomie und überhaupt das Aussehen eines Wilden — ein Eindruck, der durch seinen übermäßig kräftigen Körperbau und die häßliche Tättowirung noch vermehrt wurde. Ueberhaupt schienen mir alle Wuri-Leute von Hautfarbe ein klein wenig schwärzer zu sein als die Dualla. In Bezug auf Fleiß nehmen sie aber jedenfalls eine höhere Stellung ein, denn ihre Ackerfelder nahmen sich so sauber aus — jede Yamspflanze war an einen Stock gebunden, wie bei uns die Weinreben —, wie man das in Africa gar nicht zu sehen gewohnt ist. Die Bewohner von Bosua waren schon vor unserer Ankunft zum Palaver berufen worden, und als wir in des Königs Wohnung traten, wurden wir ohne Verzug von einem halben Dutzend zu Etokas Haushalt gehöriger jungen Mädchen mit Palmwein bewirtet. Eine Flasche Liqueur, die des Prunkes halber ebenfalls erscheinen mußte, wurde, als wir auf ihren Inhalt verzichteten, nicht ungern wieder unter Schloß und Riegel gestellt. Etoka klapperte, während wir Palmwein tranken, unaufhörlich mit den zu seinen zahlreichen Holzkoffern gehörigen Schlüsseln. Diese eigentümliche Sitte ist mir mehrfach vorgekommen und kann bloß dahin gedeutet werden, daß Schlüssel, die er meistens gleich unsern Orden an einer Schnur über der Brust trägt, dem Neger als Anzeichen der Würde und des Besitzes gelten. Verdanken doch auch unsere Kammerherren-Schlüssel einem ganz ähnlichen Ideengang ihre Entstehung.

Da der König trotz unserer Einrede darauf bestand, Essen für uns kochen zu lassen, so hatten wir vollauf Zeit, einen zwölfjährigen und sehr gut englisch sprechenden Sohn des Dualla-Häuptlings London Bell, der sich ungeachtet seiner Jugend des Handels halber in Wuri aufhielt, über die Verhältnisse dieses Landes zu befragen. Aber der König, der die Ehre unseres Besuches recht lange zu genießen wünschte, verzögerte absichtlich die Bereitung des verhaßten und zeitraubenden Mahles. Erst nach einer Stunde sahen wir, wie man Brandholz herbeischleppte und wie die erst eben geschlachteten Hühner gerupft wurden. Als endlich nach vollen drei Stunden die Palmölsuppe fertig war, erlangten wir zur großen Befriedigung unserer Ruderer die Erlaubnis, sie, anstatt an Ort und Stelle zu speisen, mit auf die Reise nehmen zu dürfen. Der König, der uns bis ins Boot begleitete,

sollte als Gegengeschenk einen Demijohn Rum (17 Liter), ein Stück Zeug und 10 Bündel Tabak erhalten. Er machte aber ein trotziges Gesicht und ließ die Geschenke als zu geringfügig zurückweisen. Als mir dies gemeldet wurde, ließ ich den Tabak von dem Geschenk hinwegnehmen und gleichzeitig verdolmetschen, daß, wenn Etoka sich noch länger sträube, auch das Zeug hinweggenommen werden würde. Darauf trollte sich der König mit dem verminderten Geschenk von dannen.

Capitel IV.

Das Dualla-Volk.

(Körperbau, Charakter und Kleidung. — Gewerbe und Lebensweise. — Die Dualla-Sprache. — Was man bisher über die Trommel-Sprache weiß. — Religion. — Frauen. — Sklaverei. — Politische Verhältnisse. — Kriegsgewohnheiten. — Rechtsanschauungen.)

Unter den vielerlei Stämmen, welche das deutsche Kamerun-Gebiet bewohnen, nehmen die Dualla in körperlicher und geistiger Hinsicht eine hervorragende Stellung ein. Schon ihr Aussehen, die Körperbildung und der Gesichtsschnitt haben, trotzdem niemals eine irgendwie bedeutendere Vermischung mit europäischem Blut stattgefunden hat, dennoch weit mehr europäisches, als man es bei den Bakwiri und andern weniger civilisirten Gliedern des weitverbreiteten Kamerun-Volkes finden würde. Auch fehlt es nicht an Physiognomieen mit sehr stark ausgeprägtem semitischen Typus. Die Musculatur der erwachsenen Männer pflegt sehr kräftig, obwohl nicht ganz so stahlhart zu sein, wie bei Europäern von ähnlichem Körperbau. Im allgemeinen zeigen farbige Völker, zeigen auch die meisten Negerstämme bloß eine geringe Entwicklung der Waden. Aber im Gegensatz hierzu habe ich bei manchen Dualla und Kru-Negern Waden gesehen, wie sie sich besser ausgeprägt kaum bei Tiroler Bergsteigern vorfinden dürften. Die dunkelbraune Haut der Dualla ist fast stets ein wenig, aber in einzelnen Fällen bloß mit diesem oder jenem kleinen Muster, ähnlich wie bei unsern Seeleuten, tättowirt. Albinos, die in einzelnen Gegenden des untern Niger-Gebiets so

sehr häufig sind, daß sie einen nicht unbedeutenden Procentsatz der Bevölkerung darstellen, habe ich in Kamerun viel seltener gesehen. Die Entwicklung der Knaben und Mädchen, namentlich auch die geistige Entwicklung macht bis zu einem gewissen Alter so schnelle Schritte, daß ich mehrfach 9- oder 10jährige Knaben beobachtet habe, die sich gleich alterfahrenen Handelsleuten gebärdeten.

Eitelkeit, Faulheit und Habgier treten im Charakter der Dualla fast noch auffälliger hervor als bei den übrigen Neger-Völkern. Dabei sind sie von leicht erregbarer, sozusagen nervöser und auch ein wenig jähzorniger Sinnesart und zeigen sich im Handel so raffinirt, wie man es sonst bloß von Griechen oder Armeniern zu erwarten gewohnt ist. Und das schlimmste ist, daß dieser Hang zur Habgier durch die ausschließliche Beschäftigung mit einem schacherartig betriebenen Handel noch fortwährend verstärkt wird. Als ich mit den mein Boot rudernden Kamerun-Leuten genau und vor Zeugen ausgemacht hatte, daß sie pro Mann 5 Sh. täglich, aber in Waren erhalten sollten, belästigten sie mich noch etwa zwei Wochen lang jeden Morgen mit dem Ansinnen, ich möge die Waren durch bares Geld ersetzen. Irgend welchen Grund für dieses Ansinnen vermochten sie nicht anzugeben.

Europäische Kleidung ist unter den Negern von Kamerun glücklicherweise noch recht selten. Bisweilen sieht man außer dem Hüftentuch noch eine Unterjacke, ein Hemd oder eine Art Rock. Schon sehr viel seltener sind die Hosen. Mit der Zeit wird das leider anders werden. Ein gut gewachsener Neger in der Kleidung, wie König Bell und Manga Bell sie heute noch tragen, ist eine stattliche Erscheinung; in europäischer Kleidung würden beide ganz außerordentlich verlieren. Die Hüftentücher eignen sich für den Neger weit besser als europäische Beinkleider, weil sie sowohl hübscher als auch reinlicher sind. Es ist mir unverständlich, wie die englische Mission bei ihren Zöglingen Hemden und Hosen einführen konnte. Bei meinen kleinen Expeditionen ins Innere hatte ich eine gute Gelegenheit, die Vorzüge der beiden Trachten zu vergleichen und abzuwägen. Diejenigen unter meinen schwarzen Begleitern, welche die Missionssitte angenommen hatten, verbreiteten einen nichts weniger als angenehmen Geruch, während die bloß mit dem landläufigen Hüftentuch bekleideten Neger bei jeder Gelegenheit ins Wasser sprangen und ihre Haut weit reiner hielten. Jedermann, König Bell und König Acqua nicht aus-

geschlossen, geht barfuß. Aber Hüte tragen die Leute sehr gern und besonders beliebt scheinen Strohhüte zu sein. Die Kleidung der Kamerun-Leute zeugt überhaupt von einer Geschmacksverfeinerung, die den im übrigen als das Ideal aller Neger geltenden Cylinder bereits verworfen hat. Alle Leute von Ansehen und Wohlstand tragen über dem Handgelenk breite, bis zu mehrern Pfund wiegende Manschetten aus Elfenbein, die, da die Neger den beim Ausbohren sich ergebenden Abfall nicht benutzen, sehr teuer und das Paar gewiß auf nicht weniger denn 50 bis 60 ℳ zu stehen kommen. Noch auffallender als diese Sitte erscheint es, daß die Häuptlinge einen besondern Wert darauf legen, an irgend einem Stück ihrer Kleidung ihren in großen Lettern prangenden Namen zur Schau zu tragen, so z. B. am Hut, auf den elfenbeinernen Manschetten oder auf einem über der Brust getragenen Messingschild. Auch lassen die vornehmern Neger, um ihren Reichtum zu zeigen, einen an einer Schnur befestigten Bund Schlüssel vorn auf der Brust baumeln. Wie bei allen Negern und Bantu-Negern legt man besonders viel Wert auf die bisweilen im höchsten Grade künstliche und verwickelte Frisur.

Unter allen Häusern der Eingebornen des Kamerun-Gebiets habe ich bloß ein zweistöckiges, nämlich das von Lock Prisso in Hickory-Dorf, gesehen. Die gewöhnlichen, aus den Blattstielen der (hier fälschlich Bambu genannten) Raphia-Palme erbauten Häuser stehen auf kleinen Plattformen aus Lehm — eine Sitte, die wahrscheinlich noch aus Zeiten herrührt, als die Dualla in oft überschwemmten Gegenden gewohnt haben. Die als Betten dienenden Lattengestelle sind so kurz, daß ein Weißer, der sich nicht gleich den Negern zusammenkauert, kaum darauf zu schlafen vermag. Als Stühle dienende, hübsch geschnitzte Schemel, sehr viel irdenes Geschirr und einiger europäischer Krimskrams bilden den übrigen Hausrat, zu welchem bei jedem reichern Neger noch recht viel billige Koffer, in welchen er seine bunt zusammengewürfelten Schätze aufhäuft, hinzukommen. Als Aborte dienen dem im Grunde genommen durchaus nicht unreinlichen Neger entweder der etwanige Seestrand und die etwanigen Flußufer oder aber kleine Gruben, die mit Erde zugeschüttet werden (im Abo-Land auch kleine Häuschen). Von allen Gewerben scheint trotz des Mangels der Drehscheibe die recht brauchbare Erzeugnisse liefernde Töpferei

am meisten zu blühen. Auch versteht man es, aus dem sehr starken Fasergewebe der Bananenstaude (Manilla-Hanf) sowohl seidenartige Fäden als auch hübsche, feine Stricke zu bereiten. Die Kunst der Weberei dagegen, die früher jedenfalls in ausgedehntem Maße ausgeübt wurde, ist seit der überreichlichen Einfuhr europäischer Gewebe erloschen. Als wahre Kunstwerke können die in der Bauart unsern Rennbooten ähnelnden, aber sehr viel größern (sie fassen 50 bis 70 Mann) Kriegs-Canoes der Dualla aufgefaßt werden. Man verfertigt sie aus verschiedenen Holzgattungen, namentlich aber, wie ich das in Mungo-Land mehrfach beobachtet habe, aus den gewaltigen Stämmen der Eriodendren, die ausgehöhlt und gleichzeitig während eines sehr langen Zeitraums zu größerer Breite auseinandergezerrt werden. Die ethnographischen Seltsamkeiten, die man im Kamerun-Lande sammeln kann, sind trotz größter Mühe, die man sich geben mag, doch stets und unweigerlich die gleichen oder ähnlichen, nämlich Elfenbein-Manschetten, mit schwarzem Affenfell bedeckte Kriegskappen und Kriegshelme, niedrige holzgeschnitzte Schemel, hölzerne Signal-Trommeln und gewöhnliche, mit Leder überzogene Trommeln, ferner hübsch geschnitzte buntbemalte Boots-Aufsätze und andere Holzschnitzereien, wie z. B. Miniatur-Nachbildungen der Kriegs-Canoes.

Für gewöhnlich, d. h. wenn es keinen Streitfall und keine Festlichkeiten gibt, legen die Neger sich schon wenige Stunden nach Sonnenuntergang, also etwa gegen 8½ oder 9 Uhr abends, zur Ruhe nieder. Bei besondern Anlässen kann man dagegen entweder die Signal-Trommeln oder auch die zum Tanz aufspielende Musik die ganze Nacht hindurch erschallen hören. Auch habe ich die Beobachtung gemacht, daß städtische Schwarze, wie man diejenigen von König Acquas Dorf u. s. w. füglich nennen könnte, weit später als die in entlegenen Dörfern wohnenden Neger zu Bette gehen. Rauchen (weit verbreiteter ist jedoch die Sitte des Schnupfens) und Trinken spielen beim Dualla-Neger eine fast noch größere Rolle als bei uns. Rum und Genever sind die Lieblingsgetränke der Schwarzen. Auch Bier genießen sie sehr gern, während Rotwein ihnen nicht munden will. Aber so sehr auch die Eingebornen den Branntwein lieben mögen, so sieht man sie doch beinahe niemals betrunken, und zwar einesteils, weil sie sehr viel vertragen können, und anderenteils, weil ein gewisses Anstandsgefühl vor sinnloser Betrunkenheit zurückschreckt. Die Nahrung ist

vorwiegend vegetabilischer Art. Jene Mandiocca-Wurzeln, deren giftigen Saft die Brasilianer in den Mühlen auspressen lassen, werden hier in Scheiben geschnitten, in feuchte Erde gelegt und, wenn man glaubt, daß der Saft in genügendem Maße entfernt sei, durch Stampfen in einen zähen Brei verwandelt, den man bis zum Gebrauch in grüne Blätter wickelt.

Der angebliche Unterschied zwischen sogenannten echten und Bantu-Negern scheint bloß in Bezug auf die Sprache zu bestehen, während Aussehen, Hautfarbe, Sitten und Gebräuche eine auffallende Uebereinstimmung zeigen. Obwohl über die Grenze zwischen Negern und Bantu-Negern zur Zeit noch nichts weiteres gesagt werden kann, als daß sie wahrscheinlich zwischen dem Rio del Rey und Alt-Calabar zu finden sein würde, so scheint es dennoch festzustehen, daß die Sprache des Kamerun-Volkes von allen Bantu-Idiomen das am weitesten nach Nordwesten vorgeschobene ist. Wie die meisten Bantu-Sprachen, so kann auch das Dualla verhältnismäßig leicht und schnell erlernt werden. Ein Wörterbuch und Bruchstücke einer Grammatik sind in der Baptisten-Mission bei König Acquas Dorf gedruckt worden, dort liegen auch noch einige Dutzend zerfetzte Exemplare auf dem Speicher umher, während man die Bücher käuflich nicht mehr erstehen kann. Neuerdings predigen die Missionare nur noch in ihrer englischen Muttersprache, während von den Kaufleuten einige wenige das Dualla radebrechen, ohne sich fließend darin ausdrücken zu können. Die Erlernung der Landessprache wird dadurch, daß fast alle Händler das Neger-Englisch dieser Küste sprechen und dasselbe auch für vornehmer halten, nicht bloß erschwert, sondern auch anscheinend unnötig gemacht. Die Eingebornen bezeichnen mit dem Worte Dualla sowohl das Land als auch das Volk und die Sprache. Die nächstbenachbarten und ein wenig verschiedenen Dialekte sind Bakwiri, Mungo, Abo und Wuri. Der Dialekt von Bimbia steht in der Mitte zwischen Bakwiri und Dualla, derjenige von Balung in der Mitte zwischen Mungo und Bakundu. Die etwas entfernter wohnenden Budiman-Leute können sich zwar sehr leicht mit Wuri, aber mit den Dualla nur schwer verständigen. Als kleine Probe des Dualla sei erwähnt, daß der gewöhnliche Gruß, also etwa „Guten Tag“ „yetusé“ lautet, worauf man als Antwort „niambe“ zu hören pflegt.

Weit interessanter als die gesprochene Sprache des Kamerun-

Volkes ist die getrommelte, die von der erstern gänzlich verschieden ist und eine Art von Silbensprache zu sein scheint. Auffallenderweise haben diese Neger es in Lautsignalen weiter gebracht als irgendeine europäische Nation. Vermittelst langer und kurzer Trommel-Laute können sie sich auf weite Entfernungen alle möglichen Nachrichten mitteilen. Bisweilen hört man ganze Nächte hindurch solche Trommeltöne von Ort zu Ort und von Landschaft zu Landschaft hinüberschallen. Die Signale gleichen nicht etwa den bei unserm Militär üblichen, sondern stellen eine vollkommen ausgebildete Sprache dar, vermittelst deren man nicht nur einige genau bestimmte Befehle, sondern alles und jedes berichten kann. Von keinem andern Volke der Welt weiß man, daß es eine ähnliche Verständigungsart erfunden hätte. Auch am Congo kennt man Hornsignale, durch die sich gar mancherlei mitteilen läßt; aber soviel bekannt, ist auf der ganzen Erde einzig und allein im Kamerun-Gebiet das Signalwesen zu einer vollkommenen Sprache ausgebildet worden, deren Erfindung vielleicht die größte geistige Leistung der Neger-Rasse darstellt. Wenn ich mit Eingebornen aus dem untern Kamerun-Gebiet landeinwärts reiste, war es mir stets angenehm, durch ihre Kenntnis der Trommel-Sprache zu erfahren, womit man sich in den umliegenden Ortschaften beschäftigte und was man im Schilde führte. Bald hieß es, der und der habe seinen Bruder zum Abendessen eingeladen, bald teilte ein König seinem Volke mit, daß er sehr böse sei, weil ich ihn beim Vorübermarsch nicht besucht und ihm keine Geschenke gegeben habe, bald wurde jemand beauftragt, Palmwein zu holen, oder es erging auch wohl der Befehl, sich auf einen etwanigen feindlichen Ueberfall vorzubereiten.

Die Trommel-Sprache muß gleich jeder andern Sprache erlernt werden, und es gibt recht begabte und hochstehende Neger, wie z. B. Jim Equalla von Dido-Stadt, die ihrer nicht mächtig sind. Es scheint, daß die meisten Männer, aber von den Frauen bloß eine Minderzahl sich auf die Trommel-Sprache verstehen. Jedenfalls bedarf man zur Erlernung eines außerordentlich feinen Gehörs, und das merkwürdigste ist, daß diese seltsame Signalsprache auch mit dem Munde nachgeahmt werden kann, wie dies von eingebornen Händlern, die sich in Gegenwart eines die Dualla-Sprache verstehenden Europäers untereinander verständigen wollen, ziemlich häufig geschehen soll. Auf Dualla heißt Wasser Madiba, aber

in der Trommel-Sprache heißt es, soweit mein Gehör zum Verständnis ausreichte, To—ku—lo—o—ku. Da das Instrument, dessen man sich zur Trommel-Sprache bedient, bloß zwei Töne, allerdings sehr modificirbare Töne besitzt, so müssen die Worte der Trommel-Sprache natürlich sehr lang werden. Obwohl die Trommel-Sprache im großen und ganzen für jenes Gebiet, in dem sie überhaupt bekannt ist, eine und die nämliche zu sein scheint, so gibt es doch gewisse örtliche Verschiedenheiten, die ich nicht in der Ebene, wohl aber im Gebirge angetroffen habe und die es mit sich bringen, daß sich dort bloß gewisse Gruppen von Dörfern untereinander verständigen können.

Christen gibt es in Kamerun nur sehr wenig und Mohammedaner gar nicht. Die große Mehrzahl aller Eingebornen sind Heiden, die aus ihren religiösen Anschauungen und Gebräuchen ein solches Geheimnis machen, wie ich etwas ähnliches nirgendswo sonst in Africa beobachtet habe. Ob es wahr ist, wie behauptet wird, daß die Dualla einen guten, bei Spiel und Tanz verehrten Gott namens Munji und einen bösen, bestrafenden, den Tod verursachenden namens Elung verehren, vermag ich nicht mit voller Gewißheit anzugeben. Soviel ist sicher, daß alljährlich große „Elung“ genannte oder sich auf „Elung“ beziehende Festlichkeiten abgehalten werden, die bis ungefähr Weihnachten anzudauern pflegen. An vielen Orten werden alsdann kleine Binsenhäuschen aufgerichtet, vor denen man tanzt und Opfer darbringt. Kommt ein Europäer in die Nähe, so pflegt man ihn mit den barschen Worten: „Elung live for walk“ hinwegzuweisen. Die Neger tragen nämlich bei dieser Gelegenheit auch eine sehr große Kiste umher, über deren Inhalt ich nichts näheres habe in Erfahrung bringen können. Wahrscheinlich dürften außer Elung und Munji auch noch andere Gottheiten verehrt werden. So gibt es z. B. einen Wassergott namens Dschengu, von dem erzählt wird, daß er mit umgekehrten Füßen, also die Zehen nach hinten, über das Meer dahinschreite, und dem man häufig vor Beginn eines Fischzuges Opfer darbringt. Als die mächtigste Verkörperung des Göttlichen scheint dagegen Ngambi angesehen zu werden. Ich sage absichtlich Verkörperung des Göttlichen und nicht Gott, denn bei den religiösen Ceremonien scheint die Ansicht zu herrschen, daß ein Stock oder sonstiger Gegenstand, den man zu diesem Zweck auswählt, von Ngambi zur Behausung gewählt werde und nun-

mehr sehen und hören könne. Im übrigen scheint Ngambi so etwas wie ein Erdgott zu sein, von dem sowohl Krankheiten und Unglücksfälle als auch Reichtümer herrühren. Kein Wunder also, daß man grade diesem Gott eine besondere Aufmerksamkeit widmet. Ein anderes Princip vertritt Nyambe, den die Missionare als einen Gott des Himmels und gleichzeitig als höchsten Gott aufzufassen geneigt sind, wobei ich jedoch nicht unerwähnt lassen möchte, daß die Angaben der Neger sich im allerhöchsten Grade widersprechen. Durch den Einfluß der Missionare ist das Wort Loba, welches ursprünglich Himmel (und bloß bei einzelnen Stämmen, wie z. B. den Bakwiri, gleichzeitig auch Gott) bedeutet zu haben scheint, auch unter den heidnischen Negern zur Bezeichnung des höchsten göttlichen Wesens immer mehr in Aufnahme gekommen. Vielleicht sind Munji, Nyambe und Loba bloß verschiedene Worte für ein und dasselbe göttliche Princip. Noch wäre des Wortes Bedimo oder Edimo Erwähnung zu thun, welches mit Waldgott, Waldgespenst, Pan, panischer Schrecken, Geister-Erscheinung oder Gespensterwelt übersetzt werden könnte. Vor Bedimo fürchten sich die Dualla, wenn es im Walde dunkel wird; auch sollen sie diesem Buschgott ab und zu regelrechte Opfer darbringen.

Es kann mit ziemlicher Bestimmtheit behauptet werden, daß die Dualla solche Götzenbilder, wie sie an der Sklavenküste ganz allgemein verbreitet sind, nicht besitzen. Ob die Behauptung der in den Factoreien verkehrenden Dualla, daß sie an kein Fortleben nach dem Tode glauben, richtig ist, vermag ich nicht anzugeben, möchte aber eher an das Gegenteil glauben, namentlich auch deshalb, weil das Vorhandensein einer Art von Ahnencultus keinem Zweifel unterliegen kann. Ob die allgemein verbreitete Beschneidung mit religiösen Gebräuchen zusammenhängt oder bloß eine altüberlieferte Sanitätsmaßregel ist, konnte noch nicht festgestellt werden. Das letztere ist wohl wahrscheinlicher. Der materielle, vorwiegend auf Handel und Erwerb gerichtete Sinn der Dualla verleiht sogar ihren logenartigen Verbindungen oder Orden, die unzweifelhaft religiösen Ursprungs sind, eine praktische Bedeutung. Denn die Mitglieder dieser Orden — deren höchster Djingo, ein anderer Egbo und einer für die Jünglinge Kungolo heißt — handhaben nicht bloß eine gewisse barbarische Rechtspflege, sondern sind auch verpflichtet, selbst in Kriegszeiten ihren sich durch ein gewisses Zeichen zu erkennen gebenden Ordensbrüdern Schutz zu

verleihen. Die Hexerei spielt bei den Dualla, trotzdem dieselben keine berufsmäßige, sondern bloß sozusagen freiwillige und unbesoldete Fetischpriester besitzen, eine beinahe ebenso große Rolle wie bei den Bakwiri. Schon am Abend meiner Ankunft in Kamerun sah ich zwei Negerhäuser in Flammen stehen und erfuhr auf meine Frage, was das bedeute, daß der Besitzer dieser Hütten im Verdacht stehe, ein kurz vorher gestorbenes Mädchen behext zu haben. Am folgenden Morgen wurde der Unglückliche im Flusse ertränkt. Ob man ihn vorher einem Gottesgericht unterworfen, habe ich nicht erfahren können. Auch in Kamerun besteht die weitverbreitete Sitte, daß man vermeintliche Verbrecher Gift trinken läßt und aus der Wirkung über ihre Schuld oder Unschuld urteilt.

Die in ganz Westafrica verbreitete Anschauung, daß Frauen Besitz oder Capital seien, wird bei keinem andern Stamm mit solcher Schroffheit gehandhabt, wie grade bei den Dualla. Man kann sogar behaupten, daß die verschiedene Auffassung der Frauenfrage den wesentlichsten Unterschied zwischen den Dualla und den meisten andern Bantu-Stämmen darstellt. Auch in andern Teilen Westafricas gibt der Besitz möglichst vieler Frauen Ruhm und Ansehen, sodaß, während reiche Leute Dutzende von Weibern haben, die ärmern nicht einmal eine einzige Genossin erwerben können. Aber jene strenge Durchführung dieser Sitte, die es mit sich bringt, daß schon wenige Jahre nach der Geburt jedes Mädchen diesem oder jenem vornehmen Manne zugesprochen ist, findet sich einzig und allein bei den Dualla. Angenommen, daß diesem oder jenem Häuptling des Dualla-Volkes oder auch eines Nachbarstammes eine Tochter geboren wird, so wird sich schon bald, sei es König Bell, sei es König Acqua oder irgend ein anderer Vornehmer, um deren Besitz bewerben. Das kleine Mädchen bleibt bloß bis zu jenem Alter, in welchem es bei uns schulpflichtig werden würde, bei den Eltern und wird dann mit 5, 6 oder höchstens 8 Jahren in den Haushalt ihres zukünftigen Gatten aufgenommen. Ist die Jungfrau zu einem Alter von 10 oder 12 Jahren herangereift, so findet unter gewissen Ceremonien die Verehelichung statt.

Die Folge dieses Systems ist, daß es freie Mädchen oder solche, deren Eltern frei über sie verfügen könnten, gar nicht gibt. Will ein Weißer sich mit einem schwarzen Weibe verehelichen, so hat er sich dieserhalb nicht wie in andern Teilen Westafricas an die Eltern, sondern an den zeitweiligen oder zukünftigen Gatten

zu wenden. Obwohl die Frauen einer gewissen Freiheit und Selbständigkeit durchaus nicht entbehren und auch gar nicht schlecht behandelt werden, so habe ich doch noch kein Volk kennen gelernt, bei dem das Weib in gleichem Grade wie grade hier in Kamerun als Ware verkauft und verschachert wurde. In dieser Hinsicht ist es bezeichnend, daß, falls durch den Richterspruch eines Königs oder Häuptlings auf eine in Weibern zu zahlende Geldbuße erkannt worden ist, keine Frauen an Zahlungsstatt angenommen zu werden brauchen, deren Wert sich beim Verkauf auf weniger als 1200 Bar (nominell 1200 ℳ) belaufen würde. Aeltere und arbeitsuntüchtige Frauen gelten als minderwertige Scheidemünze. Zu dieser anscheinend geringschätzigen Behandlung des weiblichen Geschlechts steht es bloß scheinbar im Widerspruch, daß Ehebruch aufs strengste bestraft wird. Denn der Dualla-Neger sieht im Ehebruch weniger eine moralische als vielmehr eine pecuniäre Schädigung seiner Interessen. Und aus demselben Beweggrund hält er mit solcher Halsstarrigkeit, daß Mulatten, wenn sie einmal vorkommen sollten, getötet werden, auf unvermischte, reine Rasse. Abgesehen davon, daß Weiber die sicherste und bestrentirende Capitalanlage sind — nirgendwo in ganz Westafrica steht ihr Preis so hoch wie grade in Kamerun —, hat der zum Dualla-Stamm gehörige Händler noch einen ganz besondern Grund, sich mit möglichst vielen Ehegenossinnen auszustatten. Denn durch diese zahlreichen Heiraten — wenn man die Sache so nennen darf — kommt er zum großen Nutzen seiner Handelsthätigkeit in ein verwandtschaftliches Verhältnis zu so ziemlich allen umwohnenden Sippen und Stämmen. König Bells enge Verbindung mit dem Mungo-Lande ist in erster Linie dadurch herbeigeführt worden, daß er und seine Leute dort besonders häufig als Freier aufgetreten sind.

König Acqua, der wohl nicht viel älter als etwa 30 Jahre ist, soll so ungefähr 50 Weiber und zu Weibern erhobene Sklavinnen besitzen. Der alte König Bell begnügt sich dagegen neuerdings mit einer geringern Anzahl. Sein Sohn und Thronfolger Manga Bell hatte, als er nach 5jährigem Aufenthalt in England zur Heimat zurückkehrte, die Absicht, bloß eine einzige Frau zu ehelichen. Aber schon bald veranlaßten ihn der eigene Geschmack und das Drängen seines Volkes, zu den Sitten der Vorfahren zurückzukehren. Abseits von der Küste habe ich mehrfach gehört, daß Europäer gefragt wurden: „Und wie viele Frauen

hast denn du?" Erwiderten sie der Wahrheit entsprechend: „keine", so erregte das anfänglich Erstaunen und später so etwas wie Verachtung. Von Liebe in unserm Sinne kann bei den Dualla noch weniger als bei andern Negerstämmen die Rede sein. Ich habe wohl gesehen, daß ein Neger sein Kind, aber ich habe nie gesehen, daß er sein Weib geliebkost hätte. Das Küssen ist unbekannt. Man kennt dagegen beim Wiedersehen nach langer Trennung oder bei lebhafter Begrüßung so etwas wie eine Umarmung, die allerdings mehr ein Aneinanderlegen der Schultern, als eine Umarmung in unserm Sinne ist. So beobachtete ich beispielsweise König Bells Abschied von einer 14- oder 16jährigen Tochter, die zu einem andern Dorfe gebracht werden sollte. Nicht ohne Rührung drückte der alte stattliche Mann seine Schulter mehrfach an diejenige des bis auf ein Hüftentuch ganz nackten aber mit Elfenbeinringen und anderm Schmuck überladenen und etwas wild aussehenden Mädchens. Trotz aller Mangelhaftigkeit der Bekleidung ist der Unterschied zwischen einer solchen Königstochter und einer Sklavin kaum weniger groß als derjenige zwischen einem europäischen Bürgermädchen und einer Arbeitsfrau. Auch hier sind ebenso wie bei uns die höhern Classen in Bezug auf körperliche Kraft und Schönheit den niedern überlegen.

Die zu Anfang unserer deutschen Colonialpolitik häufig erörterte Frage der Aufhebung der Sklaverei ist weder eine so dringende noch eine so schwierige, wie es wohl den Anschein haben könnte. Der Sklavenhandel ist ja ziemlich leicht zu unterdrücken. Sehr schwer würde es dagegen sein, die Haus-Sklaverei mit Einem Schlage abzuschaffen. Aber das ist ja durchaus nicht nötig. Wie vermöchte man überhaupt einen Haus-Sklaven von Familienmitgliedern zu unterscheiden? Häufig werden die Haus-Sklaven als Söhne des Besitzers bezeichnet, was schon zur Genüge die patriarchalische Natur des Verhältnisses anzeigt. Daß die Sklaven nicht allzu streng gehalten werden, kann man auch daraus ermessen, daß sie in besondern Dörfern wohnen dürfen. Es gibt sogar Sklaven, die eine bedeutende Anzahl Frauen haben und wegen dieses ihres privaten Besitzes besonders hoch geschätzt werden. Der Vorteil, den die Dualla von ihren in besondern Ortschaften wohnenden Sklaven haben, besteht darin, daß die letztern einen Teil der von ihnen gebauten Feldfrüchte abliefern, das Vieh ihrer Herren ernähren und verpflegen sowie auch ab

und zu in anderer Weise für dieselben arbeiten müssen. Das Leben eines Sklaven wird aber doch nicht besonders hoch geschätzt. Haben sich Schwarze eines schwerern Vergehens gegen einen Weißen schuldig gemacht und wird die Auslieferung des Uebelthäters verlangt, so pflegt man nur allzu gern mit der den Schwarzen zu Gebote stehenden List einen Sklaven anstatt des wirklich schuldigen Freien auszuliefern. Schon mancher arme Sklave ist auf diese Weise unschuldig hingerichtet worden. Dieser Geringschätzung entspricht die Bezeichnung „Nigger“ die von freien Negern häufig auf ihre Sklaven angewandt wird. Einen freien Mann so zu nennen, würde die größte Beschimpfung sein. Auch dünken sich die schlauen und durchtriebenen Dualla weit höher als die im Dienste der Europäer arbeitenden Kru-Leute. Obwohl die Mehrzahl aller Kru-Jungen freie Leute sind, wird das Dienstverhältnis dennoch als eine Art von freiwilliger Sklaverei aufgefaßt. Als König Acqua einmal etwas barsch angeredet beziehentlich die Treppe hinuntergewiesen worden war, wußte er nichts Besseres zu thun, als beständig: „I am not your Krooboy“ zu schreien. Der Preis eines ausgewachsenen Sklaven stellt sich zur Zeit bloß auf 5 Kru, während kleinere Knaben oder junge Mädchen sehr viel teurer sind. Die Töchter der Sklaven gehören nicht etwa dem Vater, sondern dem Besitzer und werden meistens als Bezahlung für Elfenbein ins Innere verkauft, wo man zwischen Sklavinnen und freien Weibern keinen so großen Unterschied macht wie in Kamerun. Die von freien Männern mit Sklavinnen erzeugten Kinder genießen im großen und ganzen die gleichen Rechte wie die von freien Weibern geborenen. Bloß in Bezug auf Thronfolge oder Erbberechtigung und auch in einigen andern Dingen, wie z. B., daß die Halbfreien ohne weiteres geprügelt werden dürfen, wird ein gewisser leiser Unterschied gemacht.

Die Thronfolge — wenn man betreffs der Kaufmanns-Könige und der Kaufmanns-Häuptlinge von einer solchen sprechen darf — ist durchaus nicht streng geregelt. Dem Vater folgt gewöhnlich der älteste Sohn (nicht wie bei andern Negerstämmen der Neffe), wenn derselbe beim Tode des Vaters bereits erwachsen und auch sonst dem Volke genehm ist. Ist der Sohn beim Tode des Vaters noch ein Kind, so wird ein anderes Mitglied der Familie erwählt, ohne daß der geschädigte Sohn jemals wieder in seine Rechte eintritt. Er kann höchstens bei einer neuen

Vacanz ebenso wie jedes andere Mitglied der Familie concurriren. Beim Wahlverfahren haben diejenigen, die den meisten Handel treiben oder durch Energie und Rednertalent hervorragen, den größten Einfluß. Man hört jedoch häufig Klagen darüber, daß dieser oder jener Häuptling gegen besseres Wissen seinen „jungen Leuten“ habe nachgeben müssen, daß überhaupt alles Unheil von den unbesonnenen, halberwachsenen, jungen Schreiern herrühre. Die kleinen Kartenkönige von Kamerun sind eben zu machtlos, als daß sie etwas Wichtiges ohne die Unterstützung der Angesehenern unter ihren Unterthanen thun können. Wo man sich über die Wahl eines Königs nicht hat einigen können, bleibt, wie zur Zeit in Bimbia, ein Interregnum bestehen. Manga Bell, der etwa 30jährige Sohn des Königs Bell, hat, obwohl er in England erzogen worden, doch so vollständig Kleidung und Sitten seiner Stammesgenossen angenommen, daß nur der schönere und kühnere Ausdruck seiner Augen, seiner Adlernase, seiner Gesichtszüge, seiner ganzen Gestalt ihn von den übrigen Halbwilden — was im Grunde genommen die Dualla doch auch heute noch sind — unterscheidet. Es ist so augenscheinlich, wie glücklich Manga Bell sich in seiner Häuptlingsrolle fühlt, daß er ganz gewiß nimmermehr in die Schranken der schnell abgeworfenen europäischen Civilisation zurückkehren möchte. Der wenig Tact besitzende König Acqua läßt seinen ungefähr 10jährigen und fast etwas zu aufgeweckten Thronerben „Prinz“ nennen und möchte ihn in Deutschland erziehen lassen.

Die kleinen Könige des Kamerunlandes haben häufig genug Kriege untereinander geführt. Im allgemeinen sind jedoch die Leute weit mehr auf den Handel versessen, als auf die Entfaltung kriegerischer Tapferkeit. Speere sind selten und Bogen und Pfeile, wenn sie überhaupt vorkommen, noch seltener; die Bewaffnung besteht meistens in Steinschloßgewehren oder Hinterladergewehren (Snider-System) und in kurzen Schwertern beziehentlich langen Messern. Man berechnet die Zahl der im Besitz der Dualla befindlichen Hinterladergewehre auf 1000. Von den annähernd 400 Joss-Leuten, die im December 1884 gegen uns kämpften, sollen etwa ein Dutzend Winchester-Repetirgewehre, etwa 150 bis 200 Snider-Gewehre und der Rest Percussionsgewehre, Steinschloßgewehre oder sogar noch Lanzen geführt haben. Die Waffen werden sehr schlecht gehalten und alle Snider-Gewehre,

die ich sah, waren unglaublich verkommen und verrostet. Die Kriegshelme gleichen dem bairischen Raupenhelm. Sie haben bisweilen zum Schutze der Ohren und Schläfe bestimmte viereckige Klappen, wie sie sich in der gleichen Form und zum gleichen Zweck auch bei den altgriechischen Helmen vorfinden. Ueberzogen sind die Helme meistens mit schwarzem Affenfell. Von einer Vergiftung der Waffen ist mir niemals etwas zu Ohren gekommen. Man liebt es dagegen, mit gehacktem Blei zu schießen.

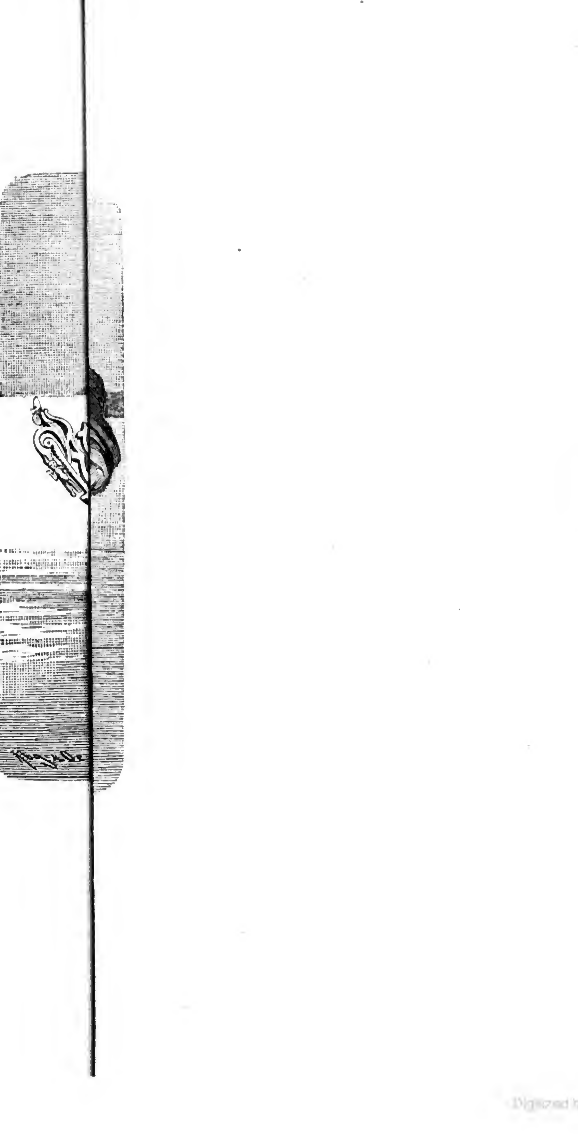
Zur Kriegsausrüstung der Könige gehören in erster Linie die schmalen, buntbemalten und bis zu 17 Meter langen Kriegscanoes, die von wahrhaft künstlerischer und an die besten Leistungen Englands erinnernder Bauart sind. Diese Kriegscanoes mit der 50 bis 60 Köpfe zählenden wohlgeschulten Bemannung von Ruderern und Kriegern und dem bunten, aber durchaus nicht geschmacklosen Aufputz gewähren einen imponirenden Eindruck. Gewöhnlich steht hoch aufgerichtet der Führer mit Gewehr und Kriegshelm in der Mitte. Bei feierlichen Gelegenheiten ist das Vorderteil eines solchen Canoes mit hübsch geschnitztem, viele Menschen- oder Tierfiguren enthaltenden und buntbemalten Aufsatz geschmückt. Was die Art der Kriegsführung anbelangt, so werden im Gegensatz zu den Südseevölkern etwanige Gefangene nur in sehr seltenen Ausnahmefällen getötet. Gleich allen westafricanischen Negervölkern haben auch die Dualla nicht grade sehr viel Initiative, und kühne Ueberfälle scheinen ihrer Natur nur wenig zu entsprechen.

Die Stelle unserer Gesetzbücher vertritt bei den Dualla ein durch alte Ueberlieferung sozusagen codificirtes Rechtssystem, welches im großen und ganzen mit den Rechtsanschauungen aller übrigen westafricanischen Völker übereinstimmt. Bei Totschlag wird, bloß für Sklaven, aber nicht für Freie, ein Sühngeld angenommen. Während meines Aufenthalts in Kamerun erstach ein Acqua-Mann einen andern, nachdem sie vorher im Spiele Streit bekommen hatten. Die Familie des Getöteten wandte sich, von der Selbsthülfe Abstand nehmend, an die deutschen Behörden. Diese (d. h. der Admiral) billigten, als der Verbrecher gefangen genommen worden war, das von den Eingebornen ausgesprochene Todesurteil und überließen diesen auch die Vollstreckung. Wie man mir erzählte, brachte man den gefesselten Verbrecher zum Strande herunter, setzte ihn auf eine Kiste, die sein Sarg werden

sollte, und ließ zwei Sklaven aus allernächster Nähe auf ihn schießen. Der Hingerichtete hatte am Morgen vorher beim Woermannschen Hauptagenten anfragen lassen, wie hoch sich seine Schulden beliefen, weil er dieselben seinen Erben übergeben müsse. Auch hatte er um 2 Faden (4 englische Yards) Seidenzeug gebeten, weil er in anständiger Kleidung zu sterben wünsche.

Diebstahl gilt ebenso wie bei den alten Spartanern bloß dann für schimpflich, wenn der Dieb sich ertappen läßt. „If man catch thief bad too much“ pflegen die Schwarzen in ihrem komischen Englisch zu sagen. Wie in ganz Westafrica herrscht auch hier der Gebrauch, daß, wer den Dieb abfaßt, ihn sofort bestrafen darf. Ein an der ganzen Westküste verbreiteter Gebrauch ist der, säumige Schuldner, wenn man die Macht dazu hat, gefangen zu nehmen und nicht eher wieder loszulassen, bis die Schuldsumme gezahlt worden ist. Wie schon vorher erwähnt, finden sich gewisse Rechtsanschauungen und Gebräuche bei den verschiedensten Völkern, die sonst beinahe gar nichts Gemeinsames haben, so z. B. der Gebrauch, daß die Könige oder Häuptlinge einer mißliebigen Kaufmannsfirma den Handel unterbinden (stopping of trade). An den Flüssen gilt die Verhinderung des Verkehrs als eins der gewöhnlichsten Kampfmittel, mit denen sich feindliche Negerstämme unter einander befehden.

Sehr schwer hält es, über die Erbschaftsverhältnisse Aufschluß zu erhalten. Wie mir mehrfach erzählt wurde, erbt bei den Dualla der älteste Sohn die Frauen und die Schulden und participirt dann mit den übrigen Söhnen (die von Sklavinnen geborenen nicht ausgeschlossen) an dem Sklaven- und Mobiliarbesitz.



Capitel V.

Schwarze Studien.

(Weiße und schwarze Frauen. — Africanische Liebe. — Die Herzensergüsse einer Mulattin. — Der Körperbau der Neger und Negerinnen. — Nacktheit wie nirgendswo sonst auf der Erde. — Die Bizarrerieen der ersten Bekleidungs-Versuche. — Charakterzüge des wilden und des uncivilisirten Negers. — Einheimisch-africanische Cultur und die After-Cultur an der Küste. — Nationalgefühl fehlt bisher noch. — Die verschiedenen Religionssysteme der Negervölker. — Sklaverei. — Die Anfänge des Kunstgewerbes. — Elfenbein-Schnitzereien. — Außerordentliche Beanlagung für den Handel.)

Nachdem im vorigen Capitel die Sitten und Gebräuche der Dualla besprochen worden sind, möchte ich den geneigten Leser einladen, sich unter meiner Leitung etwas eingehender mit gewissen Problemen zu beschäftigen, die sich nicht bloß auf diesen oder jenen Stamm, sondern gleichmäßig auf alle Neger und Bantu-Neger Westafricas beziehen.

Da man nicht anzunehmen pflegt, daß der Mensch zur Ehelosigkeit geboren sei, so ist es eine heikle Frage, wie jene Weißen, die ihren Lebensunterhalt in Africa verdienen müssen, sich dem weiblichen Geschlecht gegenüber stellen sollen. Sollen sie sich, wie das manche thun, in Europa verheiraten und dann, sobald sie nach Africa zurückkehren, ihre Frauen zu Hause lassen? Das ist sehr hart, weniger hart für den Mann, dessen Zeit durch Arbeit und Gelderwerb ausgefüllt wird, als für die Frau. Ein kurzes Wiedersehen nach zwei bis drei Jahren vermag kaum für die lange Dauer der Trennung zu entschädigen. Und wenn dann

endlich in günstigen Fällen die erhofften Geldmittel verdient sind, so ist man inzwischen alt geworden und sich gegenseitig entfremdet.

Auch der Versuch, europäische Frauen zur Westküste von Africa zu bringen, hat sich im großen und ganzen nicht bewährt. Manche Leute wollen sogar behaupten, es liege darin seitens der Männer eine unverantwortliche Grausamkeit. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Europäerinnen, falls ihnen nicht ein ganz außerordentlicher Comfort zur Verfügung steht, das Klima der Tropen sehr viel schlechter als ihre Männer vertragen, daß sie nach jeder Geburt leicht dahinsiechen und vor allem bestürzend schnell altern. In Englisch-Indien kann man noch blühende Frauen- und Mädchengestalten sehen, aber schon in Insel-Indien sind bei allem Liebreiz und allem augenscheinlichem Wohlbehagen die Gesichter der dort lebenden Holländerinnen blaß. Und wie nun erst in Westafrica? Die französischen Nonnen in Gorée und in Gabun sind leibhaftige Skelette. In dem Grade, wie Luxus und Comfort zunehmen, werden besonders solche Leute, welche, wie die englischen oder französischen Colonialbeamten und Colonialofficiere, bloß kürzere Zeit in Westafrica verweilen, immer häufiger ihre Frauen und andere weibliche Mitglieder ihrer Familie mit herausbringen. Schon jetzt geschieht das namentlich in Accra, Lagos und Gabun sehr viel häufiger als noch vor zehn Jahren. Aber was für den Beamten, den Officier gilt, paßt nicht für den Kaufmann, der bisweilen die Hälfte seines Lebens in Africa zubringt.

Soll sich der weiße Kaufmann kirchlich und gesetzlich mit einer Schwarzen verehelichen, die zwar das Klima recht gut verträgt, die er aber kaum jemals in die bessere europäische Gesellschaft würde einführen können? Alle Verheiratungen weißer Männer mit schwarzen Frauen — und es sind mir darüber manche Geschichten erzählt worden — haben früher oder später zu einem schlimmen Ende geführt. Was sollte auch die schwarze Frau in Europa, wo, selbst wenn sie ihren Mann niemals wirklich geliebt hat, das eitle, herrschsüchtige Herz vor Neid bricht, wo der weiße Mann unter dem erdrückenden Einfluß seiner Umgebung die schwarze Gefährtin als lästigen Ballast zu betrachten beginnt? Wer möchte gern mit solch schwarzem Gegenstand am Arm den spöttischen Mienen seiner Freunde trotzen? Auch sind die schwarzen Frauen nur selten danach, daß sie sich selbst unter günstigern Umständen die nötige Achtung erobern könnten.

Bleibt also für die Kaufleute, die gezwungen sind, in Africa, und zwar wohlverstanden in einem heißen Klima zu leben, dem in mancher Hinsicht Rechnung getragen werden muß, nur noch das vierte Mittel, nämlich sich nach Landesbrauch auf Zeit, d. h. für die Dauer ihres Aufenthalts an einem bestimmten Puncte, zu verehelichen. Diese Sitte entspricht so vollständig den eigenen Gebräuchen und den altüberlieferten Anschauungen der Schwarzen, daß niemand etwas Arges darin findet. Erst an sehr wenigen Orten ist durch den Einfluß der Mission bei einem verschwindend kleinen Teile der weiblichen Bevölkerung die ursprüngliche Naivetät durchbrochen und die Ansicht, daß kirchliche Verehelichung etwas besseres sei, zur Geltung gebracht worden. Ob die Mission damit besonders viel erreicht hat, bleibe dahingestellt; so viel ist sicher, daß sich ihre Schülerinnen nicht weniger gern als alle übrigen Töchter des Landes auf Zeit verheiraten.

Die Stellung, welche die nach Westafrica kommenden Europäer den schwarzen Schönen gegenüber einnehmen, pflegt in kurzen Zügen dargestellt folgende zu sein. Erster Eindruck so ungünstig wie möglich. In solche Scheusale, heißt es, sollte man sich verlieben können? Unmöglich, undenkbar, unerhört! Ja, wenn sie noch Corsetten trügen. Sehen Sie nur diese und diese und diese da! Das sind ja Macbeths leibhaftige Hexen.

Aber allmählich verblassen die aus der Heimat mitgebrachten, in Gemüt und Phantasie aufgespeicherten Bilder. Der einsam an entlegenem Orte sitzende weiße Mann findet, daß junonische Gestalten, ein hübsches Gesichtchen und freundliches, mit ein klein wenig Koketterie verbundenes Wesen bei den Negerinnen denn doch gar nicht so selten seien. Das ist der zweite Standpunct, der Standpunct der meisten in Westafrica lebenden jungen Männer. Eine Reihe von Jahren, bei einigen weniger, bei andern mehr, und wir stehen auf dem dritten Standpunct. Man findet, daß die Neger-Rasse mit Einschluß des weiblichen Teils zwar höchst nützlich und brauchbar, aber doch im Grunde genommen Canaille sei. Alsdann tauchen in verjüngter Form die Bilder der ersten in Europa verlebten Jugend wieder auf. Wenn man genug Geld verdient und die Malaria den Körper noch nicht ganz zerrüttet hat, so ist man alsdann reif zur Rückkehr in die Heimat. Ich will nicht unerwähnt lassen, daß manche Leute ihr ganzes Leben lang auf dem zweiten Standpuncte stehen

bleiben und daß ich aus dem Munde höchst vernünftiger Männer gehört habe, sie gäben, wenn sie nicht in europäischen Gesellschaftskreisen leben müßten, der Negerin den Vorzug vor der Europäerin.

Europäer, die in Africa lebend eine Negerin zum Weibe genommen haben, äußern übereinstimmend, daß weder von Liebe noch von Treue in europäischem Sinne die Rede sein könne. Unendlich viel häufiger verliebt sich der weiße Kaufmann in seine schwarze Gefährtin, als jene in ihn. Oder vielmehr das letztere kommt gar nicht vor. Hunderte Male habe ich an den verschiedensten Orten das Thema besprechen hören, aber es ist mir kein einziger Fall zu Ohren gekommen, daß eine echte und unverfälschte Negerin zu einem weißen Manne in Liebe entbrannt wäre. Schwarz, sagt man hier, bleibe bei Schwarz und fühle sich am meisten von Schwarz angezogen. Und doch unterliegt es keinem Zweifel, daß die schwarzen Mädchen, obwohl meistens nicht sie selbst, sondern die Eltern über ihr Los bestimmen, nicht ungern Gefährtinnen der Weißen werden. Aber die Beweggründe haben nichts mit Liebe gemeinsam. Habgier, Eitelkeit, Freude am Putz, am bequemen Leben und Herrschsucht spielen dabei die hervorragendste Rolle, und ich habe mich nie dem Eindruck verschließen können, daß diese schwarzen Schönen, die ohne zu lieben die Gefährtinnen eines weißen Mannes werden, zwar unzweifelhaft höher, aber doch nur einige Stufen höher stehen als Prostituirte. Das stupideste europäische Landmädchen ist gegenüber einer africanischen Königstochter doch immer noch ein ideal veranlagtes Wesen. Natürlich gibt es wohl Ausnahmen, aber diese Ausnahmen sind so selten, daß sie gar nicht in Betracht kommen, daß derjenige, der nicht lange Jahre im Lande lebt oder bei kürzerm Aufenthalt von Ort zu Ort wandert, sie niemals kennen lernen wird. Ich habe in Africa eine einzige Negerin gesehen, die einen classisch schönen Wuchs und ebensolche Gesichtszüge besaß, die auch in Europa bei weißer Hautfarbe schön zu nennen gewesen wäre. Aber ich habe keine einzige Schwarze kennen gelernt, von der ich hätte annehmen können, daß sie für einen Mann, den sie liebte, durch Feuer und Wasser gehen oder gar sich selbst aufopfern würde.

Stellt man an einen der hier wohnenden Europäer in verblümter Form die verfängliche Frage: Sagen Sie einmal, glauben Sie denn, daß Dada (oder wie das schwarze Wesen heißen mag)

treu sei? so wird man zunächst ein: Ganz gewiß, ohne jeden Zweifel, ich habe nicht den leisesten Argwohn zu hören bekommen. Aber diese starke Bejahung klingt schon, als ob sie nicht von Herzen käme, und wenn man mit der nötigen Vorsicht weiter nachforscht, so wird in neun Fällen von zehn die Bejahung in weniger schroffer Form und vielleicht sogar mit einiger Einschränkung wiederholt werden. Es heißt dann: sie würde sich niemals von einem andern Weißen die Cur machen lassen. — Aber von einem Schwarzen?

Das ist ein wunder Punct. Schließlich platzt so etwas heraus, wie: Ja, einen schwarzen Liebhaber haben doch wohl alle, nur weiß man es nicht und will es nicht wissen.

Und dann folgen Beschönigungen, Entschuldigungen und Erläuterungen der mannigfachsten Art. Was anders könnten Sie denn erwarten, heißt es, wenn wir Europäer ja doch in so und so viel Jahren, die Gefährtin zurücklassend, zur Heimat zurückkehren. Die schwarzen Mädchen wissen das ganz genau und handeln dem entsprechend.

Aber vielleicht ist es Ihnen doch auch in Europa einmal vorgekommen, daß ein Mädchen von geringerm Stande, ein Mädchen, das Sie, wie man zu sagen pflegt, niemals hätten heiraten können, eine Neigung zu Ihnen faßte. — Vielleicht ja, vielleicht nein.

Nehmen wir das „Vielleicht ja“ an und sagen Sie mir daraufhin, ob Sie auch damals an der Treue gezweifelt haben würden. — Nein.

Und ob Sie eine Untreue beschönigt haben würden. — Nein.

Hier liegt der Unterschied zwischen dem schwarzen und dem weißen Weibe, der Negerin und der Europäerin.

Die schwarzen Weiber ziehen entschieden schwarze Männer vor. Weißen Männern wenden sie sich weit mehr aus Herrschsucht und Habgier als aus Liebe zu. Eine Negerin verliebt sich nicht in ähnlichem Sinne wie eine Europäerin, nicht einmal wie das uncivilisirteste europäische Bauernmädchen. Die Liebe in dem Sinne, wie wir sie auffassen, ist eine Frucht unserer Cultur. Sie entspricht einer höhern Entwicklungsstufe der in unserer Natur schlummernden Anlagen, als die Neger-Rasse sie erreicht hat. Nicht bloß, daß jene zahlreichen Functionen des Geistes, des Gemütes und des Herzens, welche wir unter den Begriff der

Liebe zusammenfassen, dem Neger fremd sind. Nein, auch in rein körperlicher Hinsicht kann man behaupten, daß sein Nervensystem nicht nur weniger reizbar, sondern auch weniger gut entwickelt sei. Der Neger liebt, wie er ißt und trinkt. Für alle diese Dinge hat er eine ganz besondere Vorliebe. Es gibt Neger genug, die, wenn sie die Mittel hierzu besitzen, im Essen und Trinken ganz Erstaunliches leisten. Aber eben so wenig wie einen schwarzen Feinschmecker habe ich jemals einen Neger gesehen, der der Wollust eine idealere Seite abzugewinnen vermocht hätte. Der Neger, dem es durchaus nicht an Genußsucht fehlt in dem Sinne, wie er dieselbe auffaßt, mag sich Dutzende und aber Dutzende von Weibern kaufen, ohne doch jemals zu irgendeiner davon eine überwältigende Neigung zu verspüren. Liebe ist unter den Schwarzen ebenso sehr Geldsache wie der Palmöl- oder Elfenbein-Handel. Der Schwarze kauft seine Frau, wenn dieselbe noch ein Kind ist; in dem Alter, wo bei uns die Jungfrau ihre ersten Bälle besucht, ist das ohnehin nicht besonders empfindliche und reizbare Nervensystem der Negerin völlig abgestumpft, sodaß sie es ganz als selbstverständlich betrachtet, wenn sie als Ware verkauft und abermals verkauft wird. Man hört oft genug von „Weiber-Palaver", die ganz ebenso wie die „Ziegen-Palaver" als eine Schädigung des Eigentums aufgefaßt werden, aber man hört niemals, thatsächlich niemals von einer Liebesgeschichte. Die Negerin besitzt niemals einen „Schatz", weder in ganz jungen Jahren noch nach der sogenannten Verheiratung. Sie wird betrachtet und betrachtet sich als Ware und als Arbeitstier. Daß sie außerdem noch ein Weib ist mit eigenen Empfindungen und Gefühlen, ist Nebensache.

Trotzdem ist die Negerin zum allerwenigsten eben so eitel wie die Europäerin und in ganz jungen Jahren wohl auch ein wenig kokett. Ein hübsches Gesicht und eine gute Figur kommen bei dem, der ihr gefallen will, weit weniger in Betracht als der Besitz von so und so viel ihre Eitelkeit reizenden Stücken Zeug. Ich will nicht grade sagen, daß die Negerin einen alten Mann ganz eben so gern sehen würde wie einen jungen. Aber zwischen einem gut gewachsenen und einem weniger gut gewachsenen würde sie gewiß keinen Unterschied machen. Auch dem männlichen Neger scheinen die uns in Fleisch und Blut übergegangenen Anschauungen über weibliche Schönheit zu fehlen. Er kauft zwar mit Vorliebe

ganz junge Mädchen, aber der Beweggrund ist weit entfernt von einer idealen Verehrung des Schönen. Junge Frauen sind eben jung, sind kräftig und arbeitsam. Aber im großen und ganzen wird zwischen Weib und Weib, zwischen hübschen und häßlichen, zwischen gescheiten und dummen Frauen gar kein Unterschied gemacht. Ein junger oder alter Neger mag auch in Bezug auf dessen Weiber in das Gehege seines Nachbarn geraten, genau ebenso wie er dessen Hühner verspeist und seine Ziege „behext". Es folgt dann auch stets ein recht böses Palaver, das schwere Geldbußen nach sich zieht. Aber daß ein junger Mann zu diesem oder jenem bestimmten Mädchen in heftiger Liebe entbrannt wäre oder umgekehrt, ist mir niemals zu Ohren gekommen. Daß das Verständnis für weibliche Schönheit und Anmut so sehr mangelhaft entwickelt ist, erscheint um so auffallender, da der Neger im übrigen trotz seiner vorwiegend auf das Praktische und Kaufmännische gerichteten Beanlagung doch auch recht viel Geschmack und sogar künstlerisches Talent zeigt, so z. B. bei der Auswahl seiner Kleidungsstücke, dem Aufputz des Haares, dem Bau von Gerichts- oder Fetischhäusern und der Auswahl des Ortes für diese Gebäulichkeiten.

Trotz der nach unsern Begriffen niedrigen Stellung der Negerweiber werden dieselben weder schlecht behandelt noch fühlen sie sich unglücklich. Mißhandlungen von Weibern kommen niemals vor. Das Niedrige und Entwürdigende in der Stellung des schwarzen Weibes berührt das materielle und vegetative Leben nicht so stark, daß es dem Neger, der ein durch und durch materieller Mensch ist, zum Bewußtsein käme. Die Negerin bekommt genug zu essen, sie bewegt sich mit vollkommener Freiheit und erhält den Löwenanteil von allem im Handel erworbenen Zeug und Schmuck. Was also könnte sie nach Negerbegriffen noch mehr wünschen oder erwarten? Für das Gefühlsleben des Schwarzen, für seine Stellung zu Weib und Kind ist es höchst bezeichnend, daß der Kuß den westafricanischen Negern von Hause aus unbekannt ist. Bloß an einzelnen Orten, wie z. B. Lagos, Gabun u. s. w., ist durch den Einfluß der Europäer die Sitte des Küssens auch unter den Schwarzen verbreitet worden. Die mancherlei Begrüßungsformen, die man in Westafrica kennen lernt, sind mehr ceremoniös als herzlich. Ueberall an dieser langgestreckten Küste kennt man den Händedruck, zu dem dann

noch in verschiedenen Ländern die verschiedensten weitern Zuthaten hinzukommen. So legt z. B. im Kamerun-Gebirge ein Ankommender seine rechte Schulter an die linke Schulter desjenigen, den er begrüßt, und dann seine linke Schulter an die rechte des andern. Im Togo-Lande muß der Sklave, der zu seinem Herrn geht, vor demselben niederknieen, und im Mahin-Gebiete (westlich von der Niger-Mündung) kniet sogar jeder Ankommende vor demjenigen nieder, den er begrüßen will, und wenn es auch nur eine Frau wäre. Es muß überhaupt zur Ehre des Negers gesagt werden, daß die Frau, abgesehen davon, daß sie als Ware verkauft wird und sehr viel arbeiten muß, ganz genau die gleiche Stellung einnimmt und sich der gleichen Rechte erfreut wie der Mann. In dieser Hinsicht steht die Negercultur hoch über der mohamedanischen, welch letztere das Weib sogar von allen wichtigern Seiten des Gottesdienstes ausschließt.

Es gibt sehr viele Neger, die in körperlicher Hinsicht, von der feinern Ausbildung der Gesichtszüge abgesehen, ein Vorbild für Statuen des Hercules und selbst des Antinous abgeben könnten. Aber Negerinnen, die, von der Hautfarbe abgesehen, mit unsern Venus-, Hebe- oder Psyche-Statuen verglichen werden könnten, sind die allergrößte Seltenheit. Ich habe deren unter all den Tausenden von Negerinnen, die mir zu Gesicht kamen, bloß einige wenige gesehen. Von den ganz jungen, aber auch recht dumm dreinschauenden Mädchen abgesehen, sind so ziemlich alle Negerinnen und namentlich die ältern wahrhafte Scheusale, die mit europäischen Frauen ebensowenig Aehnlichkeit haben, wie eine Fledermaus mit einer Taube. Es ist im höchsten Grade auffallend, wie viel höher in körperlicher und geistiger Hinsicht die männlichen Neger stehen, wie sehr viel näher sie der europäischen Rasse kommen als die Negerinnen.

Nach und nach bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Häßlichkeit und das unglaublich frühe Altwerden der Negerinnen bloß zum geringern Teil Rassen-Anlage, zum größern Teil dagegen eine Folge schlechter Erziehungs- und Lebensgewohnheiten ist. Wenn in manchen Gegenden ein Viertel bis ein Drittel aller Bewohner Nabelbrüche hat, so muß die Ursache doch auch wohl mehr in einer unglaublichen Sorglosigkeit und Verwahrlosung als in der Rassen-Anlage gesucht werden. Ganz eben so verhält es sich wahrscheinlich mit der Häßlichkeit des weiblichen Geschlechts.

Die Mädchen werden bei den meisten Küstenstämmen mit zehn, bisweilen sogar schon mit acht Jahren verheiratet. In dem Alter, in welchem sie nach unsern Begriffen völlig herangewachsen sein würden, sind sie alt, welk und abgelebt, während die gleichaltrigen Männer noch zwanzig bis dreißig Jahre später von Gesundheit und Kraft strotzen. Zu den Kinder-Heiraten kommt die der Erhaltung des weiblichen Körpers besonders ungünstige Art der Kleidung. Am besten noch, wenn wenig oder gar keine Kleider getragen werden, aber oft genug habe ich eine Art der Bekleidung (nach unten ziehende Tücher über der Brust) gesehen, die vollkommen darauf berechnet zu sein schien, den weiblichen Körper zu verunstalten. Schwere Arbeit, der Mangel jeder Krankenpflege und ärztlichen Hülfe, schlechte Ernährung und fehlerhafte Gewohnheiten sowohl im gewöhnlichen Leben wie namentlich auch bei Geburt und Aufziehung der Kinder tragen gewiß dazu bei, die Negerinnen zu Scheusalen zu machen.

Bei allem vorstehenden spreche ich bloß von denjenigen Negerstämmen, die, so civilisirt oder uncivilisirt sie sein mögen, dennoch gleich den Dualla von Kamerun im großen und ganzen ihre eigenen ursprünglichen Lebensgewohnheiten beibehalten haben. Wo Neger ganz und gar nach europäischer Art leben, wie z. B. vielfach in Nordamerica, in Brasilien oder auch an einzelnen wenigen Stellen Westafricas, scheint ihre Körper-Constitution eine weit größere Aenderung zu erleiden als ihre geistigen Fähigkeiten. Weder im Kamerun- noch im Togo-Lande habe ich, einzelne Ausnahmen abgerechnet, Negerinnen gesehen, die nicht schlank, ziemlich mager und mit zwanzig Jahren völlig welk und abgelebt gewesen wären. Ueberall dagegen, wo Neger seit mehrern Generationen nach europäischer Art leben, findet man üppigere Gestalten mit größerer Schulterbreite und namentlich mit breiterm Becken. Für den männlichen Neger scheinen die Vorzüge unserer Cultur nicht ganz eben so notwendig zu sein; im besten Falle bleibt seine Musculatur eben so voll und rund, wie sie es gewesen war, so lange er noch nach eigenen Sitten und Gebräuchen lebte. Bei den in europäischem Stil lebenden männlichen Negern verfeinern sich auch wohl die Gesichtszüge, dafür aber geht fast stets jener kühnere, noch ein wenig Wildheit verratende Gesichtsausdruck verloren, der Männern wie Manga Bell (Sohn und Thronfolger des Königs Bell) gar nicht übel steht.

Daß jene europäischen Kaufleute, welche nach langjährigem Aufenthalt auf africanischem Boden zur Heimat zurückkehren, ihre schwarzen Gefährtinnen nicht mit dorthin nehmen, halte ich für höchst vernünftig. Bisher hat sich noch jeder nach der andern Richtung hin unternommene Versuch aufs bitterste gerächt. Was sollte die Negerin in Europa? Kann sie, welche zur Dienerin geboren ist, die Gattin sein? Oder könnte sie, welche die Gattin gewesen ist, wieder Dienerin werden? Das Zurücklassen scheint härter, als es thatsächlich ist. Die Verlassene geht in ihr Dorf zurück, um, sei es einen zweiten Mann (weiß oder schwarz) zu finden, oder auch, wenn sie wohlhabend und alt ist, ihre Kleider, die ja bedeutend schöner sind als diejenigen der übrigen schwarzen Weiber, zur Schau zu tragen. Von einer Negerin, die in Ariadnes Rolle geweint und sich zu Tode gegrämt hätte, ist mir nie etwas zu Ohren gekommen.

Wenn auch nicht das, was wir Liebe zu nennen pflegen, so zeigen die schwarzen Gattinnen doch unzweifelhaft eine gewisse Anhänglichkeit, namentlich wenn sie gut und freundlich behandelt werden. Mancher Europäer, der unter Tausenden von Schwarzen an einem gottverlassenen Platze sitzt, erhält einzig und allein durch seine schwarze Gefährtin Aufschluß darüber, was deren Landsleute Gutes oder Böses gegen ihn im Schilde führen. Das Leben manches Weißen, dem Gift oder Ueberfallenwerden drohte, ist auf diese Weise gerettet worden. Aber sehr viel weiter scheint die Anhänglichkeit der schwarzen Weiber nicht zu gehen. Die indianische Squaw mag mit dem eigenen Körper den weißen Trapper, als dessen Gattin sie sich betrachtet, vor einer feindlichen Kugel schützen; die Negerin würde ganz gewiß eher an sich selbst denken.

Uns Europäern sind aus Nordamerica durch Romane und sonstige Veröffentlichungen eine Anzahl Charakterzüge des Negers übermittelt worden, die sich zu einem stereotypen, für nordamericanische Verhältnisse auch thatsächlich zutreffenden Bilde abgerundet haben. Aber was für Nordamerica und teilweise auch für Westindien und Brasilien gilt, darf nicht ohne weiteres auf den sehr viel rohern Sohn Westafricas angewandt werden. Noch habe ich keine andere Menschenrasse kennen gelernt, die unter dem Einflusse europäischer Cultur und europäischer Lebensweise so stereotype, fast mit mathematischer Gewißheit im voraus zu bestimmende Veränderungen erlitte, wie der Neger. Wenn man europäischen Gemüse-



König Acqua mit zwei Frauen.
(Aus der Gartenlaube.)

oder Blumensamen nach Westafrica verpflanzt, so weiß man ganz genau im voraus, daß das Erzeugnis schon in der zweiten Generation bei aller Aehnlichkeit von dem ursprünglichen sehr verschieden sein wird. Aehnlich mit dem Neger, nur daß die Verpflanzung den umgekehrten Weg gemacht hat. Europäer, die Westafrica durch lange Erfahrung, aber auch eben kein anderes überseeisches Land als Westafrica kennen, würden den in unerschütterlicher Treue und Ehrlichkeit für seinen Herrn einstehenden Negerdiener, wie er uns aus Nordamerica als stereotype Figur übermittelt worden ist, für ein Hirngespinst halten. Treue und Ehrlichkeit müßte man hier mit der Laterne suchen.

Der Vergleich zwischen nordamericanischen und westafricanischen Negern fällt übrigens nicht durchweg zum Vorteil der erstern aus. Im großen und ganzen halte ich den Verkehr mit jenen Schwarzen, die noch auf ihrem eignen ursprünglichen Culturstandpuncte stehen, für angenehmer als den mit den sogenannten civilisirten Negern. Der noch nicht zur Culturstufe des christlichen Gesangbuchs und der carrirten Hosen heraufgeschraubte Schwarze ist im großen und ganzen bescheiden und erkennt gern die Ueberlegenheit des Weißen an, während sein „civilisirter" Bruder nur allzu häufig ein hochmütiger Lump ist.

Eine sehr schwierige Frage ist die, was mit den in Africa erzeugten Kindern der zu vorübergehendem Aufenthalt dort lebenden weißen Männer anzufangen sei. Kindern, die von Europäern und Europäerinnen abstammen, bekommt, wenn sie zu Knaben und Mädchen heranreifen, das Klima nicht sonderlich mehr. Wer irgendwie die Mittel hierzu besitzt, sendet sie alsdann nach Europa. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß solche Kinder genau die gleiche Erziehung erhalten, als wenn sie in Europa geboren worden wären.

Anders mit den von schwarzen Weibern abstammenden Kindern. Diese werden bloß in sehr beschränktem Maßstabe als Sprößlinge von Europäern betrachtet und behandelt. Ausgenommen einige Kleinigkeiten teilen sie in aller und jeder Beziehung das Los ihrer Mutter, die, wenn der weiße Mann nach Europa abdampft, zu den Sitten und der Lebensweise ihrer schwarzen Verwandten zurückkehrt. Die durch ihre gelbe Hautfarbe leicht zu erkennenden Kinder von Europäern werden schon als Säuglinge etwas besser gepflegt und gekleidet als die übrigen. Später übergibt sie dann wohl der

Vater einer Mission, und zwar mit Vorliebe der katholischen. Aber mehr als etwa Lesen, Schreiben, Rechnen und allenfalls noch ein Handwerk lernen die Kinder dort nicht. So sehr die Missionare sie zu halten versuchen, so verlassen die Aufwachsenden doch meistens mit 12—15 Jahren das schützende Asyl. Was aber finden sie daheim bei der Familie ihrer Mutter? Eine Nahrung, die der Magen des Negers ohne Schwierigkeit verdaut, reicht für eine zartere, halbeuropäische Constitution bei weitem nicht aus. Die Folge ist, daß namentlich von den männlichen Kindern gar viele, um den Beginn der zwanziger Jahre herum, dahinsiechen. Aber auch wenn dem nicht so ist, wird aus diesen Kindern selten etwas Ordentliches. Nicht selten sind es noch größere Spitzbuben als alle übrigen. Wie auch sollte es anders sein? Welche andere Laufbahn steht solchem Mischling offen, als diejenige, Händler oder Ladencommis zu werden, ähnlich jenen in allen Erdteilen zu findenden Portugiesen, deren Hautfarbe von Generation zu Generation schwärzer wird? Betreffs der Mädchen erzählten mir die katholischen Missionare selbst, daß dieselben ein großes Contingent zu der im übrigen nicht sonderlich stark vertretenen Prostitution stellten. Bekämen diese Kinder den Familiennamen ihres Vaters, so würden gewiß manche der angesehensten Namen der Kaufmannswelt von England, Frankreich und Deutschland hier vertreten sein.

Ueber die Sinnes- und Gefühlsrichtung der schwarzen oder braunen Gattinnen des in Westafrica lebenden weißen Mannes wird die nachstehend wiedergegebene Unterredung einigen Aufschluß verschaffen.

Auf das blaue Meer und auf das erste Rauchwölkchen des erwarteten Dampfers auslugend, saß ich an einem heißen Nachmittag auf der verhältnismäßig kühlen Veranda eines französischen Hauses. Das Knarren europäischer Stiefel und das schleppende Geräusch eines langen Frauenkleides ließen mich umblicken. Da stand mit federgeschmücktem Strohhut, mit elegantem Kleid und all jenem übertriebenen Putz, den das Negerblut liebt, eine jugendlich üppige Farbige.

Wer bist du? fragte ich, indem ich mein Strohkäppchen lüftete.

Ich bin . . ., lautete die in gutem Französisch gegebene Antwort, und erwarte Herrn Soundso.

Ei, ei, erwiderte ich. An der ganzen Küste hat man mir

erzählt, daß du die schönste Frau an diesem Orte seiest, und nun freut es mich, zu sehen, daß das wahr ist.

Die Augen der Mulattin begannen vor Stolz zu leuchten. Sie nahm den ihr angebotenen Stuhl und ließ sich nicht ohne einen Anflug von Koketterie mir gegenüber nieder.

Ich hoffe, daß er kommen wird, begann sie nach einiger Zeit, indem sie durch das auf einem Tischchen stehende Fernrohr blickte.

So liebst du ihn also wohl sehr?

Ja gewiß. Sieh nur einmal, was für hübsche Kleider er mir gibt.

Du liebst ihn also der Kleider wegen?

Nein, ich habe ihn gern, weil er so gut ist.

Und wirst du denn auch mit ihm nach Europa reisen?

Nein! (in schroffer Form).

Nein? Und weshalb denn nicht?

Weil ich schwarz bin.

Du schwarz. . . .? Aber sieh doch, ist denn diese Hand dunkler als die meine?

Deine Hand, weißer Mann, ist bloß von der Sonne gebräunt. Sie wird wieder hell werden, wenn du nach Europa kommst. Aber die meinige bleibt wie sie ist.

Aber du kannst dich doch nicht schwarz nennen. . . .?

Ich bin halb und halb, gemischtes Blut, mein Vater war ein Compini (ein Deutscher), meine Mutter eine Schwarze.

Und hast du denn deinen Vater gekannt?

Ja, als ich ganz klein war.

Aber sage mir, weshalb meinst du denn, daß du mit deiner Hautfarbe nicht nach Europa reisen könntest?

Schwarz soll bei Schwarz bleiben und Weiß bei Weiß.

Wenn nun aber irgend sonst jemand dich mit sich nach Europa nehmen wollte, z. B. eine Nonne oder ein Priester, würdest du dann mitgehen, um all die schönen Sachen in Europa zu sehen?

Vielleicht ja, aber das wird nicht vorkommen.

Und was wirst du denn thun, wenn dein Mann abreist?

Ich werde zu meinen Leuten zurückkehren.

Dann wirst du gewiß auch einen zweiten Mann nehmen?

Keinen Weißen mehr.

Weshalb denn nicht?

Weil ich mich diesmal kirchlich verheiraten möchte. Schwarzer Mann heiratet mich in Kirche, weißer nicht.

So würdest du also wirklich einen Schwarzen zum Manne nehmen?

Weshalb denn nicht?

Die schöne . . . einen Schwarzen! Würdest du denn nicht einen Weißen vorziehen?

Ja (gedehnt und ungewiß).

Du bist wohl eine Christin?

Ja, ich bin katholisch und bin in der Mission zu . . . erzogen worden.

So gehst du wohl jeden Sonntag zur Kirche?

Nein, sehr selten.

Aber zur Beichte gehst du vielleicht?

Ja, das muß ich, um meine Sünden zu bekennen.

Ich möchte doch gern wissen, was du denn eigentlich als Sünde ansiehst. Willst du mir das vielleicht sagen?

Nein (lachend), das darf ich dir nicht sagen, denn du hast einen Schnurrbart und siehst auch sonst ganz anders aus als die Priester, die ich gesehen habe.

Wirst du auch um deinen Mann weinen, wenn er abreist?

Ja (gähnend und gelangweilt).

Hast du Kinder?

Nein, leider nicht.

Du sagst leider, wärest du denn gern allein mit Kindern zurückgeblieben?

Ja! Aber glaubst du nicht, daß dieser Hut sehr hübsch ist?

Ich habe nie einen schönern gesehen.

Diese Stiefel, siehst du, habe ich in der englischen Factorei dort drüben gekauft.

In diesem Augenblick meldete der erste Stewart, daß der inzwischen angelangte Dampfer den Herrn Gemahl nicht mitgebracht habe.

Die braune . . . verabschiedete sich von mir. Aber noch geraume Zeit nachher hörte ich aus dem Innern des Hauses ihre befehlende Stimme und ich glaube sogar ein paar schallende Ohrfeigen. So herrscht die Negerin über Neger. Als es dann wieder still wurde, sah ich die stolze Mulattin, gefolgt von drei halbnackten und bündeltragenden Neger-Dienerinnen, vor dem Hause

vorbeischreiten. Sie winkte zur Veranda hinauf und rief mir zu, daß sie zu ihrer Familie ginge.

Wer zum ersten Mal aus Europa nach Africa kommt, gewinnt die Ansicht, als ob alle Neger gleich häßlich und so schwer voneinander zu unterscheiden seien, wie ein Ei vom andern. Je länger man mit der Rasse umgeht, desto mehr verliert sich sowohl der Eindruck der Gleichförmigkeit wie derjenige der Häßlichkeit. Man findet, daß die Individualität in Körperbau und Gesichtsbildung bei den Negern beinahe ebenso sehr ausgeprägt ist wie bei uns.

Zwischen Senegal und Congo haben nach meinen Beobachtungen alle Neger im großen und ganzen eine und dieselbe Hautfarbe, die ein äußerst dunkles und mit mehr oder weniger Schwarz gemischtes Braun ist, etwa ähnlich der Farbe stark gebrannten Kaffees. In bunter Aufeinanderfolge mögen einzelne Stämme etwas dunkler und andere etwas oder sogar eine ganze Anzahl Schattirungen heller sein, aber irgend eine Regel, wie z. B., daß im Norden dunklere Menschen wohnten als im Süden, oder umgekehrt, daß die sogenannten echten Neger dunkler seien als die Bantu-Neger, läßt sich nach meiner Ueberzeugung nicht aufstellen. Ganz schwarze Neger gibt es nicht, wohl aber sehr schwärzliche, deren Hautfarbe etwa durch ein stark mit Ruß vermischtes Chocoladenbraun wiedergegeben werden könnte. Uebrigens erscheint jeder Neger in Europa viel schwärzer als in Africa, was, wie ich wohl kaum zu bemerken brauche, einzig und allein von dem Gegensatz gegen die blasse Haut des Europäers herrührt. Bei einigen Negern fehlt die starke Beimischung von Schwarz und die Haut ist entweder chocoaladefarben oder hat sogar einen Stich ins Rötliche. Die Neger von Senegambien sind schwärzer als die Kru-Leute und diese wieder dunkler als die Eingebornen von Kamerun, welche hinwiederum in Bezug auf helle Hautfarbe von den Anwohnern der Niger-Mündungen übertroffen werden. Solche Unterschiede kann man aber nur beurteilen, wenn man Neger der verschiedenen Stämme dicht nebeneinander sieht. Das Haar der verschiedenen Negerstämme ist weit gleichförmiger als die Hautfarbe.

Zu interessanten Ergebnissen würde meines Erachtens ein genaueres Studium der „Albinismus“ genannten Entfärbung der Haut führen. Ich möchte die Aufmerksamkeit der berufsmäßigen Ethnologen und Anthropologen ganz besonders auf die eigentüm-

liche Thatsache lenken, daß die Zahl der Albinos, wenn man sich von Westen oder von Südosten kommend den Niger-Mündungen nähert, beständig zunimmt, bis schließlich im Niger-Delta selbst die blaßhäutigen und blaßhaarigen Menschen einen gar nicht unbedeutenden Bruchteil der Gesamtbevölkerung darstellen. Auch scheint die Stärke der Haut-Entfärbung in directem Zusammenhang mit ihrer Häufigkeit zu stehen. So haben z. B. die Albinos des Togo-Gebiets und von Kamerun doch immer noch eine dunkle oder wenigstens stark ins Rötliche schimmernde Hautfarbe, während ich im Niger-Delta solche sah, deren Farbe von derjenigen gesunder Deutschen, Engländer oder Schweden nicht zu unterscheiden gewesen sein würde. Der Gesichtsausdruck der africanischen Albinos ist ebenso wie derjenige der europäischen nicht grade angenehm. Die Züge haben etwas Verkniffenes und Greisenhaftes, welcher peinliche Eindruck durch die meistens etwas unnatürliche Farbe des Haares noch vermehrt wird. Uebrigens scheint es beinahe, als ob in den Gegenden, wo die meisten Albinos vorkommen, alle Bewohner eine leicht ins Rötliche spielende Hautfarbe besäßen.

Von einer Rassenmischung, wie Südamerica (namentlich Peru, Panama u. s. w.) sie uns zeigt, kann in Westafrica nirgendwo die Rede sein. Wenn man die Frage, durch welche Völkermischungen der heutige Neger entstanden sei, sowie den Unterschied zwischen echten und Bantu-Negern außer acht läßt, so stellt sich die Bevölkerung des ganzen westafricanischen Küstenstriches als eine höchst einheitliche dar. Mulatten und sonstige Mischlinge sind in den portugiesischen Colonieen noch am häufigsten, aber sonst sehr selten und kommen im Kamerun-Lande, wo man streng auf reine Rasse hält, gar nicht vor.

Der Körperbau der meistens ziemlich musculösen männlichen Neger weicht von demjenigen der europäischen Völker weit weniger ab, als dies beim weiblichen Geschlechte der Fall ist. Aus eigener Anschauung kann ich bloß über die zwischen Senegal und Congo wohnenden Stämme sprechen, und von diesen darf dreist behauptet werden, daß die Weiber, aus einiger Entfernung gesehen, wegen ihres beinahe männlichen Körperbaues kaum von ihren Gatten, Vätern und Brüdern zu unterscheiden seien. Als Ursache dieser Eigentümlichkeit dürfte in erster Linie der nichts weniger als üppige Körperbau und namentlich die Schmalheit des weiblichen Beckens anzusehen sein, wozu dann noch das kurzgeschorene



Prisso Bell mit zwei Frauen.
(Aus der Gartenlaube.)

Haar und die von derjenigen der Männer durchaus nicht abweichende Kleidung hinzukommen. Ebenso wie das früher erwähnte vorzeitige Altwerden der Weiber scheint auch die mangelhafte, ganz und gar nicht üppige Ausbildung des weiblichen Körpers viel weniger eine Eigentümlichkeit der Rassen-Anlage als vielmehr eine Folge starker Arbeit und schlechter Ernährung zu sein. Denn während fast alle uncivilisirten Negerinnen, die ich gesehen habe, übertrieben schlank waren (im ganzen Kamerun-Lande gibt es wohl kaum ein einziges wohlbeleibtes Weib), kann man bei Negerfrauen, die in europäischen Colonieen nach europäischer Art leben, nicht bloß üppige, sondern gradezu ungeschlachte Körperformen beobachten. In dieser Hinsicht verhält sich, wenn solch zoologischer Vergleich erlaubt ist, der uncivilisirte Neger zum civilisirten wie der wilde Eber unserer Wälder zur Mast-Sau. Die Erbreiterung des Beckens und sonstige Ausbildung des Körpers scheint durch eine wenn auch noch so unbedeutende Beimischung europäischen Blutes besonders begünstigt zu werden, danach zu urteilen, daß die meisten Mulattinnen fast übermäßig stark entwickelte Körperformen besitzen. Auch behaupten solche Reisende, die, wie Dr. Nachtigal, Dr. Buchner u. s. w., einen größern Teil von Inner-Africa kennen gelernt haben, daß die zwischen Senegal und Congo zu beobachtende Schmalheit der weiblichen Hüften weder weiter südlich in den portugiesischen Colonieen noch auch bei allen Stämmen des Innern hervortrete.

Im Vergleich zu andern Naturvölkern sind die Neger, namentlich was die Pflege des Körpers anbelangt, eine reinliche Rasse. Alle diejenigen, welche an der See oder an einem Flusse leben, kann man wenigstens einmal täglich ein Bad nehmen sehen. Auch besteht der vielerwähnte „Negergeruch“ bei weitem nicht in dem Grade, wie Leute, die den Neger nur durch Bücher und Abbildungen kennen, sich das nach den Schilderungen der Reiseschriftsteller vorzustellen pflegen. Meine Geruchsnerven sind vom Chinesenviertel in San Francisco, Singapore und andern Städten, von manchen südeuropäischen Ortschaften, ja, sogar von jedem deutschen Jahrmarkt oder jeder Bauern-Kirmes weit peinlicher als von irgend einem Negerdorf berührt worden.

Außer den entlegenern Inselgruppen der Südsee kenne ich kein Gebiet unserer Erde, wo die an den ursprünglichen Zustand des Menschen erinnernde Nacktheit noch so ausschließlich wie in

Westafrica ihr Reich behauptete. Das Klima von Westafrica ist nirgendwo derart, daß es einen künstlichen Schutz des menschlichen Körpers zur Notwendigkeit machte; dem entsprechend werden Kleider bloß zur Befriedigung des Schamgefühls und der Prunksucht getragen, — zweier Dinge, die in verschiedenen Gegenden sehr verschieden entwickelt sind. Der Standpunct der Schamhaftigkeit, auf dem wir heutigen Tages in Europa stehen, ist nicht, wie manche Leute glauben mögen, etwas von Hause aus Gegebenes und ein- für allemal Unwandelbares, sondern vielmehr ein sehr wandelbares Erzeugnis jener Cultur, welche sich hauptsächlich in der Entwicklung allgemein menschlicher und auch bei den Naturvölkern zu findender Anlagen offenbart. Der Neger besitzt die gleiche Anlage zur Schamhaftigkeit, aber auf den allerverschiedensten Stufen der Ausbildung. Und so lange er bloß aus Naivetät nackt ist, würde es mehr als ungerecht sein, ihm diese Nacktheit zum Vorwurfe zu machen. Die bloß mit einem schmalen Band oder einem an einer Schnur befestigten Blatte bekleidete Negerjungfrau braucht, wenn sie im übrigen ehrenhaft und ehrenwert ist, um dieser mangelhaften Bekleidung willen durchaus nicht weniger schamhaft oder züchtig zu sein als eine Nonne, die sogar ihren Kopf verhüllt.

Je wohlhabender der Neger ist und je mehr er mit Europäern oder andern Culturvölkern in Berührung kommt, einen desto größern Wert pflegt er auf die ausgiebige Verhüllung seines Körpers zu legen, bis schließlich mit dem Christentum oder dem Islam auch die europäische oder orientalische Kleidung ihren Einzug hält. Welche Bizarrerieen auf diesem langen Wege, von der ursprünglichen Nacktheit bis zur völligen Bekleidung, zutage treten, habe ich (namentlich in meinem Buche über das Togo-Land und die Sklavenküste) so häufig erwähnt und beschrieben, daß es hier füglich übergangen werden kann. Nur so viel sei erwähnt, daß die Zahl derjenigen Neger, die sich nach europäischer oder orientalischer Art kleiden, selbst an der Küste verschwindend klein ist und sich auf solche Orte wie Accra, Lagos, Victoria, Gabun u. s. w. beschränkt. Die große Mehrzahl der Küstenvölker ist mit buntfarbigen baumwollenen Hüftentüchern bekleidet, während eine kleine Strecke landeinwärts (beispielsweise im Togo-Gebiete) die Bekleidung, namentlich des weiblichen Geschlechts, noch viel mangelhafter ist. Setzt der männliche Neger einen Cylinder auf und erbreitert das

Weib die Hüftenschnur zu einem Hüftentuch oder zieht sogar das Hüftentuch bis über die Brust hinauf, so geschieht das zunächst nur aus Prunksucht, die demnach als Vorläuferin der Schamhaftigkeit zu betrachten ist und ihr die Wege ebnet.

Im Gegensatz zu Chinesen und namentlich Japanern, die in europäischer Kleidung ein wenig an das Affengeschlecht erinnern, kann man nicht eben behaupten, daß jeder in Rock, Hose und Weste steckende Neger ein Zerrbild sei. Es gibt viele Neger, die genug Geschmack besitzen, um beim Anlegen der europäischen Kleidung alles Auffallende zu vermeiden, und die dann auch ganz hübsch und stattlich darin aussehen. Aber leider darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß die Nachäffung des europäischen Luxus grade in solchen Negerstaaten wie Liberia oder das americanische Hayti noch immer ihre Orgien feiert und daß diese vornehmen Herren mit Cylinderhut und schwerer goldener Kette, diese eleganten Damen mit Pariser Stiefeln und langen Schleppkleidern wahre Muster der ungeheuerlichsten Plumpheit darstellen. Welche noble Erscheinung sind im Vergleich zu solchen Ungeheuern der uncivilisirte Neger und die uncivilisirte Negerin! Was sie ihrer eigenen ursprünglichen Geschmacksrichtung folgend an Schmuck, namentlich an Perlen und echten Korallen, auf dem Körper tragen, steht ihnen durchaus nicht übel. Und wenn auch Westafrica nicht grade der geeignetste Ort für die Ausflüge eines Mädchen-Pensionats sein dürfte, so kann ich doch nach den Aussagen aller derjenigen Europäer, mit denen ich das Thema besprochen habe, behaupten, daß der erste Anblick dieser allgemeinen Nacktheit zwar überrascht, aber das Gefühl, als ob dabei etwas Unanständiges sein könne, gar nicht aufkommen läßt.

Der Neger trägt seine Nacktheit mit so viel Würde und Naivetät, daß der Gedanke, als ob etwas Seltsames, Unerhörtes oder Unerlaubtes dabei sei, von selbst ausgeschlossen ist. Und dann nimmt sich auch die schwarze Haut ganz so aus, als ob die Leute bekleidet wären; schon am zweiten oder dritten Tage muß man erst ordentlich nachdenken, um sagen zu können, ob diese oder jene Leute, mit denen man zusammengetroffen ist, nackt gewesen seien oder nicht. Des allgemeinen Kleidermangels wird man sich erst dann wieder bewußt, wenn man zufällig einen Albino sieht, und die Nacktheit dieser hellhäutigen Menschen pflegt auch wohl ein Gefühl, als ob das unanständig und nicht ganz

in der Ordnung sei, hervorzurufen. Als teilweiser Ersatz unserer Kleidung dient die Tättowirung. Mit Ausnahme einiger civilisirten Schwarzen von Sierra Leone, Accra, Lagos, Gabun u. s. w. habe ich keine westafricanischen Eingebornen gesehen, die nicht auf die eine oder andere Art tättowirt gewesen wären. Ebenso wie in der Südsee findet man auch bei den Negern zwei Arten von Tättowirung, nämlich erstens die gewöhnliche farbige, bei der die Haut ihre Glätte behält, und zweitens eine Art von willkürlicher Warzenbildung, die durch Einführung von Luft oder von beizenden Stoffen hervorgerufen wird. Diese meistens länglichen Erhöhungen der Haut, die sich wie Perlenbänder aneinander reihend alle möglichen Zeichnungen darstellen, behalten ihre natürliche Farbe und scheinen als eine feinere Art von Tättowirung zu gelten.

Einen ganz besondern Wert legen die Neger sowohl auf die Pflege ihrer elfenbeinfarbenen Zähne, die sie beständig mit einem großen, gleichzeitig Zahnbürste und Zahnpasta vertretenden Stäbchen säubern, als auch namentlich auf die Anordnung und den Aufbau des Haares. Die Zahl der zum Teil recht abenteuerlichen und alles, was in Europa zur Zopfzeit geleistet wurde, in Schatten stellenden Frisuren ist Legion; ihre Mannigfaltigkeit spottet jeder Beschreibung und könnte höchstens durch ein viele Hundert Nummern enthaltendes Photographie-Album veranschaulicht werden.

Um hier ein paar Worte über die Bewaffnung der Küstenstämme anzufügen, so besteht dieselbe aus einigen wenigen Hinterladern, sehr vielen Steinschloßgewehren, langen Stoßlanzen oder auf eine Stange gesteckten Bajonetten und sehr kurzen, an die römische Form erinnernden Schwertern, bei denen häufig, um die Wucht des Hiebes zu vermehren, der Schwerpunct ganz vorn liegt. Bogen, Pfeile und Schilde habe ich, wenn sie auch vielleicht vorhanden sein mögen, dennoch nirgendwo an der Küste gesehen. Sie werden bisweilen als Seltsamkeit aus dem Innern herbeigebracht.

Die geistigen Anlagen des Negers werden trotz jener schwarzen Advocaten, Aerzte, Staatsbeamten u. s. w., die man in Nordamerica, Brasilien, Westindien und auch in Westafrica findet, meistens sehr stark unterschätzt. Stumpfsinn kommt natürlich eben so gut wie bei uns vor, auch mag der Procentsatz der Stumpf-

sinnigen sehr viel größer sein als in Europa, aber wenn man den Durchschnitts-Neger mit andern Naturvölkern, beispielsweise mit dem Durchschnitts-Indianer vergleicht, so wird man nicht umhin können, ihn für einen höchst aufgeweckten Burschen anzusehen. Allerdings ist der Sinn des unverfälschten, noch nicht durch den Umgang mit weißen Menschen beeinflußten Negers vorwiegend auf das Greifbare, Praktische und Materielle gerichtet. Es würde schwer halten, in seinem Charakter irgend eine ideale oder poetische Seite herauszufinden. Namentlich die Könige und Häuptlinge sind wahrhaft classische Vertreter des allercrassesten Realismus. Dem entsprechend ist der uncivilisirte Neger stets und ausnahmslos ungemein selbstsüchtig. Jene selbstlose Hingebung, von der in Romanen wie Onkel Toms Hütte so viel die Rede zu sein pflegt, würde in Westafrica am allerwenigsten zu finden sein. Solche Selbstsucht ist, so seltsam das klingen mag, sehr gut vereinbar mit jener großen und unverkennbaren Gutmütigkeit, die einen der Grundzüge des Negercharakters bildet und in den meisten Fällen sogar die Rachlust — bei Naturvölkern einer der allerhäufigsten Charakterzüge — ausschließt. Wenn der Neger nach dem uralten Gesetz „Auge um Auge, Zahn um Zahn" selbst noch nach vielen Jahren Blutrache ausübt, so geschieht das zur Befriedigung seines Rechtsgefühls, aber die Fälle von wahrer und wirklicher Rache sind im Vergleich zu andern uncivilisirten und sogar civilisirten Völkern verhältnismäßig selten.

Es ist nicht zu leugnen, daß an solcher Gutmütigkeit auch die sorglose und leichtsinnige Natur der Schwarzen ihren Anteil haben mag. Fast alle Tugenden des Negers sind mehr von passiver und negativer Art. Dieselbe sorglose Anlage des Geistes und Charakters, die den Neger gutmütig und nichts weniger als rachsüchtig erscheinen läßt, macht ihn anderseits zu einem eben so unzuverlässigen Gefährten oder Diener wie zu einem unverbesserlichen Schwätzer. Wer einen Schwarzen kennt, kennt sie alle. Schmeichler bis zur Gemeinheit, verstehen sie sich ausgezeichnet darauf, die schwachen Seiten eines Weißen herauszufinden und zu ihrem Vorteil auszunutzen. Für einen Neger ist der beste aller Weißen stets derjenige, mit dem er grade spricht. Auch die urwüchsigen, an die Leistungen unserer Schulbuben erinnernden Abbildungen des Europäers und europäischer Gegenstände, wie man sie häufig in Negerhütten findet, verraten ein feines Beobachtungstalent und könnten füglich in unveränderter Form als Caricatur-Zeichnungen für die Fliegenden

Blätter benutzt werden. Eben so wie wir die Neger, ehe wir besser mit ihren Gesichtszügen vertraut geworden sind, an äußern Kennzeichen zu unterscheiden pflegen, eben so machen sie es mit uns. Zwei Weiße beispielsweise, die Schnurrbart oder Pince-nez tragen, haben für den Neger schon durch diese Aeußerlichkeit eine große Aehnlichkeit untereinander und werden dem entsprechend auch in jeder andern Hinsicht etwa wie zwei Zwillingsbrüder dargestellt. Vielleicht entspringt die Schmeichelei des Negers der eigenen stark entwickelten Eitelkeit, die sich bei civilisirten Schwarzen bisweilen bis zum dünkelhaftesten Hochmut steigert. Diese auch beim wilden Neger nach jeder denkbaren Richtung hervortretende Eitelkeit ist, je nachdem man die Sache ansieht, eine schwache Seite und ein wunder Punct oder auch eine unser Ehrgefühl teilweise ersetzende und höchst nützliche Handhabe, um den Neger zu lenken und die Lässigkeit seines sorglosen Leichtsinns zu überwinden.

Kaufleute, die im Handel mit dem Neger zu thun haben, erklären, daß er falsch, mißtrauisch und eselartig störrisch sei. So viel steht fest, daß ein Argwohn, der sich einmal in solch dicken Schädel eingenistet hat, nur schwer wieder herauszubringen ist. Mögen fünfzig oder hundert Zeugsorten in einer Factorei vorhanden sein, so wird der Neger doch mit zähester und stets wachsender Hartnäckigkeit grade nach demjenigen Muster verlangen, das im Augenblick nicht auf Lager ist. Als Diener zeigt sich der Neger willig, aber auch sorglos, unzuverlässig und unglaublich langsam und unbeholfen. Schwarze Schiffskellner zerbrechen die Glas- und Porcellansachen mit einer Schnelligkeit, welche das unbehülflichste europäische Dienstmädchen in Erstaunen setzen würde. Kommt einer der kleinen schwarzen Aufwärter mit einer Tasse Kaffee ins Zimmer, so dauert es ohne Uebertreibung mehrere Minuten, bis er die Tasse glücklich auf einem Tische niedergestellt hat. Kein Wunder, daß nervöse Leute darüber aus der Haut fahren zu müssen glauben. Wird einem Neger aufgetragen, den Boden zu scheuern, so putzt er vielleicht, wenn nicht zufällig ein Weißer hinzukommt, von morgens bis abends an einem Platze herum, der nicht größer als seine Hand ist.

Die eigene Cultur des Negers dürfte, wie ich bereits an anderer Stelle erwähnte, noch viel zu wenig erforscht sein. In Bezug auf staatliches Organisationstalent steht der seßhafte Neger weit hinter dem seßhaften Indianer zurück; Staatenbildungen wie das Inka-

Reich von Peru und die Azteken-Monarchie von Mexico sind dem Neger niemals geglückt. An der langgestreckten Küste zwischen Senegal und Congo gibt es teils unumschränkte Despotieen, wie z. B. Dahome, Aschanti und Porto-Novo, teils bloß dem Namen nach bestehende, aber ganz machtlose Königreiche, wie z. B. Togo, Klein-Popo, Ague und Groß-Popo, innerhalb deren Grenzen jede Ortschaft eine republicanische Unabhängigkeit genießt, teils endlich ausgedehnte Gebiete, wie z. B. das Kamerun-Gebirge, wo in jeder größern Ortschaft die Ausübung der Macht zwischen einem sogenannten König, einem oder mehrern Häuptlingen und der Volksversammlung aller freien und erwachsenen Männer geteilt ist. Die staatlichen Obliegenheiten beschränken sich im großen und ganzen auf Rechtspflege und Kriegswesen, wozu in einigen Gegenden die Erhebung der Zölle sowie in den despotischen Monarchieen so etwas wie eine Art von Polizeiverwaltung beziehentlich Beaufsichtigung der öffentlichen Meinung hinzukommt. Das Rechtswesen der Neger ähnelt in Bezug auf manche Aeußerlichkeiten, wie z. B. die Form der Gerichtssitzungen, das Gottesgericht, die Art der Körperstrafen, das Wergeld für Erschlagene u. s. w., den Gebräuchen unserer eigenen Vorfahren. Aber dem Wesen nach beruht so ziemlich die ganze Rechtspflege des Negers auf dem sehr stark entwickelten Begriff des Eigentums. Nicht bloß Diebstahl, sondern auch Ehebruch und Totschlag werden bloß als Schädigung des Eigentums aufgefaßt, wie denn z. B. ein Mann, der irgend ein Mitglied eines andern Stammes erschlägt, innerhalb der eigenen Stammesgenossenschaft straflos ist, während es der geschädigten Gemeinschaft gleichgültig ist, ob sie zur Sühne des Frevels den Thäter oder irgend ein anderes Mitglied seiner Familie oder seines Stammes umbringt.

In einigen Gegenden kann der Totschlag überhaupt, in andern bloß der Totschlag von Sklaven, der nach dem strengen Eigentumsrecht auf gleicher Stufe mit Diebstahl steht, durch ein Wergeld gesühnt werden. Welch große Rolle bei all diesen Dingen das Hexenwesen spielt, habe ich bereits bei der Beschreibung meiner Reisen im Kamerun-Gebirge erwähnt. Die Gerichtssitzungen werden im Beisein der ältesten Gemeindemitglieder vom König oder Häuptling abgehalten, und obwohl bloß dieser Recht spricht, so glaube ich doch kaum, daß er ein Urteil fällen werde, ohne sich der Zustimmung wenigstens des überwiegenden Teils aller Anwesenden versichert zu haben. Auch im bürgerlichen Leben offenbart sich für

Mein und Dein ein sehr klares und praktisches Verständnis. Die beackerten und in anderer Weise nutzbaren Ländereien sind privater oder Familienbesitz, während der unbenutzte „Busch" als Gemeinde- beziehentlich Staats-Eigentum gilt. In einigen Gegenden, wie z. B. in Klein-Popo, finden wir die seltsame Einrichtung, daß Grund und Boden zwar so zu sagen auf endlose Zeit verpachtet, aber nicht verkauft oder doch zum wenigsten nicht an Weiße verkauft werden darf. Auch ist dem Neger unsere Unterscheidung zwischen Mobilien und Immobilien so geläufig, daß er, sobald der Pächter das Pachtverhältnis auflöst, zwar die Mitnahme aller beweglichen Habe ohne weiteres gestattet, aber den Abbruch eines auf seinem Boden errichteten europäischen Hauses nicht dulden würde. Zu diesem sorgfältig ausgebildeten Eigentumsbegriff stehen die stark entwickelten Diebsgelüste vieler Negerstämme und namentlich der sonst so achtungswerten Kru-Leute in schreiendem Gegensatz. Im großen und ganzen überträgt der Neger die für ihn selbst geltenden Rechtsanschauungen auch auf das Verhältnis zwischen Weißen und Schwarzen. Aber da selbst die täglich mit Europäern verkehrenden Schwarzen sich darüber, wie der weiße Mann zu all den schönen Dingen gelange, keine rechte Vorstellung machen können, so ist es nur allzu erklärlich, wenn die Begehrlichkeit der Sinne und des Herzens über die gewiß nicht allzu starken Einwendungen des Gewissens den Sieg davonträgt. Als Ersatz dafür, daß der Neger so sehr leicht jeder Versuchung unterliegt, dient sein ziemlich fein entwickeltes Gerechtigkeitsgefühl; kein Europäer, zum wenigsten kein europäisches Kind, würde so scharf wie er zwischen gerechter und ungerechter Bestrafung zu unterscheiden wissen.

Kriegerische Anlagen sind bei den westafricanischen Negern unzweifelhaft vorhanden, aber ihre Ausbildung läßt alles und jedes zu wünschen übrig. So etwas wie stehende Heere gibt es bloß in einigen despotisch regierten Königreichen (namentlich in Dahome), während sonst nach der Sitte aller halbwilden beziehentlich halbcivilisirten Völker jeder erwachsene und waffenfähige Mann verpflichtet ist, in Kriegszeiten für sein Dorf, seine Stadt oder sein kleines Heimatländchen einzutreten. Nach meiner Ueberzeugung dürfte die augenscheinliche Feigheit des westafricanischen Negers bloß teilweise aus der Rassen-Anlage heraus, teilweise dagegen durch Lebensweise und geschichtliche Ereignisse zu erklären sein. Denn da der überwiegende Teil aller westafricanischen Neger

es bis auf den heutigen Tag nicht gelernt hat, sich zu großen und mächtigen Staatswesen aneinander zu schließen, so hätte selbst die größte Tapferkeit den kleinen Dorfgemeinschaften keinen Schutz gegen die sklavenjagenden Armeen von Dahome oder die mit europäischen Waffen ausgerüsteten weißen Sklavenhändler verleihen können. Was also war natürlicher, als daß diejenigen, die dem Unheil entrannen und für kürzere oder längere Zeit sicher zu sein glaubten, sich einem ruhigen, sorglosen und verhältnismäßig genußreichen Leben ergaben! Dazu kommt die übertriebene Vorliebe des Negers für Handel und Erwerb, wie König Bell, der doch zu den einsichtigsten Negern von ganz Westafrica gehört, sie aufs deutlichste veranschaulicht.

In einzelnen Fällen, wenn sie entweder zum Aeußersten getrieben waren oder sich durch Gelübde und gegenseitigen Zuspruch entflammt hatten, haben auch westafricanische Neger ein unerwartet hohes Maß von Mut gezeigt. Nach all solchen Fällen habe ich mich so eingehend als möglich erkundigt, weil ich hoffte, unserer Regierung betreffs des für Kamerun und Togo zu bildenden Polizeicorps einen Rat geben zu können. Die Engländer recrutiren seit dem Aschantikriege ihre westafricanischen Truppen aus den in und bei Lagos zusammenströmenden, aus allen möglichen Ländern des islamitischen Innern stammenden und allgemein, aber (nach Dr. Nachtigals Angabe) bloß fälschlich Haussas genannten Mohamedanern. Abgesehen davon, daß die deutsche Regierung ihr westafricanisches Polizeicorps doch nicht gut aus einer englischen Colonie recrutiren könnte, scheint es mir auch nicht ganz anständig zu sein, daß eine christliche Regierung, welche die Beförderung der christlichen Mission als eine ihrer Aufgaben bezeichnet, sich der Dienste mohamedanischer Söldnerscharen bediene. Obwohl der Islam der Neger in mancher Hinsicht, so z. B. in Bezug auf Tapferkeit, persönliche Ehrenhaftigkeit und Charakterstärke, zu einer höhern Stufe der Gesittung erhebt, so zerrüttet er doch mit seinem Gefolge von Fanatismus, Faulheit und Grausamkeit viele von den ursprünglichen guten Anlagen des Negers und macht ihn durch religiösen Dünkel, durch gesetzliche Vielweiberei und gesetzliche Sklaverei für die europäische Cultur unempfänglich. Kein größerer Feind der Cultur, kein größerer Förderer der Barbarei als der Islam! Tausendmal lieber heidnische als mohamedanische Neger, trotzdem letztere sich in mancher Beziehung und namentlich als Soldaten

vor den erstern auszeichnen mögen. Häufig genug habe ich mich im Togo-Lande mit den Königen und Häuptlingen über diese englischen Söldner unterhalten. „Warum“, fragte man, „sendet ihr weißen Männer, die ihr euch doch Christen nennt, andersgläubige Menschen in unser Land, welche die Dörfer niederbrennen, das Eigentum wegnehmen und mit den Frauen allerlei Unfug treiben?“

Gegen ein heidnisches Polizeicorps würde meines Erachtens nichts einzuwenden sein. Aber woher Leute nehmen, die Mut und eine gewisse Anlage zur Mannszucht zeigen? Ein für Kamerun bestimmtes Polizeicorps in Kamerun selbst zu recrutiren oder wenigstens ausschließlich in Kamerun zu recrutiren, halte ich aus mehrfachen Gründen, die kaum näher erörtert zu werden brauchen, nicht für ganz zweckmäßig. Zum wenigsten müßte man die im Flußgebiete von Kamerun zu verwendenden Mannschaften dem südlichen Kamerun-Gebiet entnehmen und umgekehrt. Auch Togo würde als Recrutirungsgebiet für Kamerun in Betracht kommen. Von allen Stämmen, die ich persönlich kennen gelernt habe, schienen mir die Popo-Leute die meiste Anlage und Befähigung für den Soldatenstand zu besitzen. Wäre nicht die Entfernung so sehr weit, so würden die kräftigen und kriegerischen Einwohner von Neu-Britannien, Neu-Irland u. s. w. ein vortreffliches Soldatenmaterial abgeben können. Mit der Einrichtung des Polizeicorps müßten gesetzliche Bestimmungen über den Waffenverkauf Hand in Hand gehen; am besten wäre es, wenn der Verkauf von Steinschloßgewehren freigegeben, derjenige von Hinterladern und der für solche bestimmten Patronen dagegen ein- für allemal verboten würde.

Vor größern und weitverbreiteten Aufständen, wie die nord- und südamericanischen Indianer sie von Zeit zu Zeit in Scene setzen, braucht man in den westafricanischen Colonieen nicht bange zu sein. Obwohl dem Neger, der in aller und jeder Beziehung die gleichen Anlagen besitzt wie der Europäer, auch die ersten Anfänge eines gewissen Nationalgefühls nicht fremd sind, so hat sich doch bisher noch nicht die leiseste Spur von Rassenhaß zu erkennen gegeben. Bloß wenn der Islam siegreich bis zur Küste vordränge oder wenn eine größere Anzahl christlicher Missions-Gesellschaften Jahrzehnte lang in solch unkluger, den Neger zu Dünkel und Hochmut erziehenden Weise, wie dies jetzt von einigen Engländern geschieht, weiter wirtschafteten, könnten sich die Er-

eignisse, die Hayti seiner Zeit verwüstet haben, allenfalls auch an einzelnen Puncten Westafricas wiederholen, wie denn z. B. im December 1884 eine in der englischen Colonie Lagos angezettelte Verschwörung bloß durch zahllose, aber mit strengstem Geheimnis umflochtene Verhaftungen und Hinrichtungen niedergeschlagen werden konnte. Im großen und ganzen ist das Nationalgefühl des Negers auf die Stammes- oder weitere Familiengemeinschaft beschränkt geblieben. Wo, wie z. B. in Liberia, ein gewisser, künstlich herangezogener Widerstreit zwischen Schwarz und Weiß zu bestehen scheint, würde man bei näherm Nachforschen herausfinden, daß es sich doch stets und in allen Fällen bloß um die Handels- und Magen-Interessen handelt. So lange der Neger nicht von mohamedanischen oder christlichen Agitatoren bearbeitet wird, ist er viel zu sorglos, viel zu gewinn- und genußsüchtig, um ein Verschwörer zu werden. In Dahome ist von oben herab während mehrerer Jahrhunderte, aber ohne großen Erfolg, ein dahomeisches Nationalgefühl gepflegt worden. Weit eher könnte man in einigen englischen Colonieen von einem englischen Nationalgefühl der Schwarzen sprechen. Denn der eitle Neger, der Christ und Engländer geworden, der mit schwarzem Rock und europäischen Stiefeln in Kirche oder Gerichtssaal sitzt, gerät im Entzücken darüber, daß er nun dem Europäer „zum wenigsten" gleich stehe, in eine beinahe fanatische Aufregung. Was Kamerun anbelangt, so kann von einem Nationalgefühl der Dualla oder gar der in mehrere Dutzend Städtchen und Gemeinwesen zersplitterten Bakwiri nicht die Rede sein. Aber es gibt bei allen handeltreibenden Küstenvölkern und ganz besonders bei den Dualla Interessengemeinschaften, die noch weit fester als das lebhafteste Nationalgefühl aneinander ketten. Wo ist und wo endet König Bells oder König Acquas Landeshoheit? Ich glaube, daß der beste Kenner von Kamerun nicht imstande sein würde, Grenzen und Ausdehnung solcher Gebiete des nähern festzustellen. König Bells und König Acquas wahre und wirkliche Reiche sind ihre Handelsbeziehungen und Handelsmonopole — je nachdem man die Sache auffaßt, ein abstracter Begriff oder eine sehr praktische und greifbare Vorteile mit sich bringende Sache. Die Könige des Flußgebiets von Kamerun sind, wenn man sich so ausdrücken darf, weder politische noch militärische Herrscher; sie sind Handelskönige, ebenso wie es vor Zeiten in Norwegen Seekönige gab, die gar nicht einmal

Land besaßen. Dem entsprechend würde man betreffs des Flußgebiets von Kamerun nicht von politischen Nationen, sondern von Handelsnationen und Natiönchen sprechen müssen.

Das Gefühl für die Zusammengehörigkeit innerhalb Stamm und Familie besteht bei den Negern im allerweitesten Sinne. Die Familie ist für jedes ihrer Mitglieder verantwortlich und anderseits findet man nicht selten, daß sich einzelne Mitglieder für das Wohl ihrer Familie aufopfern. Aehnlich verhält es sich mit der Kameradschaftlichkeit. Jeder Trupp Kru-Jungen steht zu dem aus einer andern Gegend stammenden in einem gewissen Gegensatz. Aber der uncivilisirte Neger besitzt nicht genug Charakterstärke, um unter allen Umständen und während längerer Zeit an der Treue gegen seine Kameraden festzuhalten. Angenommen, ein Kru-Neger habe die Kameraden seines Trupps zu einer Verschwörung gegen den weißen Herrn und Arbeitgeber verleitet, so wird, wenn dieser sich sehr viel Mühe gibt, außerordentlich ausdauernd ist und die Angeber vor allen übeln Folgen zu schützen vermag, der Schuldige schließlich genannt werden. Aber in neun Fällen von zehn wird es nicht dazu kommen, wie folgendes Beispiel erläutern mag. Auf einem von mir benutzten Dampfer hatte in der Dunkelheit ein Kru-Neger den etwas allzu strengen Steuermann überfallen und ihn bereits bei der Gurgel gepackt. Zufälligerweise war der Capitän dazugekommen und nun sollte Gericht abgehalten werden. Der Steuermann vermochte den Schuldigen nicht anzugeben, da er denselben in der Dunkelheit nicht hatte erkennen können. Alle Bemühungen, die Kru-Jungen zur Angabe des Schuldigen zu veranlassen, waren vergebens. Fünf oder sechs sprangen über Bord und schwammen ans Land. Alle übrigen, etwa dreißig an der Zahl, wurden mit einem Riemen aus Flußpferdhaut gepeitscht, ohne daß ein Geständnis erfolgt wäre. Ein anderes Mal hatten die vier bei der Dampfmaschine beschäftigten Kru-Jungen den alten, kränklichen und herzensguten Maschinisten dermaßen geärgert, daß er einen Anfall von Gallenfieber bekam. Als sie sich schließlich in aller Form weigerten, weiter zu arbeiten, wurden drei von ihnen — der vierte war grade abwesend — gepeitscht. Als der vierte zurückkam, beschwerten sich die drei übrigen, daß sie allein geprügelt worden seien, und um ihrem Gerechtigkeitsgefühl Genüge zu leisten, mußte auch noch der vierte durchgehauen werden.

Obwohl religiöser Fanatismus beim heidnischen Neger eigentlich

gar nicht vorkommt, so kann man ihn doch gelegentlich durch Mißachtung seiner Gebräuche in eine Wut versetzen, die der vom Fanatismus angefachten wenig nachgibt. Ueber die religiösen Vorstellungen der Neger läßt sich, da sie in verschiedenen Gegenden sehr verschieden sind, nur wenig allgemein Gültiges mitteilen. So viel ist sicher, daß das, was man gewöhnlich über „Fetischismus" und die Anbetung der rohen Materie liest, eher danach angethan ist, eine leicht verzeihliche Unwissenheit zu verschleiern, als den Leser über die mannigfaltigen und höchst verwickelten Religionssysteme der Neger, ihr Priestertum, ihre Mönchs- und Nonnenklöster, ihre religiösen Laien-Orden, über den in griechisch-römischem oder vielmehr altägyptischem Stil bevölkerten Olymp und die seltsame Tierverehrung an der Sklaven- und Goldküste oder über die einfachere Natur-Anbetung im Kamerun-Gebirge aufzuklären. In manchen Stücken erinnert die Religion der Neger an die ehemaligen heidnischen Vorstellungen solcher Völker, die, wie z. B. Griechen oder Germanen, mit weit mehr Gemüt und Phantasie bedacht waren. Ob in den verschiedenen Religionen der Neger der Glaube an Unsterblichkeit vorkomme, wird von den Missionaren meistens unentschieden gelassen. Ich möchte die Frage eher bejahen und behaupten, daß die Neger dunkle Vorstellungen von einem Schattenreich haben, ähnlich dem homerischen, denn in allen ihnen unerklärlichen und ein wenig gespensterhaften Dingen wittern sie das Wirken der Dahingeschiedenen, zu denen sie auch zu beten und denen sie zu opfern pflegen. Ja, ich begreife kaum, wie man von einem Volke, das einen vollkommenen Ahnen-Cultus besitzt, annehmen kann, daß es nicht an Unsterblichkeit glaube.

Die bei weitem größte Anzahl aller westafricanischen Neger lebt in rechteckigen und schrägdachigen Häusern, die aus dem Holze der Fächerpalme, aus den Blattstielen der Raphiapalme, aus Lianenbast und anderm Material, wie der Urwald es grade darbietet, hergestellt sind und von denen die meisten bloß einen einzigen Raum, andere dagegen bis zu vier und fünf Zimmern enthalten. Runde, sich oben kegelförmig zuspitzende Hütten, die in Senegambien sehr häufig sind, habe ich im Kamerun-Lande gar nicht und im Togo-Gebiet bloß an einer Stelle (in der Ortschaft Be und deren Umgebung) gesehen. Das sehr einfache Hausgerät besteht, wo nicht schon der Einfluß europäischer Cultur bemerkbar ist, fast bloß aus sehr niedrigen, schemelartigen Stühlen, aus den als Betten dienenden

Lattengestellen, aus hölzernen Trögen und den als Eßgeschirr benutzten Kürbisschalen. Für gewöhnlich legen sich die Neger, die ihre Hütten bloß mit einem in Palmöl getauchten Docht erleuchten, schon einige Stunden nach Sonnenuntergang, also etwa gegen acht Uhr, zum Schlafen nieder. Aber es kommt auch häufig genug vor, daß man ganze Nächte hindurch, und zwar meistens von großen freien Plätzen her den Klang ihrer Trommeln und die laute Heiterkeit der Tanzenden vernimmt. Denn der halbwilde Neger liebt eben so sehr wie der civilisirte jene ausgelassene Fröhlichkeit, die unter dem anregenden Einfluß von Palmwein oder Rum weder Maß noch Zeit kennt. Als Musikinstrumente habe ich in Togo und Kamerun fast bloß Trommeln der mannigfaltigsten Art in Gebrauch gesehen; Saiten-Instrumente, die bisweilen zum Verkauf angeboten werden, scheinen bedeutend seltener zu sein, und mit Ausnahme der Alpenhörner des Kamerun-Gebirges kann ich mich nicht entsinnen, irgendwo ein Blas-Instrument gesehen zu haben. Der Höflichkeitscomment des Negers ist in verschiedenen Gegenden sehr verschieden entwickelt; aber fast überall findet man eine beinahe zwangsmäßige Gastlichkeit, die, sobald Europäer dabei in Frage kommen, so weit geht, daß sie eines der am schwierigsten zu überwindenden Hemmnisse eines schnellen Vorwärtsdringens darstellt.

Mit Ausnahme der Jagd, des Krieges und des von beiden Geschlechtern betriebenen Handels fällt alle und jede Arbeit den Sklaven und den Frauen zur Last. Der Ankauf von Frauen und von Sklaven ist in diesem Lande, wo es weder zinstragende Actien noch Landverpachtung gibt, nicht bloß die einträglichste, sondern überhaupt die einzige Capitalanlage. Denn durch die Arbeit seiner Frauen und Sklaven vermag der Neger sich und andern mit Leichtigkeit alle die Genüsse zu verschaffen, welche die Factoreien der Küste ihm darbieten. Jene Art der Sklaverei, wie sie sogar in den von Europäern beherrschten Colonieen bei fast allen Negerstämmen zu finden ist, stellt sich, wenn man der Sache näher nachforscht, durchaus nicht als ein so einfaches Ding dar, wie man das in Europa glauben mag. In manchen Fällen wird man weit mehr an unsere mittelalterlichen Lebens- und Leibeigenschafts-Verhältnisse als an die in Brasilien und Cuba bestehende Art der Sklaverei erinnert. Manche Forscher wollen behaupten, daß in Africa so ziemlich jeder schwarze Mensch, wenn er auch nicht grade ein Sklave sei, sich dennoch in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis befinde.

Auch kann ein echter und wirklicher Sklave kaum jemals vollkommen frei werden. Selbst wenn er keinen Herrn mehr hätte und — wie das häufig vorkommt — selbst Sklaven hielte, würde man ihm doch nicht die Rechte eines Freien zuteil werden lassen. Im großen und ganzen werden die Sklaven durchaus nicht schlecht behandelt. So leben sie z. B. im Flußgebiet von Kamerun in besondern Dörfern und unterscheiden sich von den Freien bloß dadurch, daß sie eben arbeiten müssen. Und da, damit der Neger wirklich und tüchtig arbeite, ein gewisser Zwang beinahe ganz unumgänglich ist, so kann man in Africa fast auf Schritt und Tritt beobachten, wie höchst vernünftige und freidenkende Männer von ihrer ursprünglichen Abneigung gegen die Sklaverei immer mehr zurückkommen.

Die Nahrung der Eingebornen ist vorwiegend pflanzlichen Ursprungs. Die landläufigen Dinge, die von ihnen angebaut werden, sind Oelpalmen, Cocospalmen, die „Plantanen“ genannte schlechte Bananenart, ferner Cassada, Mandiocca, Mais, Arachiden oder Erdnüsse, süße Kartoffeln, africanischer Pfeffer, eine Art Kohl sowie ab und zu auch Ananas, Orangen und Limonen. Eben so wie das africanische Schaf, der fuchsähnliche Hund und die meisten Haustiere wahrscheinlich vor sehr vielen Jahrhunderten aus Asien eingeführt worden sind, eben so hat Westafrica — aber doch erst im 15. und 16. Jahrhundert — von America aus seine hauptsächlichsten Nahrungsgewächse, nämlich Mandiocca, Mais, Bataten, Bananen, Arachiden u. s. w. erhalten. Wovon die Africaner sich vor dieser Zeit ernährt haben, vermag man sich kaum vorzustellen. Ihr Viehstand ist nicht sehr mannigfaltig und beschränkt sich, da Lasttiere gänzlich fehlen, auf einige wenige Kühe von sehr schlechter Rasse, auf viele und schöne Ziegen von kleiner oder mittelgroßer Rasse, deren Fleisch für unser Rindfleisch eintritt, auf Schafe, Hühner, Enten und Hunde. Milch wird von den Eingebornen fast niemals getrunken, und vielleicht hat sich aus dieser Abneigung der Schwarzen auch diejenige der Weißen entwickelt. Möglich aber auch, daß die geringe Dauer der Zeit, während welcher Kühe oder Ziegen Milch geben, die allgemeine Mißachtung dieses wertvollen Nahrungsmittels mit sich gebracht hat. In ganz Westafrica ist mir bloß in Gabun und am Congo und auch hier als etwas Außerordentliches und Ungewöhnliches frische Milch vorgesetzt worden.

Gemäß einer seltsamen Laune der Natur pflegen in all den Ländern, wo der Mensch Wolle auf dem Kopfe trägt, die Schafe

behaart zu sein; dort, wo im Norden und Süden der africanischen Tropenwelt das Gebiet der wolltragenden Schafe beginnt, ist auch die Grenze der straffhaarigen Menschen zu finden. Die langköpfigen Hunde der Eingebornen, denen nur wenig Pflege und Aufmerksamkeit zuteil wird, pflegen für gewöhnlich nicht zu bellen. Damit sie ihre Stimme erschallen lassen, müssen sie schon geschlagen oder in anderer Weise persönlich angegriffen werden. Man hat mir jedoch erzählt, daß sie unter der Aufsicht von Europäern zu ziemlich schönen, klugen und nützlichen Haustieren umgewandelt werden könnten. In Europa ist, so viel ich weiß, diese an Schakal und an Fuchs erinnernde Hunderasse völlig unbekannt. Die africanischen Hühner sind von europäischer Rasse, dagegen findet man an der ganzen Küste und auch wohl im Innern sehr schön grün gefiederte Enten von der Größe unserer Gänse. Diese Spielart, die meines Wissens in Mitteleuropa nicht vorkommt, soll vor mehrern Jahrhunderten von den Portugiesen eingeführt worden sein.

Je weiter man ins Innere kommt, in desto angenehmerm Lichte erscheinen die Eingebornen. Zwar ist ihnen der Anblick des Weißen fremd und sie werden vielleicht seinem weitern Vordringen Hindernisse in den Weg stellen. Aber ist einmal ein Einvernehmen hergestellt, so zeigen sie unverfälschtere und feinere Sitten als die Küstenbewohner, sie zeigen eine eigenartige, nicht uninteressante Cultur, die mit der Aftercultur der Küste nichts zu schaffen hat und ihr in manchen Stücken überlegen ist. Vor allem auch zeigen sie eigene Gewerbe, wie sie an der Küste, wenn sie je dort vorhanden waren, durch den Einfluß der europäischen Industrie längst ertötet worden sind. Die höchsten Leistungen der einheimischen Industrie- und Gewerbthätigkeit sind die Kunst, Eisen zu erblasen und zu schmieden, das Erzeugnis der wildwachsenden Baumwollstaude oder auch den Bast einiger Pflanzen zu Garn und Geweben zu verarbeiten und den Fellen der wilden oder Haustiere durch Reiben und Einfetten eine unsere Gerberei ersetzende Haltbarkeit und Geschmeidigkeit zu geben. Waffen und Kleider der Binnenlandsstämme zeigen einen barbarischen Prunk, der kaum als der erste Anfang eines Kunstgewerbes angesehen werden kann. Dagegen findet man, von den Werken der Goldschmiede von Accra und Cape Coast Castle und von den Holzschnitzereien der Kamerun-Neger abgesehen, das einzige, was im höhern Sinne des Wortes Kunstgewerbe genannt werden kann, an der Loango-Küste.

Nicht als ob die übrigen Neger und Bantu-Neger jeder künstlerischen Anlage entbehrten. Im Gegenteil! Ich habe bereits mehrfach darauf hingewiesen, daß an Orten, die noch nie von Europäern besucht worden, die Anlage der fast stets an landschaftlich schönen Plätzen gelegenen Rats- und Gerichtshäuser wie auch die Architektur dieser Gebäude einen gewissen, von künstlerischer Begabung nicht sehr verschiedenen guten Geschmack verraten. Auch stimmen alle Missionare darin überein, daß ihre kleinen Negerschüler, im Vergleich zu ihrer sonstigen Befähigung, eine nicht unbedeutende Anlage für Musik zeigen. Wenn trotzdem die häuslichen Geräte, die Waffen und der Schmuck der meisten Neger auf barbarischen Geschmack und auf wenig oder gar keinen Kunstsinn schließen lassen, so liegt das eher an der allgemeinen niedrigen Entwicklungsstufe alles nicht rein materiellen Lebens als an mangelnder Anlage. Die grotesken Wandgemälde, die man an manchen Orten des Innern und auch an solchen, die nie von Weißen besucht wurden, findet, sind unglaublich kindlich, zeugen aber dennoch für ein ganz vortreffliches Nachahmungstalent. Immerhin findet man, so weit meine Kenntnis reicht, im Innern nichts, was an künstlerischem Wert etwa mit den Holzschnitzereien der Maoris oder den schönen Waffen der Papuas verglichen werden könnte. Selbst die holzgeschnitzten und buntbemalten Bootaufsätze von Kamerun sind doch bloß von roher Arbeit. Erzeugnisse eines feiner entwickelten Kunstgewerbes findet man bloß an einzelnen Puncten der Küste, und auch dieses Kunstgewerbe dürfte, wenn man näher nachforschte, auf fremden, nichtafricanischen Ursprung zurückzuführen sein. Die Goldschmiede von Accra und Cape Coast Castle ahmen, wie Augenschein und Vergleich das gar nicht zweifelhaft erscheinen lassen können, europäische und morgenländische Muster nach, denen sie jedoch teils mit Absicht, teils auch unabsichtlich wegen roherer und eigenartiger Arbeit ein gewisses fremdartiges, von den meisten Leuten als „africanisch“ bezeichnetes Aussehen geben.

Ebenso berühmt (d. h. berühmt für westafricanische Verhältnisse) wie die Goldschmiede von Accra sind die Elfenbeinschnitzer der Loango-Küste. Sie umziehen einen Elefantenzahn von der Spitze bis zum Ende mit einer eingegrabenen Spirale und bedecken dann die ganze Fläche mit einem langen Zuge von Reliefsfiguren, ganz in demselben Stile, wie ihn uns die Trajanssäule

in Rom zeigt. Die meisten Leute, die von außereuropäischen Ländern bloß Westafrica gesehen haben, halten diese Kunst für etwas Einheimisches und von den Negern selbst Erfundenes. Wer aber jemals die genau auf dieselbe Art, nur unendlich viel feiner bearbeiteten, ja, gradezu an Spitzenwerk erinnernden Elfenbeinschnitzereien von Indien gesehen hat, wird sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß die Elfenbein-Arbeiten der Loango-Küste keine Erfindung der Neger-Rasse sind, sondern daß das nicht zu leugnende und wirklich ganz außerordentliche Nachahmungstalent des Negers auf die Nachbildung eines zufällig aus Indien hierher verschlagenen geschnitzten Elefantenzahnes verfallen ist. Immerhin ist es bemerkenswert, zu beobachten, mit welcher Leichtigkeit und Schnelligkeit nicht bloß altgewohnte Typen, sondern auch zum ersten Male gesehene Figuren verwertet werden. Die schwarzen Elfenbeinschnitzer benutzen zu jenem carnevalistischen Zuge toller Gestalten, der sich um solchen Elfenbeinzahn herumzieht, alle und jede Gestalten, die ihre Einbildungskraft reizen oder gereizt haben, so z. B. Matrosen, See-Officiere, in Hängematten liegende Europäer oder brillentragende und schmetterlingfangende Gelehrte ebenso gut wie den kriegerisch aufgeputzten Häuptling eines Nachbarstammes oder die in langem Zuge Palmöl transportirenden eigenen Gefährten.

In der Art, wie diese westafricanischen Künstler arbeiten, liegt etwas, was an Altägypten und seine alle Seiten des alltäglichen Lebens darstellenden Gemälde erinnert. Manche kleine Züge, an die ein europäischer Maler oder Bildhauer kaum denken würde, sind mit solcher Genauigkeit und bisweilen mit solch carikirender Uebertreibung wiedergegeben, daß man sich bei ihrem Anblick des Lachens kaum enthalten kann. Was dem Neger besonders bemerkenswert erscheint oder was seine Einbildungskraft besonders gereizt hat, das zeichnet er recht groß, ohne jede Rücksicht darauf, ob dieses Größenverhältnis auch mit der Wahrheit übereinstimmt oder nicht. Und dennoch und trotz alledem: welche Naturtreue, welche unverkennbare Aehnlichkeit! An jeder der oft auf viele Dutzende sich belaufenden und durchschnittlich 1½ bis 2 Zoll hohen Figuren eines solchen Zahnes pflegt ein tüchtiger Elfenbeinschnitzer etwa 6 Stunden, (d. h. einen Tag lang) zu arbeiten. Der Preis berechnet sich, von dem dem Gewichte nach verkauften Elfenbein abgesehen, nach der Zahl der Figuren. So

wird beispielsweise ein 5 Pfund wiegender Zahn, dessen Elfenbeinwert etwa 50 M. ist, wenn er mit 25 Figuren bedeckt würde, auf 100 bis 125 M. zu stehen kommen. Diesen Preis würde man zahlen, wenn man einen Elfenbeinschnitzer persönlich kennen lernt; da aber ihre Zahl sehr gering ist und immer mehr abnimmt, so ist es nicht immer leicht, selbst zu sehr viel höhern Preisen in den Besitz eines schön geschnitzten Zahnes zu gelangen. Auch braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Kunst in dem Grade, wie sie sich der mehr gewerbsmäßigen Ausfuhr-Arbeit zuwandte, gesunken ist. Bei einzelnen Häuptlingen mag man geschnitzte Zähne von älterer Arbeit finden, die alles, was heute gemacht wird, an Feinheit der Ausführung weit übertreffen. Wenn ich oben erwähnte, daß jetzt mehr gewerbsmäßig als früher gearbeitet wird, so bezieht sich das mehr auf die schlechtere Ausführung als auf die größere Menge der gelieferten Ware.

Man sollte denken, daß der Neger sich als ein den Erwerb liebender und im höchsten Grade gewinnsüchtiger Mensch einem Gewerbszweige, der reichen Lohn verspricht, mit allem Fleiß zuwenden würde. Aber auffallenderweise finden wir zahlreiche Beispiele vom Gegenteil. So schachersüchtig der Neger auch sein mag und so ausschließlich sich bei ihm alle Verhältnisse des Lebens um Besitz und Gewinn drehen, so gibt es doch in seinem Charakter einen Grundzug, über den selbst das Handelsinteresse keine Macht hat. Wenn der Neger in seinem dicken eigensinnigen Schädel einmal den edlen Vorsatz gefaßt hat, faul zu sein, so ist er faul, und wenn die ganze Welt sich darob auf den Kopf stellte — es sei denn, daß er Sklave wäre und mit Zwang zur Arbeit angehalten würde.

In Gabun lernte ich einen schwarzen Photographen kennen, der in seinem Fach außerordentlich Tüchtiges leistete. Aber obwohl er grade sehr knapp bei Geld war und dessen, da er gern trank, dringend bedurft hätte, so vermochten ihn doch selbst die glänzendsten Versprechungen nicht zur Arbeit zu bewegen. Denn er befand sich grade, wie er selbst eingestand, in jenem Stadium äußerster Faulheit, welches allwöchentlich etwa am Freitag oder Samstag zu beginnen pflegte. Da ich aber dringend gewisse Photographieen zu besitzen wünschte, so sann ich auf ein Mittel, trotz dieser unüberwindlichen Faulheit zum Ziele zu gelangen, und fand dasselbe, indem ich mit äußerst vergnügtem Gesicht einigen

von Sr. Faulheit vorgetragenen Liedern zuhörte, d. h. indem ich ihn, wie er selbst sich ausdrückte, „als einen Weißen“ behandelte. Die Eitelkeit ist der wundeste Punct im Charakter des Negers; sie bietet eine Handhabe, bei der man äußerstenfalls und wenn kein anderes Mittel hilft, fast jeden Schwarzen fassen und so zu sagen um den Finger wickeln kann. Diese Eitelkeit hat sich noch nicht bis zu dem Grade verfeinert, daß sie mit Ehrgefühl verwechselt werden könnte. Sie tritt teils, und zwar bei den meisten Negern in Possirlichkeiten und Selbstgefälligkeit, teils aber auch, wie das bei verschlossenern Naturen der Fall ist, in oft plötzlichen und leidenschaftlichen Ausbrüchen der Zuneigung oder des Mißfallens — je nachdem die Eitelkeit geschmeichelt oder verletzt wurde — zutage. Der oben erwähnte Photograph arbeitete nicht nur für mich alles, was ich haben wollte, sondern berechnete auch freiwillig einen billigern Preis, als ich selbst ihm geboten hatte.

Wie bereits früher erwähnt, zeigen die Neger eine ganz außerordentliche Beanlagung für alle Dinge, die irgendwie mit dem Handel in Verbindung stehen. Manche europäische Kaufleute haben mir gegenüber die Befürchtung ausgedrückt, daß die schwarze Rasse uns in dieser und in mancher andern Hinsicht überflügeln würde, sobald sie erst einmal in den Vollbesitz der unumgänglichsten Hülfsmittel unserer Cultur gelangt sei. Einzelne Neger bringen es thatsächlich in dem Wettkampfe mit Europäern derartig weit, daß man ernstliche Befürchtungen wohl hegen könnte. Aber das sind denn doch bloß Ausnahmen. Bei einer größern Anzahl von Negern geht der Fortschritt bloß bis zu einer gewissen Grenze und dann heißt es „Halt!“ Trotzdem die Neger so sehr hinter dem Verdienst her sind, werden sie doch nur selten das, was man nach europäischen Begriffen reich nennen würde. Sie sind eben schlechte Wirtschafter und verstehen es nicht, das Erworbene zusammenzuhalten.

Capitel VI.

Europäer-Leben in Kamerun.

(Ein Junggesellen-Haushalt. — Männliche Dienstmädchen. — Zur Naturgeschichte der kleinen Negerburschen. — Africanische Küche. — Einheimische Nahrungsmittel und europäische Conserven. — Fleisch, Wildpret, Fische, Gemüse, Früchte. — Wasser und sonstige Getränke. — Geselligkeit und mangelnde Bewegungsfreiheit. — Notizen über das ewig Weibliche. — Die Gehälter der Kaufleute. — Die Instruction eines für Africa engagirten jungen Mannes. — Gelderdienst und wissenschaftliche Studien. — Ewiges Einerlei ohne Abwechslung, ohne Lebensgenuß. — Man versinkt in eine Art von Traumleben.)

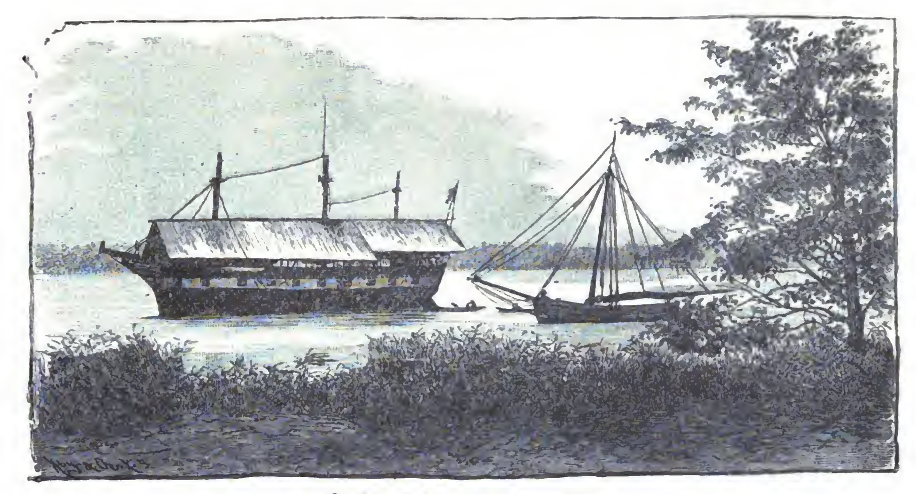
Um dem geneigten Leser das Leben und Treiben der in Westafrica wohnenden Kaufleute, Beamten und Officiere zu schildern, wähle ich als Ort der Handlung die dicht am Ufer des Flusses gelegene Woermannsche Factorei bei König Acquas Dorf in Kamerun. Diese aus Wellenblech erbaute und bunt angestrichene Factorei ist, obwohl sie den Sitz des Woermannschen Hauptagenten für das ganze Kamerungeschäft darstellt, dennoch sehr klein und kann an Wohnlichkeit nicht mit den sehr viel stattlichern Factoreien an der Sklavenküste verglichen werden. Aber nach africanischen Sitten ist selbst in der kleinsten Hütte nicht bloß für Liebende Raum, sondern auch für einen regen Handelsverkehr und für die zu Zeiten nur allzu zahlreichen Gäste. Manche Leute wollen behaupten, daß es gesunder sein würde, auf einer der im Kamerun-Fluß verankerten Hulks als am Lande zu leben. Ich freilich halte eher das Gegenteil für richtig und möchte auch schon um dessentwillen nicht auf einem Hulk wohnen, weil man, falls

man nicht in jedem Augenblick über ein Ruderboot verfügen kann, in seinen Bewegungen weit mehr gehemmt ist als am Lande. Allerdings könnten, wie gesagt, die am Lande gelegenen Factoreien etwas geräumiger sein. Und dann müßte auch, wie dies sonst bei westafricanischen Factoreien der Fall zu sein pflegt, die Veranda sich nicht bloß auf die Front des Hauses beschränken, sondern rund herum laufen. Es ist im höchsten Grade bedauerlich, daß man beim Bau der Factoreien noch viel zu wenig auf jene hohen und luftigen Räume Rücksicht nimmt, die in den Tropen noch viel mehr als bei uns zur Erhaltung der Gesundheit erforderlich sind. Auch ist Wellenblech kein geeignetes Material für Wohnhäuser, und wer ein besonders kühles Heim besitzen will, sollte zuerst bei den Portugiesen und Spaniern, die in dieser Hinsicht das Beste geleistet haben, in die Schule gehen. Vor der Woermannschen Factorei von König Acquas Stadt liegt ein hübscher kleiner Garten, in welchem stattliche Oleander blühen und viele Dutzende von zahmen Tauben umherfliegen. Das untere Stockwerk des Hauptgebäudes nimmt der Laden ein und das obere die Wohn- und Schlafzimmer.

Der Hof ist der Tummelplatz aller handeltreibenden oder müßigen Neger der Umgegend, die so furchtbar viel Geschrei erheben, daß man sich einen lebhaftern Ort kaum vorzustellen vermag. Vor dem vergitterten Aufgang zur Treppe steht ein Pförtner, der bloß Weiße oder solche Schwarze, die eine besondere Erlaubnis hierzu haben, hinauflassen darf. Auch gilt es als ein Vorrecht der Könige und der mächtigern Häuptlinge, daß dieselben zu den obern Wohnräumen hinaufsteigen, dort die Weißen begrüßen und mit denselben einen Schnaps trinken dürfen.

Schon für gewöhnlich gibt es in solcher Factorei fast stets den einen oder den andern Gast und während der kriegerischen Ereignisse von 1884 und 1885 war die Factorei so stark in Anspruch genommen, daß die Hauptagenten, Herr Schmidt und Herr Wölber, mehrere Monate lang keine Nacht in ihren, den fremden Gästen überlassenen Betten haben schlafen können.

Nichts Eigenartigeres und in mancher Hinsicht Komischeres als solcher Junggesellen-Haushalt, in dem es bloß männliche Köchinnen, Stubenmädchen und Dienstmädchen, in dem es überhaupt bloß männliche Bedienung gibt. Der Vorschlag, welcher einmal von einem Fremdling gemacht wurde, anstatt der tölpelhaften Kru-



Hulk auf dem Kamerun-Fluß.
(Aus der Gartenlaube.)

und Kamerun-Burschen junge Negerinnen in Dienst zu nehmen, erregte stürmische Heiterkeit. „Caramba", hieß es, „wenn wir das thäten, würde ganz Kamerun auf dem Kopfe stehen und an Palmölhandel nicht mehr zu denken sein. Das geht ebensowenig wie auf einem Kriegsschiff. Falls eine Europäerin die Haushaltung führte, würde man noch allenfalls davon sprechen können. Aber im ganzen deutschen Kamerun-Gebiet gibt es außer einer englischen Missionarin keine einzige weiße Frau. Und dann würden es auch die schwarzen Weiber, trotzdem sie zu Hause so sehr hart arbeiten müssen, dennoch für eine Entwürdigung halten, auch nur die allerleichtesten Kellnerdienste zu verrichten."

Diesen Verhältnissen entsprechend sollen etwa ein Dutzend kleiner Kru- und Kamerun-Knaben, angeleitet von einigen erwachsenen Stewards, die Bedienung besorgen. Aber mir dünkte es, als ob diese ganze Knabenschar mehr Unheil wie Nutzen stifte und als ob einer dem andern beim Nichtsthun behülflich wäre. Eine genügende Beaufsichtigung seitens der mit Arbeiten überhäuften Kaufleute ist ja ganz unmöglich. Nichts von dem, was solch schwarze Diener thun, thun sie ordentlich. Gewissenhaftigkeit kennen sie nicht und die Masse des verlorenen oder zerbrochenen Hausrats geht ins Unendliche. Unvergeßlich ist mir die unbeschreibliche Komik jener Scene, als, während mir der Hausherr beständig „wir haben deren in Unzahl" versicherte, der letzte, ja, wirklich der letzte Theelöffel vergeblich gesucht wurde. Alles, was sie thun, thun diese schwarzen Diener mechanisch und mit äußerster Langsamkeit. So öffnet sich beispielsweise langsam und geräuschlos eine Thür. Man glaubt, der Wind habe sie aufgeblasen. Aber nein! Es steht einer der kleinen affenähnlichen Stewards dahinter. Nun dauert es ungefähr eine Minute, bis er seinen Körper hindurchschiebt, und in gleichem Tempo — sodaß ein nervöser Mensch dabei rasend werden könnte — geht das Aufräumen und Reinigen eines Zimmers vor sich.

Trotzdem gewöhnen manche Europäer sich so sehr an diese Art von Bedienung, daß sie, auf kürzere Zeit zu ihrer europäischen Heimat zurückkehrend, einen „boy" als Diener mit sich zu nehmen pflegen. Man hat aber dabei noch stets die üble Erfahrung gemacht, daß die brauchbarsten Diener, aufgeblasen von dem Besuche Europas, später von gar keinem Nutzen mehr waren.

Der Neger pflegt in Europa nur sehr wenig nützliche, aber eine ganze Anzahl unnützer Dinge zu lernen.

Auch in mancher andern Hinsicht unterscheidet sich der schwarze Diener Westafricas ziemlich unvorteilhaft von demjenigen Nordamericas. Er macht den Eindruck eines im höchsten Grade gutmütigen Menschen. Aber es ist eitel Einbildung, wenn man sich bei noch so guter Behandlung dem Glauben hingibt, wirkliche Dankbarkeit in den Herzen dieser Leute erweckt zu haben. Ein Kru-Neger, der als einer der vertrauenswürdigsten und gutmütigsten galt und den ich buchstäblich mit Wohlthaten überhäuft hatte, weigerte sich am Abend vor seiner Heimreise, als er kein Trinkgeld mehr erwarten zu dürfen glaubte, mir einen Stuhl die Treppe hinauf zu tragen, und stahl mir, wie ich am folgenden Morgen bemerkte, den letzten Rest meiner Wäsche.

Uebrigens befinden sich unter den kleinen Stewards der Factoreien nicht selten die Söhne vornehmer Häuptlinge, die hier bis etwa zu ihrem zwölften oder vierzehnten Jahr so etwas wie „gute Lebensart“ erlernen sollen. Solche Lebensart besteht aber meistens nur darin, daß sie bei Tisch aufwarten, abends ihrem Herrn die Stiefel ausziehen, morgens die Waschnäpfe reinigen und sich in ihren freien Stunden auf der Veranda katzbalgen. Mir sind diese kleinen Kerle — die später als Händler ihre Kenntnis europäischer Sitten aufs schlaueste zu benutzen wissen — stets lästig gewesen, und wenn sie auch mir abends die Stiefel ausziehen wollten, habe ich sie mit thunlichster Eile zur Thüre hinaus befördert.

Die Zeit der Mahlzeiten ist in Kamerun: morgens um 6 oder 7 Uhr Thee oder Cacao, dann um 12 oder 1 Uhr Mittagessen, und je nachdem es viel oder wenig Arbeit gibt, um 6, um 7 oder bisweilen auch um 8 Uhr abends die Hauptmahlzeit. An Sonntagen wird hier gewöhnlich zeitiger und mit größerer Regelmäßigkeit gespeist als an Wochentagen.

Die Weißen essen fast stets allein oder es werden doch von den Schwarzen höchstens einmal ein König oder ein schwarzer Commis (Chief Clerk oder dergleichen) zu Tische geladen. Nach englischer Sitte werden alle Gerichte gleichzeitig auf den Tisch gestellt. Trotz der meistens sehr großen Anzahl dieser Gerichte pflegt doch nur sehr wenig in höherm Sinne Eßbares darunter zu sein. Denn es ist eine Eigentümlichkeit der africanischen Küche,

daß so ziemlich alle von den schwarzen Köchen bereiteten Speisen einen und denselben faden, charakter- und saftlosen Geschmack haben, und zwar gleichgültig, aus welchem Grundmaterial sie bestehen mögen. Alle Lebensmittel sind sehr teuer und ganz besonders das Fleisch. Man lebt zu einem großen Teil von europäischen Conserven, und zwar einerseits, weil einheimische Nahrungsmittel überhaupt nicht immer zu erstehen sind, anderseits, weil sich dieselben im Preise fast ebenso hoch stellen würden. Damit will ich nicht leugnen, daß, wer sich ganz gut darauf verstände, zum großen Teil und zu weit billigerm Preise, als dies für gewöhnlich geschieht, von africanischen Nahrungsmitteln leben könnte. Aber von den hier wohnenden Kaufleuten erlernen nur wenige diese Kunst, die nicht ganz so einfach ist, wie es dem Uneingeweihten scheinen könnte. Conserven spielen in ganz Westafrica eine große Rolle. Leider ist die Kunst, den conservirten Fleischspeisen oder Gemüsen ihren Wohlgeschmack zu bewahren, noch nicht erfunden worden. Deutschem Fabricat gibt man im allgemeinen den Vorzug vor englischem, übrigens sind es auch wohl nicht grade die besten Conserven, die nach Westafrica herausgesandt werden. Oeffnet man z. B. eine die Aufschrift „Butter" tragende Blechbüchse, so hat man meistens je nach Wahl verschiedene Schichten von Farbstoff, Talg und Palmöl zu seiner Verfügung. Da ist doch die von den Engländern benutzte Orangen-Marmelade, die auch in den heißesten Ländern ihr appetitliches Aussehen behält, eine viel angenehmere Zuthat zum Brot.

Während im ganzen Kamerun-Gebiet Ziegen die hauptsächlichste und außer Hühnern fast die einzige Fleischnahrung der Europäer liefern, wird schon am Congo mehr Rindfleisch als Ziegenfleisch gegessen. Im großen und ganzen kann man jedoch behaupten, daß Ziegenfleisch, welches hierzulande auch viel wohlschmeckender ist, in Westafrica dieselbe Rolle spielt, wie bei uns in Deutschland das Rindfleisch. Die Officiere der deutschen Kriegsschiffe waren nur allzu froh, wenn sie eine größere Anzahl von Ziegen kaufen konnten, während die Matrosen diesem wertvollsten Nahrungsmittel von Westafrica einen schwer zu überwindenden Widerwillen entgegenbrachten. Schafe sind selten, Tauben, Enten und Truthühner noch seltener und das Fleisch der schwarzen africanischen Schweinchen pflegt von den Weißen nicht genossen zu werden. Wildpret gelangt, obwohl es als Leckerbissen sehr geschätzt

ist, dennoch nur selten auf den Tisch der Weißen. Denn die Antilopen, Wildschweine, Hasen (ganz kleine Spielart), Buschtauben, Perlhühner u. s. w., die bisweilen von den Eingebornen zum Verkauf angeboten werden, haben meistens schon einen solchen Grad von haut goût erreicht, daß nur noch Kru-Magen solches „beef" würden vertragen können.

Ebenso wie das Meer an der westafricanischen Küste ein außerordentlich reich entwickeltes Tierleben zeigt, ebenso wimmeln viele westafricanische Flüsse und Lagunen von zum Teil äußerst wohlschmeckenden Fischen. Aber man versteht, abgesehen davon, daß die Eingebornen getrocknete Fische als Zukost genießen, nur wenig damit anzufangen. Die Cultur ist hier noch viel zu weit zurück, als daß man von den gar nicht so wenigen Lebensmitteln, welche das Land bietet, einen irgendwie größern Teil auszunutzen und schmackhaft zuzubereiten verstände. So werden z. B. Schildkröten nur selten gegessen, obwohl es allerlei Arten von See-, Lagunen- und Landschildkröten gibt. Taschenkrebse, Garnelen und Austern kommen bisweilen auf der Tafel der europäischen Kaufleute vor, aber davon abgesehen, daß sie nicht sonderlich wohlschmeckend sind, ist der Genuß von Austern, die auf Mangrovewurzeln gesessen haben, nicht ohne Gefahr, da er leicht Erkrankungen nach sich zieht. Die zahlreichen Krabben dienen bloß zur Nahrung der Eingebornen.

An Gemüsen herrscht beinahe ein noch größerer Mangel als an Fleisch. Kartoffeln, die in Westafrica nicht gedeihen, werden entweder von Deutschland oder, und zwar meistens von Madeira und Teneriffa bezogen. Auch schmecken Yams — die besten kommen von Fernando Po —, falls sie gut zubereitet sind, kaum sehr viel weniger gut als Kartoffeln. Sonst findet man auf der Tafel der Weißen noch die häufig die Stelle des Brotes vertretenden gerösteten Plantanen (eine unveredelte Bananenart) oder auch Bataten (süße Kartoffeln), Gurken, kleine Zwiebeln und Radieschen, die man im eigenen Garten in acht Tagen heranziehen kann. Es ist gewiß kein bloßer Zufall, sondern hängt wohl aufs innerste mit dem Klima zusammen, daß bei allen an verschiedenen Puncten Westafricas gemachten Versuchen, europäische Küchengärten anzulegen, stets und in allen Fällen bloß ein und dieselben Gemüse-Arten die Mühe des Pflanzens belohnt haben. Es sind das vor allem Radieschen, Salat, Zwiebeln u. s. w. Auch bei der Cultur

dieser Gewächse mußte stets neuer, aus Europa bezogener Samen benutzt werden, weil andernfalls das Erzeugnis so sehr degenerirte, daß es nicht mehr zu genießen war.

Früchte werden in Westafrica weit seltener genossen als in irgend einem andern unter den mir bekannten Tropenländern. Am wohlschmeckensten sind die überall gedeihenden Ananas, während die Orangen, deren Schale grün bleibt, nur sehr wenig Saft enthalten. Bananen existiren nur in der „Plantanen" genannten unveredelten Art, die man bloß geröstet oder gebraten genießen kann. Die Brotfrucht soll zwar vorkommen, aber gar nicht als Nahrungsmittel verwandt werden. Des weitern wüßte ich bloß noch Melonen, Wassermelonen, kleine Citronen, Mangopflaumen, die wegen ihres starken Terpentingeschmacks nicht jedermann munden wollen, Guaven, aus denen man eine ziemlich gute Confiture macht, und Maracuja, die Frucht einer aus Brasilien eingeführten Verwandten unserer Passionsblume, aufzuzählen.

Als Getränke sind im nördlichen und mittlern Teil von Westafrica deutsches Bier, im südlichen dagegen schwerer und nicht sehr wohlschmeckender portugiesischer Wein vorherrschend. Englisches Bier ist beinahe unbekannt. Auch findet man deutsches Bier bloß in zwei oder drei verschiedenen Marken. Den Löwenanteil hat sich die von Herrn Woermann beschützte Marienthaler Brauerei in Hamburg erobert. Selterswasser gilt als Luxus, wohingegen bei vielen europäischen Bewohnern Westafricas die üble Gewohnheit vorherrscht, dem einen Schnaps oder Absynth, der gewöhnlich vor Tisch getrunken wird, eine ganze Anzahl weiterer folgen zu lassen. Beim Einzelverkauf kostet Bier 1 ℳ und Rotwein 2 bis 3 ℳ die Flasche. Von Leuten, die an übermäßiger Gallenbildung leiden, sollte am besten gar kein Bier getrunken werden.

Das Trinkwasser ist, obwohl grade in tropischem Lande so sehr viel auf dessen Reinheit ankommen würde, durchaus nicht immer von der besten Beschaffenheit. Es rührt dies zum Teil daher, daß die Kaufleute gezwungen sind, an der Küste zu leben, wo auch in Europa die Wasserzufuhr bisweilen mit Schwierigkeiten verknüpft ist. Im Togo-Lande, wo die Kaufleute auf dem schmalen Sandstreifen zwischen Meer und Lagune wohnen, trinken sie entweder in Cisternen gesammeltes Regenwasser oder graben auch wohl Brunnen, die man anstatt der Ausmauerung mit Fässern stützt, deren Boden herausgenommen worden ist. Die

Eingebornen pflegen sich dort ihr Trinkwasser aus allerlei Tümpeln „im Busch“ zu holen. Für Kamerun schöpft man das Wasser aus dem Fluß und filtrirt es vor dem Gebrauch in höchst ungenügender Art. Nur an wenigen Orten, wie z. B. in Bimbia und Victoria, kann man das benötigte Trinkwasser frisch sprudelnden und krystallklaren Bergquellen entnehmen. Der Geschmack des Wassers ist, wenn es nicht mit Rotwein oder Cognac versetzt wird, sehr fade, was bloß zum Teil von der übeln Beschaffenheit des Wassers, zum größern Teil dagegen von seiner laulichen Temperatur herrührt.

Eismaschinen, die in Indien von allen gewöhnlichen Dingen eins der gewöhnlichsten sind, gehören in Westafrica noch zu den frommen Wünschen. Die einzige Eismaschine, die meines Wissens jemals dorthin gebracht wurde, dient in Vivi am Congo dem prosaischen Zweck dessen, was die Engländer W. C. nennen. Uebrigens wird die in Europa so sehr viel verbreitete Ansicht, daß die Fieberkeime dem Organismus am häufigsten durch das Trinkwasser zugeführt würden, von Aerzten, die lange in Westafrica gelebt haben, für nicht ganz zutreffend erklärt. Obwohl die Beschaffenheit des Wassers auf das körperliche Wohlbefinden unzweifelhaft einen sehr großen und schwerwiegenden Einfluß hat, so habe ich anderseits häufig genug beobachtet, daß der gesunde Körper ohne Schaden einen längern Genuß von Wasser vertragen kann, das mit Fäulnisstoffen gradezu übersättigt ist. Während des englisch-ägyptischen Krieges habe ich, von Not gezwungen, ebenso wie die englischen Officiere und Soldaten, wochenlang das scherzweise als „Leichensuppe“ bezeichnete Wasser eines Canals trinken müssen, in den die Aegypter viele Hunderte von Menschen-, Pferde- und Kamelkörpern hineingeworfen hatten. Und doch wüßte ich nicht, daß irgend jemand infolge dieses seltsamen Getränks erkrankt wäre. Aber es ist sehr leicht möglich, daß dieselben Krankheitskeime, die dem gesunden Körper nichts anhaben können, dem durch Hitze, Klima und Krankheit erschlafften gefährlich werden. In Krankheitsfällen pflegt bisweilen das benötigte Trinkwasser vor dem Genusse gekocht und vielleicht auch mit Eis, das man sich in seltenen Fällen von den englischen Dampfern besorgen kann, gekühlt zu werden.

Obwohl die Zahl der in Kamerun lebenden Europäer nicht sonderlich groß ist, so bietet dennoch dieser kleine Kreis demjenigen,

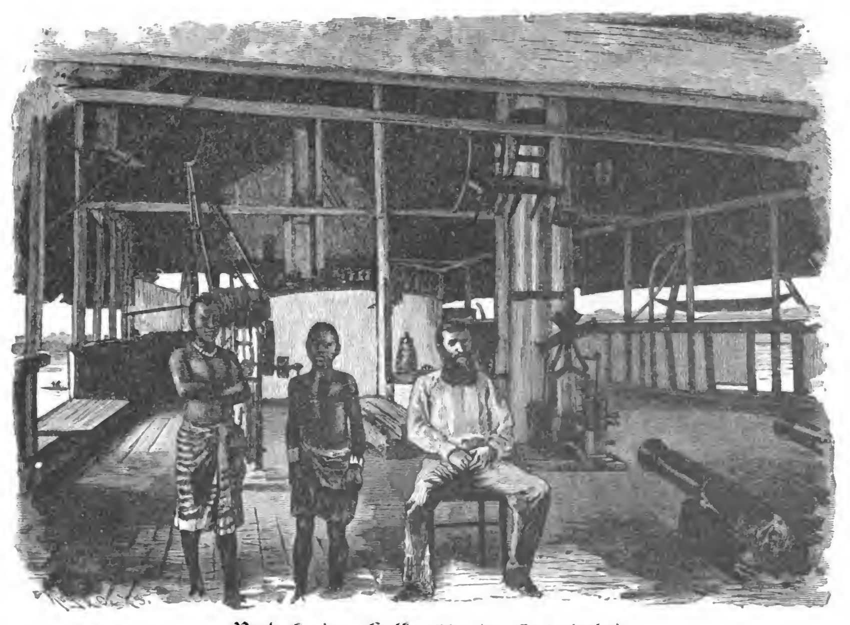
der von einer Nebenfactorei kommend während längerer Zeit bloß unter Schwarzen gelebt hat, eine wahre Erquickung dar. Wenn auch die Kaufleute im allgemeinen schon um 9 Uhr zu Bette gehen, so vergeht doch selten ein Abend, ohne daß man entweder selbst Besuche macht oder diesen und jenen Besucher empfängt. Während meines Aufenthalts in der Woermannschen Factorei bei König Acquas Stadt waren die englischen Kaufleute ziemlich häufige Gäste, während die englischen Missionare sich niemals blicken ließen. Von allen am Kamerun-Fluß lebenden Europäern kann der englische Hauptagent Buchan auf den längsten Aufenthalt in dieser Gegend zurückblicken. Der zweitälteste der Anciennetät nach ist Capitän Voß, der allgemein beliebte Hauptagent von Jantzen und Thormählen, während in dritter Linie Capitän Allen kommen würde, der als einer der besten Kenner des Landes gilt. Mit Ausnahme der deutschen Colonialbeamten, eines englischen Arztes, der englischen Missionare und der Besatzung etwa hier ankernder Kriegsschiffe sind sämtliche weiße Bewohner von Kamerun Kaufleute, die nicht zeitlebens, sondern bloß für eine gewisse Reihe von Jahren hier zu bleiben gedenken. Ihr Leben bietet außer den Wechselfällen des kaufmännischen Geschäftes nur wenig Abwechslung und auch trotz sehr freier und selbständiger Stellung so sehr wenig Freiheit der Bewegung, daß man unwillkürlich an den Aufenthalt auf einem Seeschiff erinnert wird. Pferde existiren nicht, Hängematten sind nicht in Gebrauch und Spazirgänge waren bisher teils überhaupt nicht üblich, teils durch die Verhältnisse derart erschwert, daß man gern davon absah. Der ganze Verkehr zwischen den einzelnen Ortschaften und den verschiedenen Hulks geschieht mit Ruderbooten, deren Bemannung so etwas wie eine aus gleichfarbigen Hüftentüchern und gleichfarbigen Zipfelmützen bestehende Uniform trägt. Diese Art des Verkehrs, an der man eigentlich etwas mehr, als durchaus nötig wäre, festhält, ist ebenso lästig wie für die Factoreien kostspielig.

Und doch könnte man mit verhältnismäßig geringer Mühe und geringen Kosten die durch das ganze Land führenden Negerpfade auch für Europäer benutzbar machen. So fließt beispielsweise zwischen König Acquas Dorf und König Bells niedergebranntem Dorf ein kleiner Bach mit sumpfigen Ufern, den die Neger durchwaten, während der Europäer, um ihn zu umgehen, einen großen Umweg machen muß. Und doch würde eine Ueber-

drückung kaum mehr als einige Pfund Sterling kosten. So viel ist sicher, daß in dem Grade, wie man die Hulks durch feststehende Factoreien ersetzt, auch die Verkehrswege gebessert werden müssen. Der von alters her bei den Kaufleuten genährte Hang, sich in ihren Bewegungen auf die eigene Hulk oder die eigene Factorei zu beschränken, wird mit der fortschreitenden Entwicklung des Landes verschwinden müssen. Ist es doch gradezu thöricht, daß, während alle Eingebornen im Flusse baden, für den Weißen bloß ein Bad im Badezimmer als anständig und seiner Würde entsprechend gilt.

Die Sitte der provisorischen Verehelichung mit schwarzen Frauen, die im größten Teil von Westafrica in vollster Blüte steht, erfährt im Flußgebiet von Kamerun (im südlichen Kamerun-Gebiet ist es schon wieder anders) durch den hohen Kaufpreis der Frauen eine Beschränkung. Hier, wo der Preis eines schwarzen Weibes, einerlei ob Mädchen oder Frau, sich zum allerwenigsten auf 10 Kru — nominell 200 ℳ, aber in Wahrheit, da die Summe in Waren bezahlt wird, etwas weniger — stellt, ist solche Verehelichung ein Luxus, den sich bloß Leute in höhern Stellungen gestatten können. Das Flußgebiet von Kamerun steht in dieser Hinsicht unter allen Ländern Westafricas ganz vereinzelt da. Auch bilden die Dualla zu allen übrigen Negern und Bantu-Negern insofern einen Gegensatz, als sie streng auf reine Rasse halten und das Aufkommen von Mischlingen mit allen Mitteln und, wenn es nicht anders geht, durch Tötung zu verhindern suchen. Dem entsprechend gibt es in Kamerun keine Mulatten, die doch in andern Gegenden Westafricas ziemlich häufig sind.

Die Anfangsgehälter der im Alter von 18, 19 oder 20 Jahren herauskommenden jungen Kaufleute pflegen sich bei freier Station und bei 3- oder 5jähriger Anstellung auf 1200 ℳ jährlich zu stellen. Uebrigens ist, da sich neuerdings junge Leute zu immer niedrigerm Satz anbieten, eine gewisse Neigung vorhanden, die Gehälter noch mehr zu drücken. Wohnung, Essen, Trinken (letzteres nicht bei allen Firmen) und Wäsche sind frei, was der betreffenden Firma auf etwa 2000 ℳ jährlich zu stehen kommt. Man pflegt bei der Versorgung mit Getränken für Mann und Tag 1½ Flasche Bier und ¼ Flasche Rotwein zu berechnen. Bei guten Leistungen soll angeblich schon nach kurzer Zeit eine Erhöhung der Gehälter eintreten, die darin zu bestehen pflegt, daß jemand, dem



Verdeck einer Hulk. (Aus der Gartenlaube.)

die Verwaltung einer eignen Factorei übertragen wird, bis zu 3000 ℳ und außerdem 2 bis 5 Procent erhält. Die Hauptagenten, die fast durchweg auffallend junge Leute und häufig sehr viel jünger sind als die gewöhnlichen Agenten, bekommen noch höhere Procente und haben bisweilen ein Jahreseinkommen von 10- oder 15 000 ℳ und darüber. Die großen Häuser zahlen durchaus nicht immer die besten Gehälter, sondern lassen sich bisweilen sowohl in dieser Hinsicht wie auch in Bezug auf Behandlung und Verpflegung ihrer Angestellten von kleinern Firmen beschämen. In Deutschland herrscht vielfach die Ansicht, daß in England und von Engländern viel größere Gehälter gezahlt würden als bei uns. In vielen und sogar in den meisten Fällen mag das richtig sein. Aber ich wüßte doch auch viele Fälle für das Gegenteil anzuführen. In Westafrica beispielsweise sind die jungen deutschen Kaufleute größtenteils doch immer noch besser gestellt als die englischen, sowohl was das Gehalt als was die Verpflegung anbelangt. Die englischen Firmen haben eine ganze Anzahl Angestellter (die sogenannten Vierzigpfünder), die bloß 40 L. Jahresgehalt und eine Beköstigung erhalten, bei der, wie man meinen sollte, kein Europäer bestehen könnte. Zu solchem Gehalt sind denn auch, nicht in Kamerun, wohl aber an andern Plätzen Westafricas, manche Deutsche in englischen Dienst getreten.

Die jungen Leute aus dem holländischen Hause in Banana äußerten mehrfach die Ansicht, daß Indien eine bessere Laufbahn darbiete und daß dort bessere Gehälter bezahlt würden als in Westafrica. Mir scheint das vollkommen glaubwürdig, denn ein so gewaltiges, hochcultivirtes, von Europäern regiertes und verwaltetes Colonialreich wie das niederländische muß natürlich Stellungen in Ueberfluß und Gelegenheiten zum Vorwärtskommen darbieten, an die in dem noch wenig entwickelten und verhältnismäßig schwach bevölkerten Westafrica nicht gedacht werden kann.

Es wird vielleicht nicht ohne Interesse sein, etwas näheres über die Bedingungen zu erfahren, unter denen junge Kaufleute, die eine Stellung in Westafrica übernehmen wollen, engagirt zu werden pflegen. Die Weisungen, die einem 18jährigen Burschen zur Reise nach Africa ausgefertigt wurden, lauteten gemäß einer Copie, die ich davon habe anfertigen lassen, wie folgt:

Instruction für Herrn . . . . . Da Sie im Begriffe sind, nach Africa hinauszugehen, geben wir Ihnen folgende Instructionen: Wir senden Sie zunächst zu Herrn . . . . . in . . . . . , der draußen der Chef unserer

Factoreien ist — oder wer an dessen Stelle sein mag — und dessen Anordnungen und Anweisungen Sie nachzukommen haben, wie Sie denn auch verpflichtet sind, nach andern Plätzen zu gehen, wo das Geschäft Ihre Anwesenheit erfordern sollte. Wir vergüten Ihnen 300 ℳ für Ausrüstung und bewilligen Ihnen freie Passage hinaus, und in der Hoffnung, daß Sie sich als tüchtig und brauchbar in unserm Geschäft erweisen, werden wir Ihnen bis auf weiteres vom Tage Ihrer Ankunft in . . . . . ein Salär von 700 ℳ und für Getränke 400 ℳ oder per Vierteljahr 175 ℳ und für Getränke 100 ℳ gutschreiben. Lauten die Berichte über Ihre Leistungen günstig, auch hinsichtlich Fortschritts im Englischen, sodaß Sie dem Geschäft von gutem Nutzen sind, so werden wir gern bereit sein, späterhin eine Steigerung Ihres Salärs eintreten zu lassen. Draußen haben Sie freie Station hinsichtlich Wohnung und Essen. Dagegen haben Sie für sonstige Privatbedürfnisse selbst zu sorgen. Ohne Erlaubnis unsererseits dürfen Sie nicht zurückkehren und muß eine Kündigung Ihrerseits ein Jahr vorher geschehen, es sei denn, daß Gesundheitsrücksichten Sie zwängen, Africa zu verlassen, und dies von unserm Vertreter anerkannt und bescheinigt wird. Nach 4- bis 5jähriger Anwesenheit draußen sehen wir es selbst aber ganz gern, wenn Sie zur geistigen und leiblichen Erfrischung und Erholung mal herüberkommen. Wir dagegen sind berechtigt, Sie jederzeit zurückzurufen, wenn Sie Ihren Platz nicht, wie erwartet ausfüllen, und gewähren wir Ihnen in diesem Falle freie Passage mit einem Segelschiffe. Sollten Sie aus irgend einem Grunde schon innerhalb eines Jahres zurückkehren, so würden wir Ihnen die zu Ihrer Ausrüstung gegebene Summe von 300 ℳ an Ihrem Gehalt kürzen. Geschäfte für eigene Rechnung dürfen Sie draußen nicht machen.

. . . . . den 10. . . . . . 1884.

(gez.) . . . . . & . . . . . .

Die nach langjährigem, Leben und Gesundheit gefährdenden Aufenthalt in Westafrica nach Europa zurückkehrenden Kaufleute verjubeln nicht selten ihren sauer erworbenen Verdienst binnen weniger Monate. Ihre Gehälter sind ja allerdings nicht sonderlich hoch, aber gleich den Seeleuten haben sie nur selten Gelegenheit, etwas davon auszugeben, sodaß sie doch meistens eine größere oder kleinere, im Laufe der Zeit angesammelte Summe mit nach Europa bringen. Aber wie leichtsinnig wird damit gewirtschaftet! Von einem Herrn (Hauptagenten) erzählte man mir, daß er in 6 Monaten 24 000 ℳ, von einem andern, daß er in 3½ Monaten ungefähr 20 000 ℳ ausgegeben hat. Und doch war das der Verdienst eines ganzen entbehrungsreichen Jahrzehnts. Aber man gewöhnt sich in Africa so leicht daran, sich als Aristokraten — und das will hier wirklich nicht viel bedeuten — zu betrachten. Man gewöhnt sich so leicht daran, das wenige, was dieses Land an begehrenswerten Dingen bietet, für erreichbar zu halten. Und nun kommt man nach Europa, wo die Frauen so schön und die

Genüsse so mannigfaltig sind. Sollte, wer unter Tausenden von Negern den Herrn gespielt hat, hier auf einmal entsagen? Anfänglich scheint auch, wo man statt des gewohnten Dollars bloß eine Mark als Geschenk oder Trinkgeld zu geben braucht, das Leben gar nicht so kostspielig zu sein. Kommt dann nach kurzem Rausch der Katzenjammer, so heißt es: „Nun schnell zurück nach Afrika, um aufs neue zu verdienen.“ Aber inzwischen sind möglicherweise die Verhältnisse noch schlechter und die Gehälter noch niedriger geworden.

Der Lebensgenuß ist in Westafrica beinahe auf Null beschränkt. Bestenfalls, d. h. wenn man nicht krank wird, führt man dort ein Pflanzenleben. Bloß diejenigen, denen der Ehrgeiz oder die Aussicht auf ein zu erwerbendes Vermögen im Kopfe steckt, machen in dieser Hinsicht eine Ausnahme. Aber wie viele sind deren? Von jenen zwei Dingen, die allein das Leben erträglich machen, der Liebe und dem Ehrgeiz, findet höchstens der letztere in Africa eine Rennbahn, die des Schweißes der Edlen wert ist. Der Liebe und allen ihren Tändeleien muß, wer nach Africa hinausgeht, entsagen. Trotz Verdi ist in dieser Hinsicht Vasco da Gama gewiß nicht glücklicher gewesen als jeder andere. Es wäre daher am vernünftigsten, wenn bloß Leute in der letzten Hälfte des Lebens nach Westafrica hinausgingen. Aber hierbei hat auch das Klima ein gewichtiges Wort mitzusprechen; denn es scheint festzustehen, daß zum Ertragen dieses Klimas die volle Manneskraft gehört, daß dasselbe weder Leuten unter 20 noch auch solchen über 40 Jahre anzuempfehlen ist.

Wer in Africa nicht viel Geld verdienen kann oder sich mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, wird das Leben verzweifelt öde und langweilig finden. Viele Kaufleute umschiffen diese Klippe nicht grade auf die schönste Weise, indem sie in eine Art von Traumleben versinken und zwar ihre Pflicht thun, aber auch nichts weiter. Und dennoch und trotz alledem muß das ungewöhnliche Maß von Freiheit und Selbständigkeit, welches die in Westafrica arbeitenden Kaufleute bei tüchtigen Leistungen schon in sehr jungen Jahren erreichen können, einen ganz außerordentlichen, alle Schattenseiten ihres sonstigen Daseins ausgleichenden Reiz haben. Denn man hört im allgemeinen und im Gegensatz zu vielen andern Tropenländern weit mehr Lob als Klagen.

Capitel VII.

Der Handel.

(Die deutschen und englischen Kaufmannshäuser. — Ausfuhr- und Einfuhrwaren. — Die seltsame Kru-Währung. — Das Handelsmonopol der Küsten-Stämme. — Das Borgsystem und die Abgaben an die Häuptlinge. — Schiffahrt und Postverbindung. — Aussichten auf Entwicklung des Handels. — Plantagenbau und Arbeitslöhne.)

Es gibt im Flußgebiet von Kamerun zwei deutsche und sechs englische Firmen. Das Woermannsche Geschäft in Westafrica zerfällt in drei Gruppen von Factoreien, die von Monrovia, von Kamerun (König Acquas Stadt) und Gabun her verwaltet werden. Herrn Eduard Schmidt, dem Woermannschen Hauptagenten in König Acquas Stadt, unterstehen die Factoreien in Victoria, in Bimbia, in König Bells Stadt, in Dido-Stadt und die augenblicklich unbesetzte Buschfactorei Soroku. Auf der Hulk von Jantzen u. Thormählen führt Herr Capitän Voß das Regiment. Die zahlreichen Woermannschen Factoreien, die südlich vom Kamerun-Fluß liegen, unterstehen dem Hauptagenten Herrn Consul Schultze in Gabun und die beinahe ebenso zahlreichen des Hauses Jantzen u. Thormählen dem auf der spanischen Insel Klein-Eloby wohnenden Herrn Stein. Der Gouverneur Herr v. Soden wohnt bis zum Bau eines eigenen Hauses bei Herrn Schmidt am Festlande. Der sehr vermögende Schweizer Dr. Passavant, der sich während mehrerer Jahre auf der Hulk von Jantzen u. Thormählen aufhielt und zu einem beabsichtigten Zuge ins Innere 80 Haussas in Dienst ge-

nommen hatte, ist neuerdings wegen Erkrankung nach Europa zurückgekehrt.

Die bedeutendste englische Firma am Kamerun-Fluß ist diejenige von R. u. W. King in Bristol (Agent der englische Viceconsul Buchan), die Hulks bei König Bells Stadt und König Acquas Stadt sowie Zweigfactoreien in Bimbia, Malimba, Groß-Batanga und Klein-Batanga besitzt. Des weitern folgen Rider Son u. Andrew aus Bristol (eine Hulk bei König Bells Stadt), Lucas u. Sons aus Bristol (eine Hulk bei König Bells Stadt und eine am Lande gelegene kleine Factorei bei Hickory-Stadt), John Holt aus Liverpool (je eine Hulk bei König Bells und bei König Acquas Stadt), A. Ashmall aus Liverpool (eine Hulk bei Hickory-Stadt) und J. Hamilton (Geldmann Herschel) aus Liverpool (eine kleine Factorei am Lande bei König Bells Stadt). Aus dem Gesagten wird man ersehen, daß bei Hickory-Stadt eine Hulk liegt, bei König Acquas Stadt zwei und bei König Bells Stadt vier. Für gewöhnlich befahren außer zahlreichen Booten und Canoes zwei kleine Dampfer den Kamerun-Fluß, nämlich die hübsche kleine Dualla von C. Woermann und der ältere Redland von R. u. W. King.

Unter den Ausfuhrwaren, welche das Flußgebiet von Kamerun liefert, treten Palmöl und Palmkerne so sehr in den Vordergrund, daß im Vergleich dazu alles Uebrige kaum in Betracht kommt. Wenn die Kaufleute mit besonderer Vorliebe den Elfenbeinhandel betreiben, so geschieht das mehr aus einer gewissen Prunksucht und aus Freude an der schönen Ware, als weil dieselbe einen besonders hohen Verdienst abwürfe. Während die Gesamtmenge des in den Handel gebrachten Elfenbeins nicht sonderlich groß ist, gelangen grade nach Kamerun solch große und schwere Elefantenzähne — während meiner Anwesenheit einer von 150 Pfund —, wie man sie weiter südwärts gar nicht kennt. Rotholz (Baphia), aus dem früher in Europa ein Farbstoff gewonnen wurde, wird seit dem Aufkommen der Anilinfarben nicht mehr von Westafrica verschifft. Dennoch fährt man fort, es in kleinen Mengen von den Eingebornen zu kaufen, und zwar deshalb, weil es sich seiner Härte und seines Heizwertes wegen besser als irgend eine andere Holzart dieser Gegend zum Heizen der Fluß- und kleinern Seedampfer eignet. Uebrigens gebrauchen auch diese kleinern Dampfer als Brennmaterial weit mehr Steinkohlen als Holz.

Soweit ich mich über den Umfang des Productengeschäfts zu unterrichten vermochte, werden monatlich von den zwei deutschen Firmen 180 bis 200 Tonnen Oel und von den sechs englischen Firmen nicht ganz ebensoviel angekauft. Man kann ohne großen Fehler annehmen, daß von den drei Plätzen König Bells Stadt, König Acquas Stadt und Dido-Stadt jährlich etwa 4500 Tonnen Oel verschifft werden. Der nächstbedeutende Ausfuhrartikel sind Palmkerne, von denen die Deutschen bis zu 200 Tonnen im Monat, die Engländer dagegen beinahe gar nichts aufkaufen. Auch der Elfenbeinhandel (etwa 50 000 Pfund jährlich) ruht fast ausschließlich in den Händen der Deutschen. Von sonstigen zur Verschiffung gelangenden Landeserzeugnissen sind noch Rotholz, Stuhlrohr (Ratang), Ebenholz, Gummi (in kleinen Mengen), Kaffee (erst ganz neuerdings in kleinen Mengen aus dem Innern kommend) und Erdnüsse (Arachiden) zu erwähnen, welch letztere aber zu teuer sind, als daß die Kaufleute sich auf größere Ankäufe einlassen könnten. Im Innern stecken jedenfalls noch sehr viel unbekannte Schätze, aber um das Innere zu erschließen, muß die Macht der Zwischenhändler, welche das größte Hemmnis für die Entwicklung des Handels darstellen, gebrochen werden. Die Thatsache, daß der Handelsumsatz der deutschen Häuser beständig steigt, derjenige der englischen Häuser beständig fällt, ist hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß die Deutschen mäßig gute Waren billiger als die Engländer zu liefern imstande sind. Der größte Teil der von den deutschen Häusern verkauften Waren, die Manufacturwaren nicht ausgeschlossen, ist deutschen Ursprungs. Von Eisenwaren, Pulver, Spirituosen u. s. w. versteht sich das beinahe ganz von selbst.

Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel, nämlich Palmöl und Palmkerne, werden in sehr verschiedenen Mengen zugeführt, teils in sehr geringen Mengen von den Producenten selbst, teils schon in Fässern oder auch einer größern Anzahl von Fässern seitens jener Händler (trader), denen man einen recht beträchtlichen, sich für einzelne Firmen auf über hunderttausend Mark belaufenden Credit (trust) zu gewähren genötigt ist.

Im ganzen Kamerun-Gebiet ist bloß sehr wenig Geld im Umlauf. Bisher waren, wenn überhaupt welche, dann bloß englische Münzen zu finden; neuerdings scheint aber auch deutsches Geld eingeführt werden zu sollen. Die im höchsten Grade schwan-

kende und unbestimmte Werteinheit, nach der ganz allgemein gerechnet wird, ist das Kru. Fragt man einen Kaufmann, wie viel denn ein Kru gelte, so wird er erwidern, es sei gleich einem Pfund Sterling. Das entspricht aber den Thatsachen ganz und gar nicht. In Wahrheit bedeutet ein Kru oder bedeutete wenigstens früher ein Kru dasjenige Quantum einer europäischen Ware, vermittelst dessen man ein gewisses feststehendes Quantum (im Werte von einem Pfund Sterling) eines der hauptsächlichsten Landeserzeugnisse kaufen konnte. Da sich nun die Einkaufspreise der europäischen Waren im Laufe der Zeit geändert haben, während ihre Kaufkraft für Westafrica die gleiche oder so ziemlich die gleiche blieb, so macht es einen wesentlichen Unterschied, ob die Eingebornen für ihr Oel oder Elfenbein so und so viel Kru von dieser oder so und so viel Kru von jener Ware verlangen. Der Durchschnittswert des Kru, d. h. sein Selbstkostenpreis, mag sich heutigen Tages auf 9 bis 17 ℳ stellen. Ein Kru Rum kommt dem Kaufmann viel billiger zu stehen als ein Kru Manufacturwaren oder gar ein Kru Gewehre. Die Kunst des Kaufmanns besteht daher nicht nur in der Feststellung eines niedrigen Preises, sondern auch darin, den Neger diejenigen Waren nehmen zu lassen, deren Selbstkostenpreis zur Zeit am niedrigsten steht. Man wird aus dem Obigen ersehen, daß die Einführung des baren Geldes dem Kaufmann als eine sehr bedenkliche Neuerung erscheinen muß. Kann erst der Neger bares Geld für die von ihm gebrachten Landeserzeugnisse beanspruchen, so ist jene Seite des kaufmännischen Geschäfts, vermittelst deren heute noch die schönsten Gewinste erzielt werden, vollkommen brachgelegt. Und thatsächlich beginnen auch schon die Neger das bare Geld der Bezahlung in Waren bedeutend vorzuziehen. Die Warenlager der Factoreien stellen einen ganz beträchtlichen Wert dar; aber ich glaube kaum, daß irgendeine Factorei irgendeiner Firma imstande sein würde, eine größere Summe Geldes bar auszuzahlen.

Für den Kaufmann stellt sich das Kru guter deutscher Manufacturwaren am teuersten; demnächst folgen Gewehre, englische Manufacturwaren, Messingpfannen (die sogenannten Neptunes), Salzfleisch, getrocknete Fische, leichtere deutsche Manufacturwaren, Pulver, Zwieback, Reis, Rum und schließlich Salz. Uebrigens kann nicht jede Ware in jedem Teil von Westafrica verwertet werden. Denn ebenso gut wie bei uns gibt es auch dort nicht

bloß Eigentümlichkeiten der Geschmacksrichtung, sondern auch eine Art von Mode. Zeuge, die in dieser Gegend einen hohen Wert haben, sind vielleicht schon im nächstbenachbarten Lande völlig wertlos. Man teilt das Kru in 4 Keg (Keg ist das englische Wort für Fäßchen), 8 Piggen (ein kleineres Maß) oder 20 Bar (Eisenstangen). Ein Faden Zeug, wonach auch häufig gerechnet wird, ist gleich zwei englischen Yards. Was die Maßeinheiten für gelieferte Landeserzeugnisse anlangt, so ist ein Kru Elfenbein gleich 1 Pfund englisch, 1 Kru Palmöl gleich 10 englischen Gallonen und 1 Kru Palmkerne gleich 160 Pfund englisch. Ob man in Deutschland über die Waren, die sich für solche Gegenden am besten eignen, in hinreichendem Grade unterrichtet ist, möchte ich in Anbetracht der vielen thörichten Offerten, die mir gezeigt wurden, bezweifeln. Einem seinen Preiszettel einsendenden Locomotivfabricanten soll, wie einer der beliebtesten Kamerun-Witze meldet, die Antwort erteilt worden sein: „Bitte um Muster."

Das vielbesprochene und der Entwicklung des Landes sehr schädliche Handelsmonopol der Küstenstämme ist zu einem vollständigen System entwickelt worden, welches man füglich als das „System der Buschleute" bezeichnen könnte. Jeder Küstenplatz hat seine Hintermänner oder Buschleute, die man mit allen Mitteln der List und Gewalt von jedem directen Handelsverkehr mit den Weißen fernzuhalten sucht. Diese Buschleute aber haben wieder die ihrigen, und so geht es ins unendliche weiter bis vielleicht tief ins Herz von Africa hinein. Woher die große Menge des Palmöls eigentlich kommt, d. h. wo die Producenten sitzen, die das Oel nicht erst von ihren Buschleuten kaufen, kann betreffs vieler Gegenden bloß geahnt werden, ohne daß man einstweilen des genauern darüber Bescheid wüßte. König Bells Handelsgebiet ist Abo, Wuri, Quaqua, Dembombari, Bomano sowie vor allem das Mungo-Land. König Acqua handelt hauptsächlich mit Debamba und Donga sowie nebenbei mit Quaqua, Debombari und Bomano. Jim Equalla, der auch König Dido genannt wird, beherrscht den Handel mit Abo und steht außerdem mit Wuri in Verbindung. Lock Prisso, unter König Bells Vasallen der mächtigste, hat seit alter Zeit den Mungo-Fluß bis nach Mbundju aufwärts ausgebeutet. Um wie große Summen es sich hierbei handelt, mag daraus entnommen werden, daß König Bell während meines Aufenthalts in Kamerun für 60- bis 80 000 ℳ Waren im mittlern Fluß-

gebiet aufgehäuft hatte und an einem Tage 11 Elefantenzähne im Gesamtwert von 7- bis 8000 ℳ zum Verkauf anbot.

Als große Schattenseite des Kamerun-Handels wird es betrachtet, daß die meisten handeltreibenden Neger nicht nur bei dieser oder jener Firma, sondern gleichzeitig bei allen am Kamerun-Fluß vorhandenen Kaufmannshäusern einen übermäßig hohen Credit in Anspruch genommen und erhalten haben. Von dem Wunsch erfüllt, möglichst viel Oel und Elfenbein zu erhalten, pflegen die Kaufleute jedem zu seinen Buschleuten reisenden Händler solch große Vorschüsse in Waren zu geben, daß einem etwa erwünscht werdenden Abbruch der Geschäftsverbindungen allein schon die Höhe der Forderung, die mit Gewalt gar nicht eingetrieben werden könnte, im Wege steht. Zwar würde es nach den Rechtsbegriffen der Schwarzen erlaubt sein, sich der Person eines zahlungsunlustigen Schuldners zu bemächtigen; thatsächlich aber wird grade in Kamerun von dieser ultima ratio fast niemals Gebrauch gemacht. Und ob das Borg- oder nach kaufmännischem Sprachgebrauch das trust-System überhaupt vollständig abgeschafft werden könnte, wird grade von den einsichtigern Kaufleuten bezweifelt.

Eine andere Frage ist diejenige der Ablösung jener Kumi (englisch Coomic) genannten Abgaben, welche zur Zeit noch immer an König Bell, König Acqua, Jim Equalla und den Häuptling Lock Prisso bezahlt werden müssen. Die in dieser Form von den acht Kaufmannshäusern des Kamerun-Flusses entrichteten Summen sind gar nicht unbedeutend, wie man schon daraus entnehmen kann, daß die Firma C. Woermann für ihre Factorei bei Bells Dorf 80 Kru an König Bell und 10 Kru an König Acqua, für die Factorei bei Acquas Dorf 80 Kru an König Acqua, für die Factorei bei Dido-Dorf 50 Kru an Jim Equalla sowie außerdem noch 10 Kru an Lock Prisso und 50 Kru an die Bimbia-Häuptlinge zu zahlen hat. Hulks besitzt die Firma Woermann zur Zeit nicht mehr, und auch die übrigen Häuser gehen in dem Grade, wie ihre Hulks untauglich werden, immer mehr dazu über, Factoreien am Lande zu errichten.

Die Schiffe der vereinigten englischen Dampfergesellschaften (African Steam Ship Company und British and African Steam Navigation Company), die früher fast ausschließlich den Handelsverkehr von Kamerun vermittelten, pflegen neuerdings nur noch etwa alle 3 Wochen zu erscheinen. Wahrscheinlich werden binnen

kurzer Zeit die deutschen Dampfer das Feld für sich allein haben. Die nächste Folge dieses Umschwungs war allerdings die, daß die ohnehin schon sehr unbefriedigenden Postverhältnisse sich eher noch verschlechtert als verbessert haben. Gabun ist in dieser Hinsicht sehr viel besser gestellt, denn es bezieht seine Briefpost von der portugiesischen Insel S. Thomé, wo die vom Staate unterstützten portugiesischen Dampfer allmonatlich mit sehr kurzer Fahrzeit von Europa her und mit großer Regelmäßigkeit eintreffen.

Daß der Kamerun-Fluß nicht bloß in politischer Hinsicht deutsch ist, möge man aus nachstehenden Angaben über den Schiffahrtsverkehr entnehmen.

Im Jahre 1883 sind in den Kamerun-Fluß eingelaufen 15 deutsche Dampfer mit 20 035 Tons, 15 englische Dampfer mit 20 963 Tons, 2 deutsche Segler mit 726 Tons und 6 englische Segler mit 2052 Tons. Ausgelaufen sind 14 deutsche Dampfer mit 19 309 Tons, 13 englische Dampfer mit 18 229 Tons, 1 deutscher Segler mit 398 Tons und 3 englische Segler mit 1049 Tons. Im Jahre 1884 sind in den Kamerun-Fluß eingelaufen 27 deutsche Dampfer mit 37 791 Tons, 21 englische Dampfer mit 29 450 Tons, 1 deutscher Segler mit 1600 Tons und 7 englische Segler mit 2005 Tons. Ausgelaufen sind aus dem Kamerun-Fluß im Jahre 1884 26 deutsche Dampfer mit 36 901 Tons, 20 englische Dampfer mit 28 898 Tons, kein deutscher Segler und 6 englische Segler mit 1836 Tons. Kriegsschiffe irgendwelcher Nationalität sind bei dieser Aufstellung nicht mit einbegriffen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Handel unserer westafricanischen Besitzungen einen ganz gewaltigen Aufschwung nehmen würde, wenn es gelänge, Plantagen anzulegen und in befriedigender Weise die jetzt noch so große Schwierigkeiten bereitende Arbeiterfrage zu lösen. Africa in seinem gegenwärtigen Zustande kann kaum als ein reiches Land bezeichnet werden. Nicht als ob der Boden besonders unfruchtbar und das Klima jeder Cultur feindlich wäre. Aber es gibt kaum ein anderes Land, das im Verhältnis zu seiner Größe so sehr wenig für den Welthandel liefert wie grade Westafrica. Man gehe die außereuropäischen Länder der Reihe nach durch und man wird finden, daß ein jedes derselben einen oder mehrere Stapelartikel besitzt, Australien seine Wolle, Brasilien den Kaffee, der Laplata die Häute, Peru den

Guano u. s. w. Aber betreffs Westafricas würde man vergeblich nach Stapelartikeln suchen, denen auch nur annähernd eine ähnliche Bedeutung beigelegt werden könnte. Höchstens würden hier Palmöl, Kautschuk und Elfenbein zu nennen sein. Aber das Schlimme an der Sache ist, daß die Production von Kautschuk stationär bleibt und diejenige von Elfenbein in nicht allzu ferner Zeit ganz aufhören wird. Diese verhältnismäßige Armut Westafricas steht in schreiendem Gegensatz zu dem beinahe übertrieben lebhaften Interesse, welches Europas Nationen seit Stanleys großer Reise und namentlich seit den Besitzergreifungen Deutschlands grade diesem Teile der Erdoberfläche zugewandt haben. Wie oben erwähnt, ist die Ursache der verhältnismäßigen Unproductivität Westafricas weder in der Unfruchtbarkeit des Bodens noch in der Ungunst des Klimas, noch auch, wie ich gleich hinzufügen will, in Bevölkerungsmangel oder allzu großer Schwächlichkeit der Bevölkerung zu suchen. Aber die Neger sind, sich selbst überlassen, ein ziemlich unproductives Volk, dessen Sinn weit mehr darauf gerichtet ist, Güter umzutauschen als Güter zu erzeugen. Es ist bezeichnend für die Faulheit der Negerrasse, daß sie niemals den Versuch gemacht hat, jene Tabakpflanze, deren Blätter doch bis weit ins Innere hinein über alles geschätzt werden, selbst anzupflanzen. Einstweilen wird Tabak, der gewiß auch sonst vielfach gut gedeihen würde, bloß auf Fernando Po und an einigen wenigen Stellen der portugiesischen Besitzungen gepflanzt. Daß Weiße sich noch nicht mit dem Tabakbau abgegeben haben, ist insofern erklärlich, als überhaupt erst an einem halben Dutzend Puncten Westafricas schüchterne Erstlingsversuche mit Pflanzungen gemacht worden sind. Aber die Eingebornen sollten sich einen so lohnenden Erwerbszweig doch nicht haben entgehen lassen. Einen noch schlagendern Beweis liefert die Thatsache, daß, nach dem äußern Anschein zu urteilen, dieses ungeheure, Europa an Größe übertreffende Gebiet kaum hinreichend Hühner, Schafe und Ziegen erzeugen würde, um das Leben einiger Hundert an der Küste wohnender Europäer zu fristen. Welche Mühe kostet es bisweilen einem unter Tausenden von Schwarzen lebenden Europäer, auch nur ein paar Hühner oder Eier aufzutreiben. Thatsächlich leben ja auch die Weißen zum überwiegenden Teil von europäischen Conserven. Nach solchen Anzeichen urteilend, sollte man beinahe zu dem Schlusse kommen, daß Westafrica blutarm wäre. Dem

ist nicht so. Mit verhältnismäßig geringer Mühe könnten hundertmal mehr Lebensmittel erzeugt werden, als dies heutigen Tages der Fall ist. Zwar darben zu Zeiten auch die Neger, aber sie darben, weil sie zum Arbeiten zu faul sind.

Soll Westafrica das ihm entgegengebrachte Interesse und all die hochgespannten Erwartungen Europas rechtfertigen, so muß, da von mineralischen Reichtümern bisher noch nichts bekannt geworden ist, eine ausgiebigere Cultur des Bodens platzgreifen, sei es, daß man Plantagen anlegt, sei es, daß man durch Erziehung und Zwang die Neger selbst zu energischerm Ackerbau anhält. Einer bessern Ausnutzung des Landes durch die Neger selbst steht am meisten die Thatsache im Wege, daß der Schwarze nur grade so viel arbeitet, wie zu seinem Lebensunterhalt durchaus notwendig ist. Immerhin darf man, da der Neger sehr gern Geld verdient, annehmen, daß er die eine oder andere Cultur einer Pflanze, die er an der Küste guten Ertrag abwerfen sähe, auch seinerseits nachahmen würde. Er würde dabei eine um so größere Energie entfalten, je mehr er bereits dem Gebrauch europäischer Industrie-Erzeugnisse unterthan geworden ist. Immerhin wird die Cultur Africas, soweit sie den Schwarzen allein anvertraut bleibt, bloß mit Schneckenschritten vorwärts gehen. Was uns, seit wir selbst Besitzungen in Westafrica erworben haben, in erster Linie interessiren muß, dürfte die Frage sein, ob und in welchem Grade sich dieses Land zum Plantagenbau eignet.

Die Frage ist unendlich viel verwickelter und schwieriger zu lösen, als es den Anschein hat. Ein Beispiel möge das veranschaulichen. In sehr vielen Gegenden Westafricas findet man wildwachsenden Kaffee. Man hätte also allen Grund zu der Annahme, daß Westafrica sich ganz besonders zur Kaffeecultur eignen würde. Aber von den vielen auf dieser Voraussetzung begründeten Unternehmungen sind bloß diejenigen, die sich auf Liberia, die Insel S. Thomé und die portugiesische Colonie Angola beziehen, halbwegs geglückt, alle übrigen dagegen mit großen Verlusten gescheitert. Ich verweise bloß auf die Mißerfolge Woermanns und der katholischen Mission in Gabun. Aehnlich könnte es mit andern Culturarten gehen. Westafrica ist in Bezug auf Plantagenbau ein völlig unerprobtes Land. Die Annahme, daß Westafrica, weil es unter demselben Himmelsstrich liegt und auf einigen Strecken eine ähnliche Bodenbeschaffenheit hat wie Java, nun auch eine



Woermannsche Factorei bei König Acquas Stadt. (Aus der Gartenlaube.)

ähnliche Fülle von Naturerzeugnissen hervorbringen müßte, diese Annahme würde ganz irrig sein. Aber ebenso wenig sollte man der Hoffnung entsagen, irgend eine Culturpflanze zu finden, der Westafricas Bodencultur ebenso gut zusagt wie der Oelpalme.

Betreffs der Oelpalme ist es erwiesen, daß sie beinahe in allen Teilen Westafricas mit überraschender Ueppigkeit besser als irgendwo sonst auf der Erde gedeiht und einen unerwartet reichen Ertrag abwirft. Père Stoffel, der erfahrene Landwirt der katholischen Mission zu Gabun, geht so weit, zu behaupten, daß die Cultur der Oelpalme überhaupt für Westafrica die lohnendste sein würde. Die Anpflanzung erfordere wenig Arbeit und, wenn ausgewachsen, gebe jeder Baum ohne alle Pflege einen Jahresertrag von 5 bis 6 Franken. Thatsächlich geht man ernstlich mit dem Gedanken um, auf der Woermannschen Plantage in Gabun auch Tabak und Oelpalmen anzupflanzen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Westafrica das Vieldutzendfache jener Oelpalmen, die es jetzt trägt, ernähren könnte. Für diese Cultur eignet sich aller und jeder Boden, sodaß nicht erst lange gewählt und erprobt zu werden braucht.

Auch Kaffee würde gewiß in manchen Gegenden vortrefflich gedeihen. Aber das ist eine Sache, die des nähern Studiums und ausgedehnter Versuche bedarf. Unter den Gründen, die ich für den verhältnismäßigen Mißerfolg der Woermannschen Farm habe anführen hören, geht der einleuchtendste dahin, daß der Boden nicht tiefgründig genug gewesen und die lange Pfahlwurzel des Baumes nach mehrjährigem Wachstum auf den Fels aufgestoßen sei. Auf Fernando Po und in Victoria hat man sehr gute Erfahrungen mit Cacao gemacht, und meine persönliche Ansicht geht dahin, daß dieses ertragsfähige und gut rentirende Culturgewächs sich für den verwitterten und humusreichen Lavaboden des mit Regen fast überreichlich bedachten Kamerun-Gebirges am besten eignen würde. Jedenfalls würde die Frage: „Welche tropische Culturgewächse eignen sich am besten für unsere westafricanischen Besitzungen?“ eines nähern Studiums vollauf wert sein.

Schwieriger ist die Beantwortung der Frage, wie und woher man die nötigen Arbeitskräfte beschaffen sollte. Im Vergleich zu europäischen Verhältnissen ist die Bezahlung der Negerarbeit eine unverhältnismäßig hohe, was um so seltsamer erscheinen dürfte, da das Negerland seit den ältesten historischen Zeiten als die classische

Heimat der besten und kräftigsten Arbeiter gegolten hat. Aber es darf nicht vergessen werden, daß bis vor wenigen Jahrzehnten der Neger, der überhaupt arbeitete, zur Arbeit gezwungen wurde, während man ihn jetzt erst durch allmähliche Entwicklung seiner Bedürfnisse zu nützlicher Thätigkeit heranziehen muß. Die Kamerun-Leute wollen, durch den aus dem Handel sich ergebenden reichlichen Verdienst verwöhnt, für den bisher üblichen Tagelohn von 2 ℳ (bei freier Kost) kaum mehr arbeiten. Die Lotsen zahlen ihren Ruderern bei freier Kost $3^1/_2$ ℳ täglich (allerdings in Waren, nicht in Geld), und mir ist es mehrfach, wenn ich ins Innere vordringen wollte, recht schwer geworden, selbst für einen Tagelohn von 5 ℳ die benötigte Anzahl von Trägern und Ruderern anzuwerben. Es wäre im höchsten Grade wünschenswert, wenn Deutschland, welches schon ziemlich viel tropischen Plantagenboden in Westafrica besitzt, nun auch ein Arbeiter erzeugendes Land, wie es deren in Africa mehrere gibt, erwerben könnte. Da es der Concurrenz wegen immer schwieriger wird, die nützlichen Kru-Leute anzuwerben, so beabsichtigte man in Kamerun, eine geeignete Person nach Loanda zu schicken, um dort Kabinda-Leute in Dienst zu nehmen.

Capitel VIII.

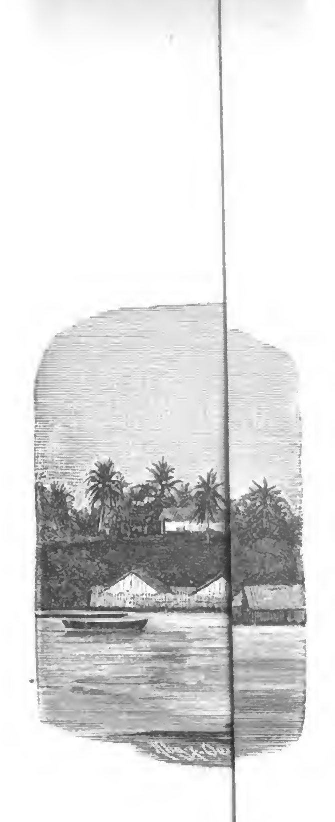
Wert und Zukunft der deutschen Besitzungen in Westafrica.

(Ist Westafrica arm oder reich? — Die Arbeiterfrage ist die Frage der Zukunft von Westafrica. — Vier Arten von unfreiwilliger Arbeit. — Die wenigen schon jetzt vorhandenen Plantagen. — Der fruchtbare Lavaboden des Kamerun-Gebirges. — Cacao, Kaffee, Oelpalmen und Kautschuklianen. — Geographische Entdeckungen haben dem Handel bisher sehr wenig genutzt. — Hohe Transportkosten. — Was kann zur Hebung des Handels geschehen?

Beim Bereisen fremder Continente wird man bald gewahr, daß die Bewohner eines jeden Landes stets auf ein anderes als das reichere und schönere verweisen. Bewundert man in Niederländisch-Indien die herrliche Tropenvegetation und spricht von dem Reichtum des Landes, so heißt es, Südamerica und namentlich Brasilien müsse noch schönere Wälder besitzen und auch besseren Verdienst geben als Indien, wo die Geschäfte sehr schlecht gingen. Als ich dann nach Brasilien kam, vernahm ich auch nur Klagen, und wenn ich mich in die Wunder des Pflanzenwuchses vertiefte, hörte ich mehrmals so etwas wie, daß Westafrica, von woher die Negersklaven gekommen, denn doch noch ein üppigeres Land sei. Und was sagte man mir auf Schritt und Tritt, als ich ungefähr ein Jahr lang in Westafrica verweilt hatte? Daß Westafrica ein ganz trostloses Land sei, und zwar nicht allein in Bezug auf das Klima. Dieser kärgliche Pflanzenwuchs könne doch unmöglich mit den Urwäldern von Brasilien und Indien verglichen werden, und

wenn von reichen Gegenden die Rede sein solle, so dürfe Westafrica, das durch und durch arm sei, gar nicht mitzählen. Man sieht, daß wir uns hier in einem Kreise bewegen. Wer das schönste und reichste Land suchen wollte, würde, wenn er solchen Aussagen glauben wollte, von Indien nach Brasilien, von Brasilien nach Westafrica, von Westafrica wieder nach Indien u. s. w. geschickt werden. Schon hieraus kann man ersehen, daß den Angaben der in diesen überseeischen Ländern angesiedelten Europäer, die ja größtenteils über die andern Tropenländer nicht durch Augenschein urteilen können, nicht zu trauen ist. Jedermann glaubt, wenn das Tropenland, welches er sich zur Laufbahn erkoren hat, all den gelesenen Schilderungen und all den hochgespannten Erwartungen nicht entspricht, daß es doch anderwärts besser sein müsse. Anderseits gibt es hinwiederum Länder — ich nenne nur die Vereinigten Staaten, Argentinien, Chile oder in Africa den Congo, das Capland u. s. w. —, deren sich die Speculation des weißen Mannes bemächtigt hat und von denen nun mit allen Hülfsmitteln der Reclame ein Bild entworfen wird, das der Wirklichkeit so wenig gleicht wie ein Pferd einem Esel. Der Leser oder der Reisende, der ein gerechtes und unbefangenes Urteil zu gewinnen sucht, möge sich merken, daß der Wert von Reclameländern stets übertrieben, derjenige von Ländern, an denen die Reclame kein Interesse hat, stets zu niedrig angeschlagen zu werden pflegt.

Wie nun steht es mit Westafrica, das mit einziger Ausnahme des Congo-Gebiets bis jetzt noch kein Reclameland geworden ist? Daß, wenn man drei Länder wie Insel-Indien, Brasilien und Westafrica nebeneinander stellt, in Bezug auf Ueppigkeit, Fruchtbarkeit, Reichtum und Annehmlichkeit des Lebens Java den ersten, Brasilien den zweiten und Westafrica erst den dritten Rang einnehmen würde, unterliegt keinem Zweifel. Aber sind Java oder die Südprovinzen von Brasilien stets gewesen, was sie heute darstellen? Westafrica ist noch ein wildes, rohes, ungeschlachtes, fast möchte man sagen, barbarisches Land, von dem durchaus nicht erwiesen ist, daß sich nicht etwas ähnliches daraus machen lassen könnte. Liest man die trübselige Entwicklungsgeschichte Javas sowohl wie Brasiliens, hört man von dem heimtückischen, vielgefürchteten Klima Batavias oder Rio de Janeiros, so sagt man unwillkürlich zu sich selbst: „das muß doch damals grade so gewesen sein, wie es noch heute in Westafrica ist“. War nicht das mörderische Batavia ehe-



dem so verrufen, daß man es für die schlimmste Pesthöhle der Erde hielt, daß dorthin zu gehen beinahe als sicherer Tod galt? Und was ist Batavia heute? Eine mit allem Comfort versehene, so zu sagen europäische Stadt, in der man eben so angenehm, bequem und sicher lebt wie im Haag oder in Brüssel. Wer sich etwa unwohl fühlen sollte, fährt auf der Eisenbahn nach Buitenzorg, wo er italienisches Frühlingsklima, oder mit Postwagen noch höher hinauf, wo er deutsches Klima hat. Das alles nimmt ein paar Stunden, höchstens einen Tag in Anspruch. Ich habe dieses Beispiel angeführt, um zu zeigen, wie gründlich durch ausdauernde Arbeit die Verhältnisse sich ändern können.

Westafrica ist weder so arm und so unfruchtbar, wie die im Lande Lebenden, noch so reich und so üppig, wie die Fernstehenden es schildern. Es ist ein unbehauener Balken, von dem die Axt des Zimmermanns bisher höchstens ein paar kleine Splitter abgeschlagen hatte. Daß der europäische Mensch, als er zuerst Tropen-Colonieen schuf, sich die besten, am leichtesten zu bewirtschaftenden Länder ausgesucht hat, daß an dem, was heute noch übrig ist, irgend ein Haken sein muß, liegt auf der Hand. Aber ist der Kern einer harten Nuß etwa um dessentwillen schlechter, weil die Schale etwas dicker war? Die Verhältnisse Westafricas stellen der Cultur manche Hindernisse in den Weg, die bei andern Tropenländern nicht vorhanden sind. Trotzdem erscheint es fast unglaublich, daß in dicht vom Meer umschlossenen Gebieten, wie Fernando Po und das Kamerun-Gebirge, in Gebieten, deren Boden meines Erachtens von keinem andern auf der Erde an Fruchtbarkeit übertroffen wird, fast die gesamte Thätigkeit der weißen Rasse sich auf einen in kleinem Umfange betriebenen Tauschhandel beschränkt. Und das, während die ganze civilisirte Welt nach neuen Feldern für ihren Thätigkeitsdrang zu dürsten scheint. Ich kann mir diesen Widerspruch nicht anders erklären, als durch den mehr als schlechten Ruf Africas einerseits und durch den Mangel an geeigneten Arbeitern anderseits.

Es ist eine der seltsamsten Thatsachen, daß jenes selbe Land, welches, als noch die Gesetze der Sklaverei galten, für die ganze tropische Culturwelt ein unübertreffliches und unübertroffenes Arbeitermaterial nicht bloß zu Tausenden, sondern zu Millionen geliefert hat, daß dieses selbe Land jetzt, nachdem die Sklaverei unter sogenannten civilisirten Menschen aufgehört hat, nicht einmal mehr

imstande ist, auch nur die Handvoll Arbeiter für ein paar winzige Plantagen zu stellen. Ich wage die Behauptung aufzustellen, daß die Arbeiterfrage die Frage der Zukunft von Westafrica ist. Wo, wie in den portugiesischen Colonieen, die Sklaverei in anderer Form und unter anderm Titel fortlebt, vermögen trotz klimatischer Verhältnisse, die nicht viel günstiger als diejenigen von Ober-Guinea sind, Pflanzungen zu gedeihen. Aber wie die Länder von Ober-Guinea noch zu unsern Lebzeiten einer höhern Cultur entgegengeführt werden könnten, falls man nicht zu diesem oder jenem System von Zwangsarbeit übergeht, vermag ich nicht einzusehen, es sei denn, daß von andern Arbeitsmärkten her Arbeiter eingeführt würden. Chinesen würden nach den Erfahrungen, die man in andern tropischen Ländern gemacht hat, hinsterben und auch wohl kaum nach Westafrica herausgelockt werden können. Indische Kulis, mit denen die englische Colonialregierung nach manchen Ländern, wie z. B. nach Westindien, einen ausgiebigen Handel treibt und die betreffs ihrer Bestimmungsorte nicht so wählerisch sind wie die Chinesen, mögen sich schon besser eignen, da sie von Haus aus an ein eben so warmes und feuchtes Klima gewöhnt sind.

Aber es wäre doch im Grunde genommen höchst lächerlich, wenn Africa, der größte und seit urdenklichen Zeiten der gradezu classische Arbeitsmarkt der ganzen civilisirten Welt, von andern kleinern und viel unbedeutendern Arbeitsmärkten her Arbeiter bezöge. Und das alles um jenes fadenscheinigen Vorwandes der Humanität willen, der ja doch auf die eine oder die andere Art umgangen werden muß. Denn es ist eitel Heuchelei und Phrase, daß wir, bloß um das Los der Neger zu verbessern, nach Africa kämen. Wenn eine Verbesserung des Loses der Eingebornen sich eben so wie unter der Herrschaft der Niederländer in Indien als Folge ergibt, so ist das schon etwas ganz Außerordentliches und Vorzügliches. Aber zunächst kommen wir um unsrer selbst willen, wir kommen, weil die stets wachsenden Bedürfnisse unsrer hoch gediehenen Cultur uns zu solchen Eroberungszügen nötigen.

Seit die Sklaverei unter den Nationen Europas nicht mehr für recht anständig gilt, sind von verschiedenen Völkern verschiedene Versuche gemacht worden, sie entweder durch andere Formen von Zwangsarbeit zu ersetzen oder sie unter anderm Namen und einem neuen, ihre Blöße bedeckenden Gewande weiter fortleben zu

lassen. Sehen wir uns diese Versuche etwas näher an! Das Ziel ist, die allen Naturvölkern und halbgebildeten Völkern gemeinsame Arbeitsscheu zu überwinden. Sogenannte Naturvölker wie die Neger, die aber doch auch eine in ihrer Art gar nicht so niedrige Stufe der Cultur erklommen haben, solche Naturvölker leisten, wenn sie sich selbst überlassen bleiben, nur dasjenige Maß von Arbeit, welches eben knapp zur Fristung ihres Lebens ausreicht. Von Negern, welche Gebiete so groß wie Deutschland oder Frankreich bewohnen, kann man bisweilen bloß mit Mühe soviel Hühner, Bananen u. s. w. erstehen, als ausreichen würde, um einigen Europäern das Leben zu fristen. Nun läßt sich von den Negern durchaus nicht behaupten, was von den nordamericanischen und einigen südamericanischen Indianern gesagt worden ist, nämlich daß sie zum Arbeiten zu schwach seien. Im Gegenteil! Der Neger eignet sich, wie das ehemalige Beispiel der Südstaaten der nordamericanischen Union beweist, wie keine andere Menschenrasse zur Feldarbeit unter tropischer Sonne. Aber als Lohnarbeiter würden die meisten Neger solche Arbeiten um keinen Preis, den man ihnen füglich geben könnte, verrichten, und zwar einesteils, weil sie zu faul sind, und andernteils, weil sie, die eigene geringe Feldarbeit aus Faulheit ihren Weibern überlassend, sich daran gewöhnt haben, diese Feldarbeit als etwas Niedriges, Entehrendes, tief unter ihrer Würde Stehendes anzusehen. Der Neger ist, milde ausgedrückt, nicht weniger habgierig als der Europäer. Aber anstatt seine kräftige Musculatur anzustrengen, zieht er es vor, seinen Durst nach Erwerb im Schacher mit den wenigen ohne Arbeit oder mit wenig Arbeit zu gewinnenden Ausfuhrproducten zu befriedigen. Wie also hat man solche Leute wie die Neger — und deren gibt es mutatis mutandis unter allen Rassen und in allen Erdteilen — zur Arbeit herangezogen, ohne sie zu Sklaven zu machen? Mir sind, da ich doch so ziemlich die ganze bewohnte Erde durch Augenschein kennen gelernt habe, vier Systeme aufgefallen, von denen das eine der Sklaverei bloß einen andern Namen gibt, während die drei übrigen andere Formen der nicht freiwilligen Arbeit an die Stelle der Sklaverei setzen.

Das ersterwähnte System, welches wie gesagt nichts anderes als verkappte Sklaverei ist, blüht in den portugiesischen Besitzungen von Africa und namentlich von Nieder-Guinea. Die Ansammlung

der Sklaven geschieht wie in allen bedeutenden Sklaven-Ländern durch die im Binnenlande abgehaltenen Sklaven-Jagden. Auch werden die Sklaven — Männer, Weiber und Kinder — vermittelst Karawanen in der oft beschriebenen Weise zur Küste befördert. Sobald sie sich der Grenze des portugiesischen Culturgebiets nähern, empfängt sie einer der überall auf vorgeschobenen Posten stationirten Regierungsbeamten, welche das ausschließliche Recht haben, den Verkauf der Sklaven an diejenigen, welche sich ihrer Dienste bemächtigen wollen, zu vermitteln. Von jetzt ab beginnt das, was man die gesetzliche Regelung der Sklaverei nennen könnte. Für einen bestimmten, an die Colonial-Regierung zu zahlenden Kopf-Preis werden Verträge aufgesetzt, laut deren dieser oder jener Pflanzer diese oder jene Anzahl von „contractados“ — so heißen die portugiesischen Sklaven — auf 5 Jahre zu dem und dem Lohn in Dienst nimmt und sich verpflichtet, sie nach 5 Jahren wieder in ihre Heimat zurück zu befördern. Damit ist dem Gesetze und den etwanigen Reclamationen anderer europäischer Mächte genügt, aber wenn man sich näher nach dem gezahlten Lohn erkundigen wollte, so würde man ausgelacht werden. Ebensowenig denkt irgend jemand daran, die Leute nach 5 Jahren in ihre Heimat zurück zu befördern, was auch schon um dessentwillen unmöglich sein würde, weil alle Sklaven Heimatlose sind. Man denke sich die Rücksendung eines aus dem Innern Africas stammenden Sklaven, dessen Dorf längst niedergebrannt ist. Sollte man etwa für jeden von ihnen eine Expedition entsenden, die Hunderttausende kosten würde? Und anders dürfte die Rücksendung wohl kaum möglich sein. Ein Sklave, der auf eigene Faust die Heimreise unternähme, würde schon bald wieder aufgegriffen oder aber erschlagen werden.

Nun ist es allerdings nicht zu leugnen, daß die portugiesische Regierung doch auch in mancher Hinsicht gut für die Leute sorgt, so z. B. indem sie dieselben vor Mißhandlungen schützt und indem sie — aber dies letztere vielleicht auch bloß im eigenen Interesse — die Ausfuhr aus portugiesischem Colonial-Gebiet untersagt. Das also ist das portugiesische System, bei dem die Leute, welche einmal Sklaven geworden sind, beständig und ohne jemals einen Pfennig Lohn zu erhalten, in der Sklaverei bleiben, aber im übrigen gut behandelt werden. Gewisse Anklänge an diese Form der Sklaverei besitzt der Handel mit freien Arbeitern, wie z. B.

Chinesen, Kulis, Südsee-Insulanern u. s. w., wie er zuerst von Engländern und Franzosen und dann auch von beinahe allen andern Nationen mit Einschluß der Deutschen betrieben worden ist. Die äußern Formen sind so ziemlich dieselben wie bei den Portugiesen. Der Unterschied besteht darin, daß erstens die Leute denn doch nicht ganz so unfreiwillig ihre Heimat verlassen, daß sie zweitens thatsächlich Lohn erhalten, und daß sie drittens, wenigstens in vielen Fällen, zur Heimat zurückbefördert werden. Von dort, wo Deutsche sich auf diese Art und Weise Arbeiter beschafft haben (namentlich für Samoa), hat man bloß Lobendes gehört, während bei den Engländern (so z. B. in Australien und in Westindien auf Trinidad) manche Roheit vorkommt. Ich will noch erwähnen, daß von allen bisher bekannten Mitteln, die Sklaverei zu ersetzen, dieses zweite System bloß von dem gleich zu erwähnenden dritten an Verbreitung übertroffen wird. Man findet die Anwendung dieses zweiten Systems in der ganzen Südsee, auf Neu-Seeland, in Queensland, in China und Indien, in Californien, in ganz Westindien und namentlich auf Trinidad, in Peru u. s. w. In Africa gibt es bloß einige verhältnismäßig kleine Volksstämme, aus denen Arbeiter auf die obenerwähnte Weise gedungen werden können. Und dabei hat dieses Dingen von freien Arbeitern in Africa noch einen ganz besondern Haken. Bei Kulis, Südsee-Insulanern u. s. w. hat durch die Lage der Verhältnisse (da die Kulis doch bloß halbe Sklaven sind) der Arbeitgeber die Oberhand und stellt die Bedingungen. Aber bei allen in Africa gedungenen freien Arbeitern mit einziger Ausnahme der Zanzibar-Leute, deren Unterthänigkeits-Verhältnis gegenüber ihrem Sultan sehr stark ausgeprägt ist, hat der zu mietende Arbeiter, sei er nun Kru, Haussa oder Kabinda, die Oberhand und stellt die Bedingungen. Und unter diesen Bedingungen pflegt eine der hervorragendsten diejenige zu sein, daß die Leute nicht zu Feldarbeiten benutzt werden wollen.

Das dritte System war nach dem ursprünglichen Entwurf, als die Engländer mit der Aufhebung der Sklaverei eine ungeheure Propaganda zu machen begannen, zum Ersatz der Sklaverei bestimmt, hat sich aber zu diesem Zweck als durchaus ungeeignet oder wenigstens durchaus unzureichend erwiesen. Dieses dritte System, welches das humanste sein sollte, ist von manchen Kritikern als das brutalste bezeichnet worden. Es verfolgt den Gedanken,

die Eingebornen an Bedürfnisse, wie z. B. Kleider, Rum, bessere Nahrungsmittel u. s. w., zu gewöhnen, bis sie, um diese Bedürfnisse zu erlangen, kein anderes Mittel mehr sehen als die Arbeit. Die Eingebornen sehr vieler Länder sind unter dem Einfluß der allzu schnell angewöhnten Bedürfnisse hinweggestorben, ehe sie sich zur Arbeit bequemt hatten, und die africanischen Neger, deren starke Natur allen auf sie einstürmenden Lockmitteln Europas mit Einschluß des Rums widerstand, haben sich bisher ohne viel Arbeit und fast bloß durch Schacher, worin sie dem schlauesten Europäer beinahe gleichkommen, alles, was sie bedurften, zu verschaffen gewußt. Daß die Angewöhnung von Bedürfnissen ein langsam wirkendes Mittel ist, um Eingeborne zur Arbeit zu erziehen, kann nicht geleugnet werden. Aber einesteils kann die Sache nicht nach Willkür beschleunigt werden und andernteils hat sie doch auch nicht immer den erwünschten Erfolg, sondern schlägt bisweilen ins grade Gegenteil um. Wie wir das auf Hayti, in Sierra Leone u. s. w. sehen, schlägt der halb civilisirte Neger der Arbeit erst recht ein Schnippchen, weiß seine Bedürfnisse doch zu befriedigen und ist viel unverbesserlicher als der echte und unverfälschte Natur-Neger.

Das vierte System steht nicht bloß geographisch vereinzelt, sondern überhaupt in seiner Art einzig da. Es ist von keiner andern Nation als von den Niederländern und in keinem andern Lande als in Insel-Indien cultivirt worden. Als die Holländer Indien eroberten, traten sie in alle Rechte der ehemaligen Sultane ein, die das Land als das ihrige betrachtet und die Eingebornen als Hörige für sich hatten arbeiten lassen. Die Holländer sagten nun zu den von alters her ans Arbeiten gewöhnten Javanesen: „Wir wollen euch all den Boden, auf dem ihr wohnt und den ihr bearbeitet, überlassen unter der Bedingung, daß ihr auf dem soundsovielsten Teil davon Kaffee pflanzt und das gewonnene Product zu dem und dem Preise an die Regierung verkauft. Außerdem müßt ihr noch gegen geringe Vergütung gewisse Frondienste leisten.“ Durch dieses System, bei dem die in gewissem Ansehen belassenen einheimischen Herrscher als Bundesgenossen der Weißen auftraten, sind Java, die Eingebornen und die Niederländer reich geworden. Leider ist die Durchführung dieses Systems (das neuerdings von den Holländern aus falscher Humanität fast bis zur Unkenntlichkeit durchbrochen und abgeschwächt worden ist)

an Vorbedingungen geknüpft, die kaum jemals wieder so vollständig wie auf Java zusammentreffen dürften. Immerhin wird man gewisse Einrichtungen dieses Systems, das besser gekannt zu sein verdiente, mit Nutzen auf fast alle andern Tropenländer anwenden können.

Was Kamerun anbelangt, so könnten, um die Arbeitsfrage für dort zu lösen, gewisse Seiten des zweiten, dritten und vierten Systems gleichzeitig angewandt werden. Bloß das erste System, bei dem Portugiesen sich immerhin wohl befinden mögen, bleibt für uns ausgeschlossen. Soweit das zweite System in Betracht kommt, würde es zweckmäßig sein, wenn wir uns durch Verträge oder Uebereinkünfte den einen oder andern Arbeitermarkt zu sichern suchten. Denn andernfalls könnte eine fremde Regierung der Verschiffung von Arbeitern solche Schwierigkeiten in den Weg legen, daß dieselbe ganz unmöglich würde. Mit der Zeit werden Leute, die heute noch der Feldarbeit abhold sind, sich auch hierzu bequemen. Aber dazu ist es notwendig, daß ihre Anwerbung und Verschiffung in geregelten Formen erfolge. Deutsche Colonial-Politiker sollten nie vergessen, daß zu tropischen Culturen Arbeiter ebenso gut gehören wie fruchtbarer Boden, daß letzterer heutzutage noch beinahe leichter zu beschaffen ist als erstere und daß ein Arbeiter lieferndes Land zum wenigsten ebenso viel wert ist wie eins, das fruchtbaren Boden in Hülle und Fülle, aber keine Arbeiter besitzt.

Für einen wenigstens teilweisen Erfolg des dritten Systems gibt es grade in Africa einige vielversprechende Präcedenzfälle. Ich glaube kaum, daß die Eingebornen sich freiwillig und ohne jeden Antrieb auf Pflanzungen, die man in ihrem eigenen Lande einrichtet, als Arbeiter verdingen werden. Man wird stets einen gelinden Zwang ausüben oder, weil alle Naturvölker in der Fremde besser arbeiten als daheim, Arbeiter aus einem andern benachbarten Lande beziehen müssen. Weit wahrscheinlicher ist es dagegen, daß die Neger, wenn sie sehen, daß in ihrem Lande angelegte Cacao-, Vanille- oder Tabakpflanzungen gut rentiren, auch ihrerseits zu solchen Culturarten übergehen werden. Damit wäre ja alles, was wir wünschen können, erreicht, denn nicht nur würde alsdann dem Handel durch den Versand der mannigfaltigern Producte ein größeres Feld eröffnet, sondern es würden auch die einmal ans Arbeiten gewöhnten Eingebornen im Verbrauch europäischer Industrie-Erzeugnisse vielleicht nur allzu schnelle Fortschritte machen.

Ist es schon eigentümlich genug, daß es in dem Continent an Arbeitern fehlt, der unter allen Erdteilen die größte Anzahl von muskelkräftigen Menschen besitzt und der seit Jahrhunderten fast ausschließlich alle für tropischen Ackerbau benötigten Arbeiter geliefert hat, so berührt es doch noch seltsamer, daß grade hier die mechanische Arbeit so sehr teuer, weit teurer als im hochcultivirten Europa zu stehen kommt. Auf Fernando Po und wo man sonst noch in Westafrica eine Ausnutzung des Bodens versucht hat, wird behauptet, daß kaum die allerwertvollsten Colonialproducte, wie z. B. Cacao, Kaffee, Vanille, Tabak u. s. w., die großen, mit dem Anbau verbundenen Unkosten und namentlich die hohen Arbeitslöhne ertragen könnten. Minder wertvolle Bodenerzeugnisse können, wenn sie in Westafrica gezogen werden, nicht mit dem Product anderer Länder concurriren. So z. B. gedeiht in einem großen Teil von Westafrica der Mais ganz ausgezeichnet, aber die Eingebornen bauen ihn bloß in geringer Menge und verkaufen ihn nicht billig genug, als daß die an der Küste lebenden Kaufleute damit auf dem Weltmarkt zu concurriren vermöchten. Ist also die Ausfuhr von Mais, wenn nicht ganz ausgeschlossen, so doch auf ein geringes Maß beschränkt, so steht die Ausfuhr von Arachiden oder Erdnüssen grade an der Grenze von Rentabilität oder Nichtrentabilität. An einigen Orten vermögen die Kaufleute Arachiden nur dann noch mit Vorteil auszuführen, wenn die Eingebornen dieselben geschält einliefern, was jedoch mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist. Der Grund, weshalb Producte, wie Mais und Erdnüsse, die in andern Ländern mit Vorteil angebaut werden, in Westafrica nicht rentiren, ist in der Höhe der Arbeitslöhne oder vielmehr darin zu suchen, daß die Eingebornen die wenigen zu ihrem Unterhalt nötigen Bedürfnisse auf leichtere Art als durch den Anbau von Mais und von Arachiden erlangen können. Thatsächlich liefert die ohne Pflege der Menschenhand gedeihende und ohne Pflege der Menschenhand Frucht treibende Oelpalme nicht bloß einen leichtern, sondern auch einen reichern Ertrag, als er sich mit den meisten in Westafrica gedeihenden Culturgewächsen erzielen ließe. Man vergegenwärtige sich nur, welche Mühe es in tropischem Lande kostet, für eine regelrechte Pflanzung das Feld zu roden und von Unkraut frei zu halten.

Wir sind in der Erörterung der Frage, wie die Arbeiterfrage für Westafrica gelöst werden könnte, beim vierten der oben er-

wähnten Systeme angelangt. Die Verhältnisse liegen in Kamerun insofern ganz anders als auf Java, als die Eingebornen hier niemals zum Arbeiten angehalten und auch niemals an strengen Gehorsam gewöhnt worden sind. Mit Ausnahme der wenigen absolut regierten Reiche, wie Dahome und Aschanti, ist die Stellung der Könige und Häuptlinge durchaus keine derartige, daß sie irgendeine Neuerung, wenn nötig mit Gewalt, durchzusetzen vermöchten. Immerhin können die Könige und Häuptlinge bei dem Bestreben, ihre Leute zur Arbeit heranzuziehen, nicht zu verachtende Bundesgenossen werden. Ich lasse dahingestellt, ob der Leichtsinn, mit welchem die Eingebornen ihren Grund und Boden verkaufen, etwa in dem Sinne ausgenutzt werden könnte, daß später, wenn sie, wie das wahrscheinlich ist, suchen werden, einen Teil des Landes zurückzuerlangen, der Grundbesitzer zu ihnen sagte: „Ja wohl, mit Vergnügen, aber dann müßt ihr auch entweder einen Teil eures Grundstückes mit der und der Culturpflanze bestellen oder ihr müßt mir allmonatlich so und so viel Tage Frondienste leisten." Ferner lasse ich es dahingestellt, ob man, sobald einmal an die Befreiung jener Sklaven gedacht werden sollte, die in den ebenen Teilen des Kamerun-Gebiets weit zahlreicher sind als die Freien, ob man dann diese Sklaven etwa durch ein Stadium der „Hörigkeit" hindurchgehen lassen sollte. In diesem Stadium könnte ein Teil ihrer Arbeitskraft nutzbringend zum allgemeinen Besten verwandt werden. In der That würde die außerordentlich große Anzahl der Sklaven für einen etwa beabsichtigten milden Arbeitszwang eine ähnliche Handhabe darbieten, wie die Holländer sie seinerzeit in der sklavenähnlichen Stellung der Javaner zu ihren Sultanen gefunden haben. Man könnte den Sklaven von Kamerun, falls sie einmal befreit werden sollten und alsdann, wie das wahrscheinlich ist, um Grundstücke bitten, sagen: „Da habt ihr sie, aber dafür müßt ihr arbeiten und Frondienste leisten. Wenn ihr nicht arbeiten und keine Frondienste leisten wollt, so bekommt ihr keine Grundstücke und müßt darben." Es sollte auch streng darauf gehalten werden, daß die etwa herauskommenden Missionare zur Arbeit ermahnen und auch in praktischer Hinsicht einen veredelnden Einfluß auf die Eingebornen ausüben.

Die Arbeiterfrage glauben wir im vorstehenden zur Genüge besprochen zu haben. Jene andere Frage, welcher Teil von Westafrica und welcher Teil der deutschen Besitzungen im besondern

sich am besten für tropische Culturen eignet, diese Frage wird schon eher gelöst werden können. Abgesehen von der Bodencultur der Eingebornen, die aber für die Ausfuhr bloß Palmöl, Palmkerne und Arachiden (Erdnüsse, arachis hypogaea) liefert, sind nur wenige Versuche gemacht worden, Westafrica durch Ackerbau auszunutzen. Die größte Energie hat man, begünstigt durch das vorhin erwähnte System der Sklaverei, auf der portugiesischen Insel S. Thomé entfaltet. Dann gibt es in Liberia eine Anzahl Kaffee- und Zuckerplantagen, die „civilisirten" Schwarzen gehören und von unfreien, dem Kru-Stamm angehörigen Negern, die man aber niemals Sklaven nennt, bewirtschaftet werden. Die Insel Fernando Po besitzt Cacao-, Vanille-, Tabak-, Kaffee- und Chinarindenbaum-Pflanzungen, wie ich kaum irgendwo schönere und üppigere gesehen habe. Da jedoch die wenigen einheimischen Arbeiter (Schwarze und deportirte Habanesen) im Verein mit den paar Kru-Leuten, die sich allenfalls noch nach Fernando Po (wo sie schlecht behandelt werden), verdingen, kaum zur Bewirtschaftung der bestehenden, wenig umfangreichen Plantagen, geschweige denn zu einer Ausdehnung derselben ausreichen, so ist wenig Aussicht vorhanden, daß die herrliche Insel, wenn sich nicht neue und unternehmendere Elemente ihrer annehmen, einen höhern Culturgrad als ihren gegenwärtigen erreichen könnte. Eine kleine und vortrefflich gedeihende, aber von den faulen Eingebornen ganz vernachlässigte Cacao-Plantage findet sich auch bei Victoria, am Fuße des Kamerun-Gebirges. Die Woermannsche Kaffee-Plantage bei Gabun hat wegen der ungünstigen Beschaffenheit des Bodens nicht den Erfolg gehabt, wie man ihn in Anbetracht der nach Hunderttausenden sich beziffernden Capitalien, die hineingesteckt worden sind, hätte erwarten sollen. Ein ebenso ungünstiges Ergebnis haben die französischen Missionare von Gabun zu verzeichnen gehabt. Diese vielerfahrenen Leute haben sich infolge dessen auf die Anpflanzung der einen mäßig reichen Ertrag abwerfenden Oelpalmen beschränkt. Etwas bessere Erfolge scheint auch mit andern Tropengewächsen die katholische Mission in Landana (an der Loango-Küste) erzielt zu haben. Am mittlern Congo (Katarakten-Bezirk), wo allerdings die öden, wasserarmen Halden dem Ackerbau bloß wenig Verlockendes darbieten können, sind bisher nur Mißerfolge zu verzeichnen gewesen. Am untern Congo, der ein klein wenig günstigere Aussichten zu eröffnen

scheint, wollen die Holländer jetzt, trotz der nicht allzu fruchtbaren Natur des Bodens, bei ihrer Factorei von Vista (zwischen Kabinda und Banana) einige Versuche anstellen. Noch weiter im Süden bei den Portugiesen finden wir ganz wie auf S. Thomé mit Sklaven bearbeitete Pflanzungen, die aber, da sie schon in einem andern Klima liegen und mit andern Arbeitskräften bewirtschaftet werden, als die übrigen Nationen sie sich beschaffen könnten, hier nicht in Betracht kommen.

Man braucht kein großer Kenner von Ackerbauverhältnissen zu sein, um die Behauptung wagen zu dürfen, daß in ganz West-africa jener vulcanische Gebirgszug, der das Kamerun-Gebirge, Fernando Po, Principe, S. Thomé und Annabom umschließt, den fruchtbarsten Boden darbiete. Ebenso wie die Gehänge des Aetna und des Vesuvs vor allen andern Teilen Italiens gesegnet sind, ebenso gedeiht auf der seit Jahrhunderten und vielleicht seit Jahrtausenden verwitternden Lava von Kamerun, Fernando Po und S. Thomé alles, was nur immer ein Tropen-Klima zu erzeugen vermag. In betreff der übrigen deutschen Gebietsteile möchte ich mich nicht mit gleicher Bestimmtheit und Zuversicht ausdrücken. Der rote Lehm des Togo-Landes ist unzweifelhaft recht fruchtbar, insofern, als Cocospalmen, Oelpalmen, Mandioka, Mais, Arachiden, Orangen, Ananas u. s. w. in Betracht kommen. Nebenbei wird der Ackerbau auch durch die Gestaltung und die ganz gleichförmige Beschaffenheit des Bodens erleichtert. Ob aber Cacao-, Kaffee-, Zucker- und Reis-Plantagen hier gedeihen würden, ist eine andere Frage, die zu entscheiden ich mich nicht getraue. Nach meinem persönlichen Gefühl würde ich die Frage eher bejahen, aber ich würde mich auch nicht allzusehr wundern, wenn es anders wäre. Der Flußbezirk von Kamerun ist, soweit der untere Lauf und das Mündungsgebiet der Flüsse in Betracht kommen, nicht bloß von Natur nicht sehr fruchtbares, sondern auch altausgesogenes Land, das bloß knapp für die Bedürfnisse einer sehr zahlreichen Bevölkerung von Eingebornen ausreicht. Je weiter flußaufwärts, desto fruchtbarer scheint das Land zu werden. Die Bedürfnisse der auch hier noch immer ziemlich dichten Bevölkerung bringen es mit sich, daß bis zu jener Grenze, wo die Flüsse aufhören, schiffbar zu sein, ein großer Teil alles bessern Bodens bereits dem Ackerbau unterthänig ist. Des weitern folgt dann mit Wald und Oelpalmen bestandenes Hügelland, über

dessen Beschaffenheit wir nur wenig Bescheid wissen. Im südlichen Kamerun-Gebiet (Klein-Batanga u. s. w.), wo das Gebirge an mehrern Stellen bis auf wenige Kilometer an die Küste herantritt, würden die Gehänge dieses Gebirges dem Ackerbau voraussichtlich bessere Aussichten darbieten als das übrigens auch recht fruchtbare Küstengelände. Die mit der Woermannschen Farm bei Gabun gemachten Erfahrungen — die auch bloß zum Teil ungünstige sind und jedenfalls zu weitern Unternehmungen anspornen — können für das Kamerun-Gebiet nicht im geringsten maßgebend sein. Soweit ich mich darüber zu unterrichten vermochte, wird der Boden desto schlechter und werden die Regenverhältnisse um so ungünstiger, je mehr man sich nach Süden gehend dem Congo nähert. Kein größerer Gegensatz als der zwischen den waldlosen, mit stachlichtem Schilfgras bestandenen Bergplateaux des Congo und der alles überwuchernden und beinahe erstickenden Vegetation des regenreichen Kamerun-Gebiets.

Sollte es nicht gelingen, Plantagen in Westafrica anzulegen — obwohl ich nicht den allerleisesten Zweifel habe, daß es gelingen wird —, so würde sich der Handel bloß verhältnismäßig langsam und innerhalb bestimmter beschränkter Grenzen befördern lassen. Die von Herrn Woermann in mehrern Vorträgen geäußerte Ansicht, daß ohne Plantagen der westafricanische Handel überhaupt keiner bedeutenden Steigerung fähig sei, vermag ich dagegen nicht zu teilen. Es hält sehr schwer und ist beinahe unmöglich, über die westafricanische Handelsstatistik auch nur annähernd richtige Angaben aus frühern Jahren zu erhalten. Trotzdem bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Anpflanzung von Oelpalmen und dem entsprechend die Production von Palmöl und Palmkernen einen großen Aufschwung genommen hat. Thatsächlich sind einer Vergrößerung der Oelpalmen-Pflanzungen und einer Steigerung der Oel-Production gar keine Grenzen gesteckt. Mit beiden könnte man sozusagen ad infinitum vorgehen. Denn Westafrica bietet solch ungeheure Landstrecken dar, auf denen die Oelpalme vortrefflich gedeiht, daß es mit Leichtigkeit den ganzen Bedarf unserer Erde an Fettstoffen befriedigen könnte. Es gibt wohl kaum ein anderes Gewächs, dem das westafricanische Klima so gut wie der Oelpalme (Elais guineensis) zusagte. Thatsächlich habe ich keine Landschaft und keine Bodengattung kennen gelernt, wo nicht die Oelpalme in üppigster Pracht gediehe. Und wenn

man sich vorstellt, daß von jenem Grund und Boden, auf dem die Oelpalme vortrefflich wachsen könnte, etwa ein Hundertstel ausgenutzt ist, so wird man zugestehen müssen, daß die Cultur dieses nützlichen Baumes noch einer großen Steigerung fähig ist. Auch könnte, wie mir allseitig versichert worden ist, bei nicht allzu großer Ermäßigung des Preises der europäische Markt noch ein sehr viel größeres Maß von Fettstoffen aufnehmen, als ihm jetzt schon zugeführt wird. Nun ist es allerdings richtig, daß der Einfluß, welchen die Weißen zur Zeit auf die Schwarzen ausüben, nicht im entferntesten ausreicht, um die letztern zu lebhafterer Thätigkeit und zu ausgedehntern Anpflanzungen anzuspornen. Aber die Verhältnisse drängen stärker als der directe Einfluß des weißen Mannes auf eine Vermehrung der Ausfuhrproducte hin. Man sollte in Anbetracht all des Ungünstigen, was über Westafrica gesagt zu werden pflegt, doch auch nicht vergessen, daß ungefähr die ganze Production an Palmöl, Palmkernen, Arachiden, Kautschuk u. s. w. oder doch wenigstens der allergrößte Teil dieser Production erst seit dem Aufhören der Sklavenverschiffung datirt. Früher beschränkte sich Westafricas Handel fast ausschließlich auf Sklaven und Elfenbein. Wenn also schon in wenigen Jahrzehnten die Production ihre heutige Höhe erreicht hat, warum sollte sie alsdann nicht auch einer fernern Steigerung fähig sein? Soviel ist allerdings richtig, daß die bisherige Steigerung der Production mit der gleichzeitigen Vermehrung der Firmen und der Factoreien durchaus nicht gleichen Schritt gehalten hat. Das ist der Grund, weshalb, und mit Recht, behauptet wird, daß in frühern Zeiten die Geschäfte einen bedeutend höhern Gewinn abgeworfen hätten als heute. Die Küste von Westafrica ist derartig mit Factoreien übersät, daß der Handel schon recht flott gehen oder sich noch bedeutend entwickeln muß, um auch nur die schon bestehenden Handelseinrichtungen gut rentiren zu lassen. Damit soll allerdings nicht gesagt werden, daß nicht auch manche (und wohl die meisten) Felder der Thätigkeit noch unbeackert sind und von neuen Firmen mit Vorteil in Angriff genommen werden könnten. Meine Ueberzeugung geht also dahin, daß die Eingebornen schon von selbst und durch das Anwachsen ihrer Bedürfnisse dazu genötigt immer mehr Oelpalmen anpflanzen werden. Desgleichen wird sich die Gewinnung von Kautschuk auf Gegenden, wie z. B. das südliche Kamerun-Gebiet

(Klein-Batanga u. s. w.), ausdehnen, wo sie bisher noch viel zu wenig bekannt ist. Das Kamerun-Gebirge bietet uns ein Beispiel dafür, wie dicht an der Küste gelegene, seit Jahrzehnten von weißen Kaufleuten bewohnte Gegenden doch so unbekannt bleiben konnten, daß man nicht einmal an die Ausbeutung ihrer Kautschuk-Lianen dachte.

Weniger gewiß als die Steigerung der Oel- und Kautschuk-Production, aber doch immerhin sehr wahrscheinlich ist es mir, daß der Ackerbau der Eingebornen in Zukunft mehr und mannigfaltigere Erzeugnisse liefern wird als bisher. Sind doch auch fast alle jene Culturpflanzen, denen der heutige Neger seine Nahrung entnimmt, wie z. B. Mandioka, Bananen, Erdnüsse, Mais u. s. w., erst seit wenigen Jahrhunderten von America her nach Africa gebracht worden. Wovon denn eigentlich die frühern Neger gelebt haben, vermag man sich heutigentags gar nicht mehr vorzustellen. Ich wenigstens habe im Togo- und Kamerun-Lande keine als Nahrungsmittel dienende Culturpflanze gesehen, die im Lande einheimisch wäre. Alles dies berechtigt wohl zu dem Ausspruch, daß der Handel an Umfang zunehmen wird und mit Naturnotwendigkeit zunehmen muß. Aber alles, was wir aufgezählt haben, eröffnet doch noch keine Aussichten auf eine solche Steigerung des Handels, wie andere Länder, z. B. Australien und einige südamericanische Republiken, sie gesehen haben. Eine solche Steigerung des Handels könnte eben nur durch die Anlage umfangreicher Plantagen bewirkt werden. Aussichten auf Entdeckung edler Metalle oder anderer schon fertiger und nicht erst zu schaffender Naturschätze scheinen kaum vorhanden zu sein. Was die Wälder Westafricas an edlen Hölzern — namentlich Ebenholz — darbieten, erfordert wegen des schwierigen Transports mehr Mühe, als die Production von Oel und Kautschuk. Und betreffs des Elfenbeins stimmen alle Kenner Africas darin überein, daß seine Ausfuhr sich binnen einer gewissen Zeit ganz gewaltig verringern werde.

Ueber den Wert, den die Erforschung bisher noch unbekannter africanischer Gebiete bestenfalls für den Handel haben kann, macht man sich in Europa ziemlich falsche und übertriebene Vorstellungen. Man kann ohne die Gefahr allzugroßer Uebertreibung behaupten, daß der Handel die Grenze jener Gebiete, aus denen bei den gegenwärtigen Verkehrsverhältnissen noch mit Vorteil Producte bezogen werden können, schon so ziemlich erreicht hat, und daß alle

Forschungen, selbst wenn sie eine genaue Generalstabskarte von ganz Africa schüfen, an dieser Thatsache doch nur wenig mehr zu ändern vermöchten. Africa besitzt nicht die weit ins Innere hineinreichenden schiffbaren Ströme Ostasiens oder Americas. Es stellt durch die Eigenart seiner Bodenbildung dem Straßenbau und dem Verkehr überhaupt ganz außerordentliche und kaum zu überwindende Schwierigkeiten in den Weg. Und vor allem besitzt es außer dem doch nur wenig in Betracht kommenden Elfenbein keinen einzigen Stapel-Artikel von so hohem Wert, daß derselbe, wie z. B. die Wolle Australiens, die Häute Argentiniens und der Kaffee Brasiliens, auch bedeutende Transportkosten vertragen könnte. Bei Kautschuk könnte trotz hochgesteigerter Transportspesen die Rentabilität wohl noch in Rede kommen, aber bei Palmöl, Palmkernen, Arachiden, Ebenholz und allen andern Massen-Erzeugnissen Westafricas ist sie, sobald längere Entfernungen von der Küste in Betracht kommen, ganz ausgeschlossen.

Die billigste Beförderungsweise für Waren ist in Westafrica, wo es keine Lasttiere gibt, die von den Eingebornen selbst gewählte, d. h. auf dem Rücken ihrer Weiber und Sklaven. Die Eingebornen verkaufen ihr Palmöl und ihre Palmkerne loco Factorei, ohne sich selbst oder den Weißen Rechnung darüber abzulegen, wie viel Zeit und Mühe der Transport bis zur Factorei gekostet hat. Wenn nun die Kaufleute ihre Factoreien weiter ins Innere hinein verschöben, würden sie selbst die Kosten des Transports bis zur Küste zu tragen haben. Dergleichen Transportkosten kommen aber, sobald der Weiße sich auf gedungene Träger verlassen muß, unendlich viel höher zu stehen, als wenn der Eingeborne selbst sie trägt. Diese Verkehrsverhältnisse bedingen es, daß die Grenze des noch mit Vorteil vom Handel auszubeutenden Landes nicht willkürlich weiter vorgeschoben werden kann. Am Congo kann man deutlich beobachten, wie, um ein Beispiel anzuführen, der Ort A noch mit Vorteil Palmöl zur Küste bringen kann, während schon bei dem 20 oder 30km weiter landeinwärts gelegenen Orte B die Rentabilität ganz ausgeschlossen sein würde. Der Küstenstreifen, aus dem solch schwere und geringwertige Producte, wie Palmkerne, Ebenholz, Arachiden, Mais u. s. w., noch mit Vorteil zur Küste geschafft werden können, ist sehr schmal, dann folgt ein etwas breiterer Streifen, innerhalb dessen sich die Ausfuhr von Palmöl, und ein sehr viel breiterer Streifen, innerhalb dessen sich die Aus-

fuhr von Kautschuk noch lohnt; und schließlich wäre Elfenbein zu erwähnen, das wahrscheinlich schon bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen aus dem tiefsten Innern heraus bis zur Küste gelangt, ja, sogar die Transportkosten quer durch den Continent hindurch ertragen könnte.

An diesen Verkehrs- und Handelsverhältnissen kann durch noch so großen einmaligen Aufwand von Energie nur wenig geändert werden, wie denn z. B. Stanleys und Brazzas Unternehmungen dem Handel nicht nur keine nennenswerten Vorteile gebracht, sondern ihm sogar, wie einige Leute behaupten wollen, durch Beunruhigung der Eingebornen und der Verkehrsstraßen sowie durch Störung des bisherigen Gleichgewichts zwischen verschiedenen Stämmen des Innern geschadet haben. Nur dadurch kann die Grenze der dem Handel unterthänigen Länder allmählich vorgeschoben werden, daß man herausfindet, wie weit manche bis jetzt kaum an der Mündung bekannte Flüsse schiffbar sind, daß man neue, wertvollere und höhere Transportkosten vertragende Producte aufzufinden sucht und die Eingebornen durch Vermehrung ihrer Bedürfnisse zu höhern Arbeitsleistungen anstachelt. So unterliegt es beispielsweise keinem Zweifel, daß nach und nach auch die Eingebornen des allerentferntesten Innern sich den Gebrauch von Manufacturwaren und sonstigen europäischen Industrie-Erzeugnissen angewöhnen. Aber da diese Waren bezahlt werden müssen, wird es den Eingebornen in einem noch so wenig ausgenutzten und doch auch von Natur nicht ganz armen Lande gewiß nicht an Mitteln und Wegen fehlen, um trotz aller Mühe, die der Transport verursacht, doch die eine oder andere als Bezahlung dienende Ware zur Küste zu schaffen.

Nun werden aber die vom Handel beackerten Gebiete nicht bloß durch natürliche, bloß schwer und langsam umzugestaltende Verhältnisse beschränkt und eingeengt, sondern vor allem auch durch den jedes gerechte Maß übersteigenden Eigennutz der an leichten Verdienst gewöhnten und den Handel monopolisirenden Küstenstämme. In dieser Hinsicht kann zur Hebung des Handels außerordentlich viel geschehen, und ich bezweifle nicht, daß, sobald alle willkürlichen, von Menschen geschaffenen Schranken entfernt sind, ein großartiger Aufschwung bemerkbar sein wird. Man vergegenwärtige sich bloß, daß jede Küste, jede Factorei von einem halben bis zu einem ganzen Dutzend Cordons der eingefleischtesten Schutzzöllner eingeschlossen ist. Jede dieser sechs bis zwölf Sippen will erpressen, so viel sie

nur kann, und sucht mit allen Mitteln der List und Gewalt den Verkehr des weißen Mannes — und sei er auch bloß ein Forschungsreisender — mit den weiter landeinwärts wohnenden Buschleuten zu verhindern.

Was Kamerun im besondern anbelangt, so wird der Einfluß der deutschen Regierung zunächst darauf gerichtet werden müssen, die Flüsse, soweit dieselben schiffbar sind, dem freien Verkehr ohne irgendwelche Abgaben an die Häuptlinge zu erschließen. Es ist das eine verhältnismäßig sehr leichte Arbeit, die aber doch schon gute Früchte tragen wird. In zweiter Linie kann man trachten, die Handelsstraßen nach einigen Hauptplätzen des Innern frei zu machen. Ist das Handelsmonopol erst einmal an einigen Stellen durchbrochen, so verlieren, wie das in der Natur der Sache liegt, die ganzen Handels-Cordons ihre den Handel schädigende Bedeutung. Ein größerer Dienst als die Wegräumung dieser elenden und für uns beschämenden Monopole kann dem Handel nicht geleistet werden. Unter dieser Wegräumung verstehe ich nicht etwa eine Abschaffung jener an die Könige und Häuptlinge zu zahlenden Abgaben, denen eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen ist. Ich verstehe darunter eine Abschaffung des von den Küstenstämmen willkürlich eingeführten Verbots, anders als mit ihnen oder durch ihre Vermittlung Handel zu treiben. Handel und Verkehr auch mit den entferntesten Buschleuten müßten vollkommen frei werden. Die Küstenstämme, welche jetzt den Handel monopolisiren und durch dieses Monopol die rechtmäßige Ausbreitung des Handels verhindern, müssen daran gewöhnt werden, anstatt ihres jetzigen leichten Broterwerbs noch fleißiger, sei es im Handel, sei es im Ackerbau, thätig zu sein.

Capitel IX.

Das Klima unserer westafricanischen Colonieen.

(Die Aerzte und ihre stets wieder verloren gehenden Erfahrungen. — Fieber, Blutarmut und Hautkrankheiten. — Es gibt keine Epidemieen. — Wie verschiedene Personen das Fieber vertragen. — Gutes Beefsteak wäre ein besseres Arzneimittel als Chinin. — Alles in allem ist die Sache durchaus nicht so schlimm, wie sie sich ansieht.)

Wenn ich als medicinischer Laie mir anmaße, über die Gesundheitsverhältnisse unserer westafricanischen Colonieen zu berichten, so schöpfe ich meine Berechtigung daraus, daß es wohl wenig Leuten in gleichem Grade wie mir vergönnt gewesen ist, nahezu alle Tropenländer aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, wie ich denn auch mit nahezu sämtlichen an der langgestreckten Küste Westafricas lebenden Aerzten das Thema dieses Capitels habe besprechen können.

Die westafricanischen Aerzte erzählten mir in vollständiger Uebereinstimmung des Urteils, daß sie von Europäern fast bloß wegen Fieber, Blutarmut und Hautkrankheiten zu Rate gezogen würden. Selbst Dysenterieen, die in andern Tropengegenden eine der gefürchtetsten Krankheiten sind, kommen hier nur verhältnismäßig selten vor. Aeußerst mannigfaltig sollen die zum Teil noch völlig unerforschten Krankheiten der Neger sein. Eine der gewöhnlichsten Ursachen bei massenhaften Sterbefällen, namentlich unter den Kru-Leuten, ist die beinahe epidemisch auftretende Pleuropneumonie. Elefantiasis ist am Congo weit häufiger als im Kamerun-Gebiet beobachtet worden. Vom Fieber werden die

Schwarzen bedeutend weniger geplagt als die Weißen. Aber ein sehr hoher Procentsatz, bisweilen sogar der überwiegende Teil der eingebornen Bevölkerung, leidet an allerlei seltsamen Hautkrankheiten und die Zahl der sonstigen, dem aus Europa kommenden Arzte unbekannten und anscheinend auf die schwarze Rasse beschränkten Krankheitsformen soll gradezu Legion sein.

Der frisch aus Europa kommende Arzt steht fast in allen Fällen, in denen er von Weißen oder Schwarzen zu Hülfe gerufen wird, ziemlich ratlos da, und die höchst augenscheinlichen Mißerfolge, die seine Behandlungsart anfänglich zu begleiten pflegen, beweisen zur Genüge, daß das Mißtrauen, welches alte Küstenbewohner dem neu ankommenden Arzt entgegenbringen, nicht ganz ungerechtfertigt ist. Warum, darf man wohl fragen, gibt es an keiner europäischen Universität einen besondern Lehrstuhl für tropische Krankheiten und tropische Heilkunde; die Erfahrungen jener Aerzte, welche während längerer Zeit an der westafricanischen Küste gelebt haben, gehen, sobald sie nach Hause zurückkehren, unbenutzt verloren. Denn die Schwierigkeit und Kostspieligkeit des Verkehrs verhindert im Verein mit den ungeheuren Entfernungen jenen Austausch der Ansichten und Erfahrungen, wie er in Europa die Regel bildet. Mit vielen Opfern an Arbeitskraft und vielleicht auch an Menschenleben müssen dann die gleichen Erfahrungen von den neu herauskommenden Aerzten abermals gesammelt werden. Trotz des in Westafrica üblichen sehr hohen Honorars kann ich nicht eben behaupten, daß die Stellung eines dort lebenden Arztes mir — von der sehr schönen Gelegenheit zu wissenschaftlichen Studien abgesehen — besonders verlockend erschiene. Die westafricanischen Aerzte berechnen für jeden Besuch, den sie machen, ein Pfund Sterling (20 ℳ), was in Anbetracht aller Unbilden, die das Leben an dieser Küste mit sich bringt, gewiß nicht zu viel ist.

Je länger ich in Westafrica lebte und je häufiger ich vom Fieber befallen wurde, desto mehr prägte sich in mir die Ueberzeugung aus, daß das africanische Fieber denn doch von unserm Malaria- oder Wechselfieber ziemlich verschieden und namentlich viel boshafter und heimtückischer sei. Gewöhnlich unterscheidet man drei Formen des Fiebers, zwischen denen es mancherlei Zwischenstufen gibt und die vielleicht bloß der Stärke, aber nicht der Art nach verschieden sind. Der mildesten Form pflegen Schmerzen

in den Gliedern, ähnlich wie bei Rheumatismus, voraufzugehen, worauf dann die bekannten Hitze- und Kälte-Extreme des Malaria- oder Sumpffiebers folgen. Sobald Schweißabsonderung eintritt, die man durch Trinken von Thee oder von Wasser mit Citronensaft zu befördern sucht, ist die Kraft des Fiebers gebrochen, sodaß die meisten Leute alsdann wieder mit einiger Schonung zu arbeiten imstande sind. Bei schwerern Fällen tritt galliges Erbrechen auf und der Magen wird so empfindlich, daß beispielsweise der meinige bloß noch ab und zu einen kleinen Schluck Champagner, aber nicht einmal mehr Rotwein zu ertragen vermochte. Jene Form des Fiebers, bei der auf Gesicht, Händen und auch am sonstigen Körper gelbe Flecken auftreten, pflegt man in Westafrica Gallenfieber zu nennen.

Die dritte, meistgefürchtete und in wenigstens der Hälfte aller Fälle zum Tode führende Form ist das perniciöse oder hämaturische Fieber, das bisweilen auch „africanisches Fieber" genannt wird. Dieser schlimmsten Form des Fiebers ist der durch mehr als pflichtgetreue Aufopferung und durch unerhörte Strapazen erschöpfte Körper unseres großen Africaforschers Dr. Nachtigal zum Opfer gefallen. Obwohl der erschreckend schnelle, an Cholera und gelbes Fieber erinnernde Verlauf dieser Krankheit in den meisten Fällen alle Versuche zur Rettung und selbst das Herbeischaffen des häufig ziemlich entfernt wohnenden Arztes ausschließt, so wird doch mit großer Bestimmtheit behauptet, daß grade das perniciöse Fieber fast stets auf eine gänzliche Erschöpfung des Körpers und insofern auf eine gewisse Unachtsamkeit und Rücksichtslosigkeit gegen die eigene Gesundheit zurückgeführt werden könne. Wer in ausreichendem Maße für sich zu sorgen versteht und wer, wenn er die Symptome einer tiefgreifenden Erschöpfung wahrnimmt, die Heimreise antritt, wird nach Ansicht der erfahrenern Küstenbewohner nicht so leicht vom perniciösen Fieber befallen werden. Nur wenige Leute sterben im Fieber selbst, aber man nimmt an, daß, wenn die starken Blutausscheidungen (durch den dunkeln und bisweilen kohlschwarzen Harn) nicht binnen 36 Stunden aufhören, der Kranke wegen der alsdann eintretenden Schwäche verloren sei. Von einem Arzte der belgischen Association Internationale Africaine ist die von allen andern westafricanischen Aerzten zurückgewiesene Behauptung aufgestellt worden, daß diese schwerste und zum Glück nicht sehr häufige Form des africanischen Fiebers ansteckend sei.



Junge Mädchen aus dem Togoland
(nach eigner Photographie des Verfassers).

Demjenigen, der noch kein Fieber kennen gelernt hat, erscheinen selbst die gewöhnlichen und ganz ungefährlichen Anfälle weit schlimmer, als sie es thatsächlich sind. Ich selbst hatte ungestraft so ziemlich alle gefährlichsten Fiebergegenden der Erde besucht. Westafrica lehrte mich zum ersten Mal die entsetzlich demoralisirende und entmutigende Wirkung wiederholter Fieberanfälle kennen, die ich in dieser Hinsicht, d. h. weil sie alles trübe erscheinen lassen und rosa in grau verwandeln, eine Seekrankheit in dritter Potenz nennen möchte.

Eine der auffälligsten Wirkungen des Klimas besteht darin, daß beinahe jeder Weiße, der sich für längere Zeit an dieser Küste aufhält, in größerm oder geringerm Maße blutarm wird. Anfänglich wundert man sich, Leute, die von Gesundheit zu strotzen scheinen, über Blutmangel klagen zu hören. Später findet man heraus, daß die blühende Gesichtsfarbe bloß vom Sonnenbrand und die Körperfülle vielfach von ungesunden Fettablagerungen herrührt.

Von den vielen Hautkrankheiten sind die durch übermäßige Hautthätigkeit, etwanige und in diesem Klima sehr schwer heilende Verletzungen der Haut und schlechte Beschaffenheit des Blutes entstehenden Geschwüre, an denen beinahe jeder weiße Westafricaner leidet, nicht ansteckend. Die Beine mancher an dieser Küste lebenden Europäer sind von den dunkeln Flecken, welche derartige Geschwüre auch nach der Heilung zurücklassen, so schwarz wie diejenigen der Neger. Leute, deren Blutarmut und Blutverderbnis einen sehr hohen Grad erreicht hat, bekommen durch Hemmung des Blutumlaufs und durch Ausschwitzungen in die Gewebe geschwollene Beine, und wenn sie mit dem Finger auf das Fleisch drücken, verschwindet die Höhlung erst nach längerer Zeit. Es heißt, daß nach dem Auftreten solcher Symptome eine baldige Rückkehr nach Europa geboten sei. Unter den Kru-Jungen ist das Anschwellen der Beine durch Wasserergüsse eine sehr häufige und fast immer tödlich verlaufende Krankheit. Manche Factoreien haben durch dieses Leiden binnen wenigen Wochen die Hälfte ihrer Kru-Leute verloren.

Aeußerst ansteckend ist die „Krokro“ genannte und mit unserer Krätze verwandte Hautkrankheit, an der sehr viele Neger und auch viele Europäer leiden. Es hält schwer, sich gegen Ansteckung zu schützen, da man sich so sehr häufig auf dem Nacken oder in den

Armen nackter Neger aus einem Boote an Land tragen lassen muß. Die Aussicht, daß einem eine solche Hautkrankheit mitgeteilt werden könnte, erscheint nicht sehr erfreulich. Ich selbst habe, wo mir in seltenen Fällen ein eigenes Bett und ein eigenes Zimmer zur Verfügung stand, fast stets die Betttücher bis zum folgenden Morgen mit den von mir mitgebrachten vertauscht. Meistens war, da ich auf einem Feldbett schlief, solche Vorsorge unnötig, und thatsächlich bin ich einer der wenigen Reisenden, die bei längerm Aufenthalt an dieser Küste von jeder Hautkrankheit verschont geblieben sind. Reinlichkeit und gute Ernährung spielen jedenfalls, wenn man sich bei guter Gesundheit erhalten will, eine hervorragende Rolle. Als Arznei gegen Krokro werden Schwefeleinreibungen oder Peru-Balsam empfohlen; doch versichern alle Kranken, daß diese Mittel nicht immer wirksam seien. Mehrfach sollen von der westafricanischen Küste kommende Seeleute den als geheilt betrachteten Krokro-Ausschlag auf ihre in Hamburg oder Bremen lebenden Frauen übertragen haben. Die Heilung ist in Europa besonders schwierig, weil sich nur wenig Aerzte auf tropische Krankheiten verstehen. Sehr häufig ist auch der „roter Hund" genannte Hautausschlag, der, so lange er andauert, als ein Anzeichen für vollkommene Fieberfreiheit gilt. Es scheint eben, als ob die in den Körper aufgenommenen Krankheitskeime auf die eine oder andere Art zur Geltung gelangen müßten. Minder häufig sind die sonstigen Formen von Hautausschlag, so z. B. jene „Ringwurm" genannte Krankheit, die von einer winzigen Milbe herrühren soll.

Betreffs sonstiger Krankheitsformen wäre zu erwähnen, daß alte Küstenbewohner, vielleicht infolge des starken Feuchtigkeitsgehaltes der Luft, sehr oft Rheumatismus bekommen. Die Feuchtigkeit der Luft ist in Westafrica eine derartige, daß alles und jedes leichter dem Verderben ausgesetzt ist als in unserm trocknern Klima. Kleider und Stiefel verschimmeln, Handschuhe bekommen Flecken, Photographieen verblassen, Cigarren verlieren ihr Aroma und manche Menschen, namentlich auch weibliche, vergilben mit erschreckender Geschwindigkeit. Zum Entgelt für so viele Nachteile ist Westafrica grade von jenen Krankheiten, die in Europa die größten Verheerungen anrichten, fast gänzlich frei. Tuberculose beispielsweise scheint, falls sie nicht schon von Hause aus mitgebracht wurde, bei den in Westafrica lebenden Europäern kaum

vorzukommen. Lungenentzündungen sind dagegen diejenige Krankheit, der das zeitweilige scharenweise Hinwegsterben der Schwarzen und namentlich der Kru-Leute in den meisten Fällen zugeschrieben werden muß. Von einem Trupp von 13 Kru-Leuten habe ich in einer Woche 6 an Lungenentzündung erkranken und sterben sehen. Im höchsten Grade seltsam ist es, daß ein Land, wo jedermann über kurz oder lang vom Fieber befallen wird, noch niemals (von einer einzigen, auf engen Raum beschränkten Ausnahme abgesehen) eine Gelbfieber-, Cholera-, Pest- oder sonstige Epidemie kennen gelernt hat. Wenn Westafrica wegen seines Fiebers ein ungesundes Land genannt zu werden pflegt, so hätte man auf Grund obiger Thatsache ganz genau dasselbe Recht, es ein äußerst gesundes Land zu nennen. Die einzige Ausnahme, die betreffs der Freiheit von Epidemieen bekannt geworden ist, bezieht sich auf Westafricas nördlichstes Gebiet, nämlich die französische Colonie Senegambien, wohin einmal vermittelst der französischen Postdampfer von Brasilien aus das gelbe Fieber verschleppt worden ist. Unter den ansteckenden Krankheiten sind Diphtherie und Pocken die verbreitetsten; letztere übertragen sich jedoch nicht von Schwarzen auf Weiße oder umgekehrt.

Die schlimmste Seite des westafricanischen Klimas besteht darin, daß bei längerm Aufenthalt niemand, buchstäblich niemand gänzlich vom Fieber verschont bleibt. Dies schließt nicht aus, daß Leute, welche sich an das Klima gewöhnt haben, ab und zu mehrere Jahre lang gar nicht vom Fieber geplagt werden. Die häufig gehörte Behauptung, als ob schwächliche Leute das Klima besser vertrügen als kräftige, ist durchaus irrig; schlanke Leute mit guten und gesunden Organen haben allerdings vor wohlbeleibten einen großen Vorzug. Wie schon vorher erwähnt, erkranken auch die Neger am Fieber, aber man hört nicht viel davon, woraus ich schließe, daß sie das Fieber leichter als andere Krankheiten verwinden. Desgleichen ertragen die mit schwarzem Blut durchkreuzten Portugiesen das Klima, dem auch sie ihren Tribut zollen, um eine Kleinigkeit leichter als Nord-Europäer. Im übrigen scheint es mir, als ob von den europäischen Nationen die Deutschen, Schweden und Niederländer das westafricanische Klima am besten vertrügen, und zwar deshalb, weil sie am zähesten und am kräftigsten sind. Die Franzosen sind an dieser Küste vielfach durch schwächliche und blutleere Individuen vertreten, die, wenn einmal

ein schlimmer Fieberanfall kommt, ihm keinen Widerstand entgegenzustellen vermögen. Und unter den Engländern, die von Hause aus recht kräftig sind, gibt es allzu viel Unmäßigkeit.

Ueberall hörte ich die Thatsache bestätigen, daß auf den nach Europa fahrenden Schiffen weit mehr Krankheitsfälle vorkommen, als irgendwo an der Küste. Nahezu alle Passagiere auf den heimwärts fahrenden Dampfern sind Leute, die lange in Westafrica gelebt haben und die nun, sei es aus Gesundheitsrücksichten, sei es, weil ihre Contracte abgelaufen sind, die Heimat wiedersehen wollen. Nun erkranken aber merkwürdigerweise nicht bloß diejenigen, die sich schon in Africa unwohl befunden hatten, sondern auch ein auffallend hoher Procentsatz von jenen, die das africanische Klima mit Leichtigkeit ertrugen. Es scheint, als ob schon der erste Hauch einer gesundern Luft und einer gesundern Lebensweise genüge, um die seit langer Zeit im Körper aufgespeicherten Krankheitskeime zum Ausbruch zu bringen. Einem ähnlichen Grunde entspringt die oft festgestellte Thatsache, daß aus dem Innern kommende Leute erkranken, sobald sie nach Vivi gelangen, und daß Leute, die lange in Vivi gelebt haben, Fieber bekommen, sobald sie die Küste besuchen. Eine ähnliche Erfahrung habe ich an mir selbst gemacht. Monate lang habe ich mich unter den größten Strapazen bei elender Kost und in elenden Hütten gesund erhalten, aber als ich dann nach Gabun kommend mir etwas Ruhe und Comfort gönnen zu dürfen glaubte, brach plötzlich das Fieber aus, das gewiß schon lange in meinem Körper geschlummert hatte. Es scheint, als ob, so lange die bei Strapazen gewöhnliche Aufregung der Nerven und die außergewöhnliche Anspannung aller Kräfte andauert, das Fieber nicht zum Ausbruch gelangen könnte.

Die meisten Haustiere, wie z. B. Pferde, Rindvieh, Maulthiere, Esel, Hunde, leiden unter dem westafricanischen Klima ebensogut wie der weiße Mensch. Hunde beispielsweise zeigen alle Symptome, wie sie bei leichtern und schwerern Fieberfällen am Menschen beobachtet werden. Uebrigens herrscht insofern eine große Verschiedenheit, als einige Hunderassen das africanische Küstenklima gar nicht und andere dasselbe recht gut vertragen können. Einige wenige Haustiere, besonders Katzen und Schweine, die ja auch im Gegensatz zu den übrigen Haustieren nicht seekrank werden, scheinen, wenn man sie von Europa nach Africa bringt, den Wechsel des Klimas kaum zu merken. Kamele kommen in ganz



Lebensmittel tragende Mädchen (Togoland)
(nach eigner Photographie des Verfassers).

Westafrica bloß an einigen Puncten Senegambiens bis zur Küste herunter. Außer dem Kamel, welches ja leider auf die Wüstengegenden beschränkt ist und von allen Haustieren am wenigsten das feuchte Küstenklima vertragen könnte, besitzt Africa kein heimisches Lasttier, welches den Menschen als Lastträger ersetzen könnte. Lasttiere, wie bei uns Pferde, Ochsen, Maultiere und Esel, gibt es in Westafrica nicht; das einzige Lasttier und das einzige Transportmittel ist der Mensch selbst. Warum man nirgendwo Pferde, Ochsen, Maultiere und Esel in größerer Anzahl unterhält (in kleinerer Anzahl gibt es deren an mehrern Küstenplätzen), dürfte schwer zu sagen sein. Es scheint aber, als ob alle die genannten Haustiere unter dem feuchten, ungesunden Küstenklima wenigstens ebensosehr wie der weiße Mensch, und fast noch mehr als dieser, litten. Und während der weiße Mensch allerlei Mittel besitzt, um die Unbilden des Klimas erträglicher zu machen, entbehren die Haustiere der grade hier doppelt notwendigen Pflege. Während an der Küste des Togo-Gebiets Pferde bloß mit Mühe am Leben erhalten werden, gibt es deren weiter landeinwärts in Sallaga und Atakpame, wo das Klima trockner ist, in großer Anzahl. Auch in Insel-Indien, wo das Klima ebenso feucht ist wie in Westafrica, werden große europäische Pferde sich nie heimisch fühlen. Aber sie bleiben am Leben, weil man ihnen eine vortreffliche Pflege angedeihen läßt.

Mit den vielen Erkrankungen und Todesfällen unter den in Westafrica lebenden Europäern hat die vielfach sehr schlechte und ungenügende Ernährung mehr zu schaffen, als meistens angenommen wird. Wie schon vorher erwähnt, wird beinahe jedermann, der längere Zeit in Westafrica gelebt hat, blutarm, was teils dem Klima, teils der ungenügenden Kost und namentlich dem Mangel an gutem, frischem Fleisch zugeschrieben werden muß. Die Blutarmut ist dann der Boden, auf dem die schweren, mit unheimlicher Schnelligkeit zum Tode führenden Fieber gedeihen. Unter allen zum Fernhalten des Fiebers empfohlenen Vorsichtsmaßregeln dürfte keine so sehr zu beherzigen sein als der Rat, so gute, so nahrhafte und so wohlschmeckende Kost als nur irgend möglich zu sich zu nehmen und durch gute Verdauung, guten Schlaf und heitere Stimmung dafür zu sorgen, daß das Blut nicht verarmt und die Kräfte nicht verfallen. Gutes frisches Beefsteak, wenn es in Africa überhaupt zu haben wäre, würde sich als Präventiv-

mittel wahrscheinlich wirksamer erweisen als Chinin und Arsenik. Während man in Europa leicht geneigt ist, zu glauben, daß die Kunst, allerhand Lebensmitteln eine dauerhafte Form zu geben, gradezu unübertreffliches leiste, gelangt man in Westafrica zu der Ansicht, daß sich die Fabrication von Conserven doch noch in der Kindheit befinde. Die Gemüse kann man sich allenfalls gefallen lassen, aber das Fleisch, welches man den Zinnbüchsen entnimmt, hat mit Ausnahme von Corned Beef und Zungen, denen aber wieder andere Mängel anhaften, jeden Wohlgeschmack in dem Grade verloren, daß alle Fleischarten im Grunde genommen denselben faden und wenig ermunternden Geschmack haben.

Chinin wird in Westafrica bisweilen in Dosen genommen, die man in Europa für durchaus schädlich halten würde. Aber bei den alten Küstenbewohnern, die seit Jahren Chinin geschluckt haben, wie wir etwa Pfeffer oder Salz, hat das Arzneimittel eine ganz andere und viel schwächere Wirkung als bei frischen und unverdorbenen Naturen. Es ist nicht zu leugnen, daß in dieser Hinsicht mit dem Chinin, das für jeden Europäer, der in Westafrica leben soll, eine Notwendigkeit, eine Lebensfrage ist, mannigfach Unfug getrieben wird. Von den Angestellten der Association Internationale Africaine, aber auch bloß von diesen, habe ich an Stelle des Chinins Arsenik in täglichen Dosen nehmen sehen.

So schlimm die Schilderungen des Fiebers und seiner Verwüstungen klingen mögen, so ist doch im großen und ganzen die oft zu findende Angst vor Westafrica und seinem Klima teils übertrieben, teils gänzlich unbegründet. Das beste Beispiel dafür, daß die Fieberkeime bei vernünftiger Lebensweise das Leben nicht abzukürzen brauchen, liefert der seit 33 Jahren in Westafrica lebende Bischof von Gabun. Sein Vorgänger ist sogar 90 Jahre alt geworden.



Des früheren (verstorbenen) König Acqua Tochter
(nach eigner Photographie des Verfassers).

Capitel X.

Zur ältern Geschichte von Kamerun.

(Ende des 15. Jahrhunderts von Portugiesen entdeckt. — Die Völkerstämme der Amboser und Kalbanger. — Die Einwanderung der Dualla. — Wahrscheinlich sind die Bakwiri noch später gekommen. — Geschichtliche Ueberlieferungen der Dualla. — Das Verwandtschaftsverhältnis zu andern africanischen Stämmen. — Ende des Sklavenhandels. — Die Besuche englischer Kriegsschiffe. — Deutsche und englische Annexionen.)

Kamerun wurde zu Ende des 15. Jahrhunderts von Portugiesen entdeckt, die das Kamerun-Gebirge nach einem hier wohnenden Volksstamm das „Hochland der Amboser oder Ambozer" tauften. Den Namen dieses Volkes trägt noch heute die Ambas-Bucht. Das südlich vom Gebirge sich erstreckende Flußgebiet soll nach den dort sehr häufigen Garneelen (portugiesisch camarao) benannt worden sein. In ältern Reisewerken wird oft von den „Kallabaren" und „Kamaronen" gesprochen. Die zwischen dem Kamerun-Gebirge und dem Rio del Rey wohnenden Eingebornen werden Kalbanger genannt.

Ob schon damals Bakwiri im Kamerun-Gebirge gelebt haben, erscheint ziemlich zweifelhaft und daß die Dualla schon damals das Flußgebiet von Kamerun besessen hätten, kann mit ziemlicher Bestimmtheit geleugnet werden. Aber wahrscheinlich waren die damaligen Bewohner stammverwandt mit den heutigen Bewohnern. Und danach zu urteilen, daß sich heutigen Tages bei den südlichern Gruppen des Kamerun-Volkes, also bei den Bapuko, Banoko, Kumbe, Mbinga u. s. w., allerlei der portugiesischen

11*

Sprache entlehnte Worte vorfinden, die im Dualla- und Bakwiri-Idiom fehlen, möchte ich annehmen, daß die ältern Bewohner des Kamerun-Gebirges und des Flußgebietes von Kamerun südwärts gedrängt worden seien.

Die Entwicklung Westafricas ist in verschiedenen Gegenden eine sehr verschiedene gewesen. Während Senegambien, ein Teil der liberianischen Küste, Sierra Leone, die Goldküste, der Seestrand von Dahome, die Mündung des Congo und die heutigen portugiesischen Provinzen schon im 16. und 17. Jahrhundert sehr gut bekannt waren und zahlreiche Factoreien zählten, sind erst 1880 und 1881 an der bis dahin völlig unbekannten Küste des Togo-Landes die ersten Factoreien angelegt worden. Die Küste des Mahin-Gebiets ist erst 1885 von Dr. Nachtigal erforscht worden und manche nicht ganz kleine Küstenstrecken sind noch heute so unbekannt, daß man nicht einmal weiß, welche Flüsse dort münden.

Obwohl Kamerun, wie gesagt, schon Ende des 15. Jahrhunderts entdeckt wurde, so scheint sich der Sklavenhandel größern Stils doch erst zu Ende des 17. Jahrhunderts namentlich von Dahome aus hierhin verpflanzt zu haben. Aber trotzdem ab und zu englische, holländische, französische oder portugiesische Schiffe hier einliefen, so erfuhren sie dennoch so wenig von diesem Lande, daß wir aus europäischen Quellen gar keinen Anhaltspunct dafür besitzen, wann denn eigentlich die Dualla in das Flußgebiet von Kamerun eingewandert sind. Nur so viel läßt sich behaupten, daß dies geschehen sein muß, als bereits England die Portugiesen in der Meeresherrschaft abgelöst hatte. Denn alle westafricanischen Stämme, die schon zur Zeit der höchsten Machtentfaltung Portugals die Seeküste bewohnten, verraten durch die in ihre Sprache aufgenommenen Worte, durch die Titel ihrer Häuptlinge sowie durch allerlei Eigentümlichkeiten den portugiesischen Einfluß, während die Dualla im Gegensatz zu ihren südlichern Stammesgenossen unzweifelhaft fast einzig und allein mit Engländern sowie neuerdings mit Deutschen in Berührung gekommen sind. Namentlich auch sind die Sitten der Dualla in mancher Hinsicht ursprünglicher und abstoßender als diejenigen der während mehrerer Jahrhunderte von den Portugiesen geschulten Völkerschaften.

Die englischen Missionen berichten nach dem wenigen, was

die Dualla an Ueberlieferungen besitzen, daß das Volk früher unter einem Häuptling namens Mbeli am Nordwest-Abhang des Kamerun-Gebirges gewohnt habe. Von den zwei Söhnen Mbelis, die Koli a Mbeli und Dualla da Mbeli hießen, sei der letztere ausgewandert und durch die Bezirke der heutigen Ortschaften Victoria und Bimbia ins Flußgebiet von Kamerun gelangt, wo damals die (jetzt zum rechten Ufer des Lungasi verdrängten) Bassa-Leute gewohnt hätten. Als Häuptlinge der Dualla werden in aufsteigender Linie Ngando, Kwae, Kua, Mapoka und Kua genannt, und zwar soll Ngando bereits im heutigen Dualla-Lande, Kua dagegen irgendwo zwischen Bimbia und der Mündung des Kamerun-Flusses geboren worden sein. Ngando soll 1845, als man die Dualla zum erstenmal auszufragen begann, ungefähr 80 Jahre alt gewesen sein, und daraus schließt man, daß sein Vater Kwae frühestens um das Jahr 1735 geboren worden sein könne. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind daher die Dualla allerfrühestens gegen Ende des 17. Jahrhunderts in ihre heutigen Wohnsitze eingewandert. Ein großer Teil der Mangrove-Inseln soll damals festes Land gewesen und der Kamerun-Fluß, den man sogar an einer Furt habe durchwaten können(?), soll viel weniger breit gewesen sein als heute. Die Dörfer der Bassa hätten nicht so dicht am Flusse gelegen wie die heutigen Dörfer und auch die Dualla hätten sich in dem Grade, wie der Handel zunahm, immer mehr zum Flusse hingezogen.

Vorgeschobene und versprengte Teile der Dualla scheinen untermischt mit den andern verwandten Stämmen bis über den Lungasi-Fluß hinaus und bis zum Oberlauf des Moanja-Flusses zu leben. Während des ganzen vorigen und auch noch zu Anfang dieses Jahrhunderts sind die Dualla wegen ihrer Wildheit und der Roheit ihrer Sitten berüchtigte Sklavenhändler gewesen. Sie teilen diese Eigentümlichkeit mit den Bewohnern von Alt-Calabar, aber ob man hieraus und aus dem Umstande, daß manche Namen des Dualla-Landes und Dualla-Volks auch in Alt-Calabar wiederkehren, schließen konnte, daß die Dualla etwa von Alt-Calabar ausgewandert seien, erscheint mir denn doch mehr als zweifelhaft. Alle an die Dualla angrenzenden Stämme sind in Bezug auf Sprache und Sitten so nahe mit diesen verwandt, daß sich die Geschicke und Wanderungen jedes einzelnen Stammes nur sehr schwer feststellen lassen. Die Idiome der Bambuku, Bakwiri,

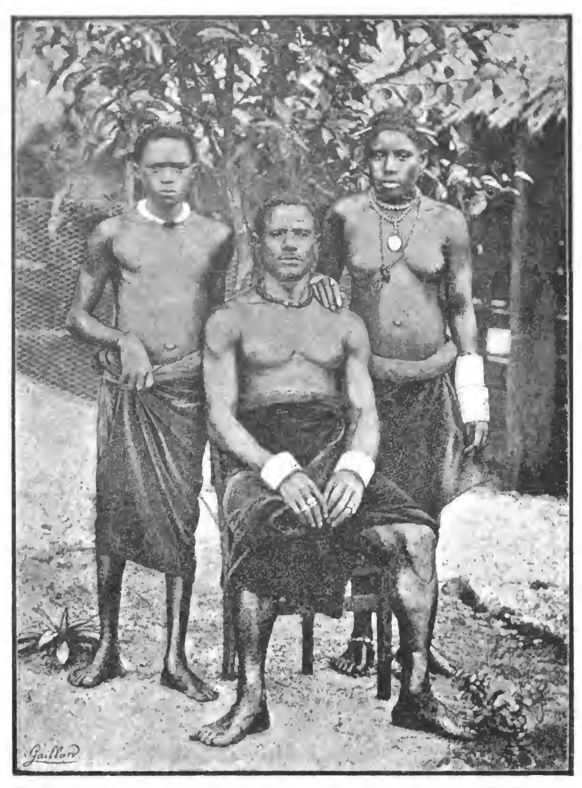
Mungo, Balung, Dualla, Wuri, Bakoko, Edea, Bapuko, Banoko, Kumbe und Mbinga sind thatsächlich bloß mehr oder minder verschiedene Dialekte einer und derselben Sprache. Ein klein wenig größere Abweichungen zeigen die Bakundu-, Bassa- und namentlich die Abo-Idiome. Aber selbst die Sprache des Fan- oder Mpangwe-Volks, das langsam aus dem Innern vordringend bei Gabun bereits die Küste erreicht hat, während im südlichen Kamerun-Gebiet bloß erst einzelne Individuen und kleine Trupps zum Meere herunterkommen, selbst die Sprache dieses angeblichen Kannibalenvolks ist vom Dualla nicht sehr viel verschiedener, als das Holländische vom Deutschen. Dem Marquis de Compiègne folgend haben manche Schriftsteller die Fan mit den nach Prof. Schweinfurth in einem Teile von Inner-Africa wohnenden Kannibalenvölkern in Verbindung gebracht. Aber meines Erachtens mit Unrecht. Denn der Unterschied zwischen der körperlichen Erscheinung der Fan und anderer Völker dieser Gegenden, auf den man sich beruft, ist nach meinen Beobachtungen nicht vorhanden. Außer den Dualla, den Fan und den vorstehend aufgezählten kleinern Völkerschaften sprechen auch noch die am mittlern Ogowe wohnenden Bakelle einen ganz nahe verwandten Dialekt, und ebenso wie die Fan unzweifelhaft erst in diesem Jahrhundert aus dem Innern zur Küste vorgedrungen sind, ebenso erscheint es ziemlich wahrscheinlich, daß auch die Dualla vor dem Ende des 17. Jahrhunderts das Meer noch nicht gesehen haben. Vielleicht sind die so sehr nahe mit ihnen verwandten Bapuko, Banoko, Kumbe und Mbinga ihre Vorläufer gewesen und diese könnten denn auch schon eine geraume Zeit vorher an der Küste gesessen haben. Daß dagegen die Bakwiri Vorläufer der Dualla gewesen seien, möchte ich in Anbetracht ihrer noch heutigen Tages sehr rohen, ursprünglichen und von europäischem Einfluß fast gar nicht beleckten Sitten bezweifeln. Wahrscheinlich sind die Bakwiri mit den Dualla oder sogar erst nach ihnen zu ihren heutigen Wohnsitzen im Gebirge gelangt.

Alle Bantu-Sprachen sind verhältnismäßig nahe miteinander verwandt, sodaß z. B. die südöstlichste Bantu-Sprache (das Idiom der Zulu-Kaffern) von der nordwestlichsten (dem Dualla-, Bakwiri- und Bambuku-Idiom) kaum sehr viel verschiedener ist, als das Englische vom Deutschen. Aber innerhalb dieses großen Kreises der Bantu-Sprachen gibt es viele Unter-Abteilungen, von

denen z. B. eine das Dualla u. s. w., das Fan und das Bakelle umfaßt. Und diese Unter-Abteilung zerfällt wieder in mehrere Gruppen, unter denen die Gruppe der Kamerun-Sprachen den Bombuku-, Bakwiri-, Mungo-, Balung-, Bakundu-, Bombare-, Abo-, Wuri-, Budiman-, Dualla-, Bassa-, Edea-, Bakoko-, Bapuko-, Banoko-, Kumbe- und Mbinga-Dialekt in sich schließt. Südlich vom südlichsten Dialekt der Kamerun-Sprache (dem Mbinga- oder Corisco-Idiom) finden wir die Mpongwe-Sprache (nicht zu verwechseln mit Mpangwe), die den am Congo gesprochenen Mundarten sehr viel näher steht als dem Dualla. Nordwestlich von dem nordwestlichsten Dialekt der Kamerun-Sprache (dem Bombuku-Idiom) stoßen wir auf das Efik von Alt-Calabar, welches schon nicht mehr zu dem großen Kreise der Bantu-Sprachen gehört und auch bloß in einigen wenigen Kleinigkeiten eine ganz leise Verwandtschaft mit den benachbarten Dialekten der Kamerun-Sprache aufweist.

Im Jahre 1826 ist die Ambas-Bucht von dem britischen Capitän Owen vermessen worden. Am 7. Mai 1841 wurden von den Engländern Verträge mit den damaligen Königen Bell und Acqua (Vorgänger der jetzigen Könige) abgeschlossen, wonach kein Sklavenhandel mehr getrieben und kein Sklavenschiff mehr zugelassen werden sollte. Jeder der beiden Könige sollte für dieses Zugeständnis, welches durchaus nicht streng befolgt worden ist, 5 Jahre lang alljährlich 60 Musketen, 100 Stücke Zeug, 2 Faß Pulver, 2 Puncheons (ein großes englisches Maß) Rum, 1 Scharlachrock mit Epauletten und 1 Säbel erhalten. 1855 sind wegen irgend eines Vergehens mehrere Dörfer auf den in der Ambas-Bucht gelegenen Bubia-Felsen von dem englischen Kriegsschiff Antilope in Brand gesteckt worden. Am 14. Januar 1856 wurde zuerst eine Court of equity eingesetzt und das betreffende Actenstück von König Bell, Prisso Bell, Joss, Jim Quaan, John Acqua, König Acqua, Charley Dido, Ned Dido, First Tom Dido und Dido Acqua unterzeichnet. 1858 folgte die Gründung der Baptisten-Mission in Victoria. 1868, in demselben Jahre, als wegen Feindseligkeit der Eingebornen eine bei John Acqua Town errichtete Missionsstation der Baptisten aufgegeben werden mußte, hat die Firma C. Woermann ihre Geschäftsthätigkeit am Kamerun-Fluß begonnen. Schon 1874 hatte diese deutsche Firma eine solche Bedeutung erlangt, daß ihr

Vertreter (allerdings erfolglos) bei der Reichsregierung um Einsetzung eines deutschen Consuls einkommen konnte. Im folgenden Jahre (1875) haben denn auch die Herren Jantzen und Thormählen, die beide früher Angestellte des Woermannschen Hauses gewesen waren, eine ausgedehnte Geschäftsverbindung mit Kamerun begonnen. Die Engländer thaten inzwischen alles mögliche, um durch gelegentliche Besuche englischer Kriegsschiffe die Eingebornen ihrem Einfluß zu unterwerfen. Im März 1876 erschien ein englischer Viceconsul mit dem Kanonenboot Ariel, um von König Bells Stadt eine Geldbuße einzufordern. Am 23. Januar 1878 langte auf einem Postdampfer der englische Viceconsul an, um einem Deutschen einen Eid abzunehmen. Mitte Novembers 1878 kam Consul Hopkins mit dem Kanonenboot Pioneer, ließ zwei Schwarze wegen Fälschungen durchpeitschen und verhängte über die Hickory-Leute eine Buße von 179 Krus, die niemals gezahlt worden ist. Den 16. und 17. März 1880 hielt sich der Commander Richards mit den zwei Kanonenbooten Forester und Firebrand im Kamerun-Fluß auf und fragte im Vorbeigehen die Kaufleute, ob sie etwas davon erfahren hätten, daß die Eingebornen vor längerer Zeit um Einverleibung durch England gebeten haben sollten. Die Kaufleute erwiderten, daß sie nichts davon wüßten. Nach Batanga weiterfahrend, wo ein englisches Schiff Händel bekommen hatte, verloren die Engländer zwei Mann. Zu Anfang Decembers 1882 langte Consul Hewett auf dem englischen Kanonenboot Pioneer an und ließ wegen Fälschungen einen Mann durchpeitschen, der jetzt Missionar und einer der Stützen und Grundpfeiler der Baptistenkirche ist. Vom 22. März bis zum 8. April 1883 weilte Consul Hewett abermals in Kamerun. Von Annexionsplänen war nicht die Rede, dagegen erklärten die englischen Firmen den von Hewett zu machenden Vorschlag, daß ständig ein englisches Kanonenboot im Kamerun-Fluß stationirt werde, dadurch, daß sie einen Teil der Kosten übernähmen, unterstützen zu wollen. Da dem Hause C. Woermann durch Acquas Leute der Handel abgeschnitten worden war, so machte Consul Hewett mit Herrn Schmidt, um die Verhältnisse kennen zu lernen, eine Reise nach Abo und Wuri und veranlaßte, daß mit den Königen Bell und Acqua behufs Aufrechterhaltung des Friedens am Kamerun-Fluß ein Vertrag abgeschlossen wurde. Auch wurde die seit längern Jahren selig entschlafene Court of equity wieder eingesetzt und



Zwei Söhne und eine Tochter des verstorbenen Königs Acqua
(nach eigner Photographie des Verfassers).

ein hierauf bezügliches Schriftstück am 29. März 1885 auch von König Bell und König Acqua unterzeichnet. Vom April 1883 bis zum März 1884 hat sich kein englisches Kriegsschiff am Kamerun-Fluß gezeigt. Den 7. und 8. März 1884 verweilte dort auf dem Kanonenboot Alekto anlangend und anscheinend ohne besondern Zweck der englische Contre-Admiral Salmon.

Am 27. April 1884 hatte Fürst Bismarck mit Herrn Karl Woermann eine auf Kamerun bezügliche Unterredung und am 1. Juni schiffte sich zu Gibraltar der deutsche Generalconsul Dr. Nachtigal an Bord Sr. M. Kanonenboot Möwe ein, um einen ausgiebigern Schutz der deutschen Interessen in Westafrica anzubahnen. Vom 16. bis zum 24. Juni verweilte Dr. Nachtigal bei den Los-Inseln und im Dubreka-Gebiet (am 23. Juni hielt Fürst Bismarck seine berühmte Rede in der Budget-Commission), hißte am 5. Juli die deutsche Flagge in Bagida (Togo-Land), am 6. in Lome und am 14., nachdem bereits teils von C. Woermann und Jantzen u. Thormählen gemeinschaftlich, teils von C. Woermann allein eine Anzahl Verträge abgeschlossen worden waren, in den drei am linken Ufer des Kamerun-Flusses gelegenen Ortschaften: König Bells Stadt, König Acquas Stadt und Dido-Stadt. Am 19. Juli 1884, als die deutsche Flagge bereits gehißt war, kam Consul Hewett auf dem Kanonenboot Flirt, angeblich bloß mit dem Zweck, den König Bell zu besuchen. Am 25. Juli erkundigte sich der französische Aviso Dumont d'Urville nach der Möwe. Aber weiter fahrend hißte Dr. Nachtigal die deutsche Flagge am 21. Juli in Bimbia, am 23. in Klein-Batanga, am 24. in Plantation und Criby, am 26. in Batta, am 30. am Campo-Fluß, am 2. August am Benito-Fluß und besuchte vom 6. bis zum 9. August die zwischen Cap St. John und dem Benito-Fluß gelegenen Gebietsteile, wo auch mit einigen Häuptlingen Verträge abgeschlossen wurden.

√ Vergebens versuchte Consul Hewett, in einem unter dem 5. August an den Bimbia-Häuptling Money gerichteten Schreiben den englischen Einfluß dort zur Geltung zu bringen. In Victoria wurde dagegen von Capitän Furlonger, dem Commandanten des Kanonenboots Forward, die englische Flagge gehißt, ferner wurde durch einen am 28. August abgeschlossenen Vertrag das von dem Polen S. P. Rogozinski erworbene Gebiet von Bota unter englischen Schutz gestellt, und es wurde mit Rogozinskis Hülfe

ein großer Teil der sich von Victoria bis zum Rio del Rey erstreckenden Küste für England festgelegt. Als am 31. August die Leipzig und die Möwe vor Victoria und am 2. September die Möwe allein vor Bibundi erschienen, war es zu spät: der Nordwest-Abhang des Kamerun-Gebirges war, mit Ausnahme einer kleinen Küstenstrecke, einstweilen für Deutschland verloren. Es ist noch nachzutragen, daß Generalconsul Dr. Nachtigal am 28. August in dem englisch gesinnten Orte Hickory-Town, am rechten Ufer des Kamerun-Flusses, die deutsche Flagge gehißt hatte.

Inzwischen bereiteten sich, während die englischen Kanonenboote Forward und Flirt den Kamerun-Fluß des öftern besuchten, Ereignisse vor, die gegen Ende des Jahres das bewaffnete Einschreiten der Deutschen veranlassen sollten. Wie ich bereits in frühern Capiteln erwähnt habe, steht jene sich auf etwa 26 000 Köpfe belaufende Gruppe von Händlern, die man gewöhnlich als Dualla-Volk bezeichnet, unter zwei in Bezug auf Rang und Einfluß alle übrigen überragenden Häuptlingen oder Kaufleuten. Es sind das König Bell und König Acqua. Eine unbeschränkte Herrschaft über den ihnen unterstehenden Teil des Dualla-Volks üben diese beiden keineswegs aus. Jede der zahlreichen Ortschaften, die sich am untern Lauf des Kamerun-Flusses dicht aneinander reihen, hat einen oder mehrere Häuptlinge, die in einem Lehnsverhältnis zu Bell oder zu Acqua stehen. Bloß über einen kleinen Bruchteil ihrer Leute herrschen König Bell und König Acqua ganz unmittelbar. Unter Bells Lehnsleuten ragte seit längerer Zeit einer, nämlich Lock Prisso, der erste Häuptling von Hickory Town, ebenso sehr durch Macht und Ansehen hervor, wie Heinrich der Löwe zur Zeit Barbarossas. Ganz ähnlich war dem König Acqua gegenüber die Stellung Jim Equallas, des ersten Häuptlings von Dido Town, nur mit dem Unterschiede, daß letzterer, ein ehrgeiziger Mann, offenkundig nach einer Unabhängigkeit strebte, die, durch besondere, nicht näher zu erörternde Verhältnisse gerechtfertigt, auch in den mit Deutschland abgeschlossenen Verträgen so halb und halb anerkannt worden ist.

Den ersten Anlaß zu Unruhen und Verwicklungen gab die unter Bells Lehnsleuten und deren Untergebenen auftauchende Vermutung, daß König Bell die aus der engern Verbindung mit den Deutschen sich ergebenden Vorteile für sich allein auszunutzen trachte. Als Bell sich in Handelsgeschäften zum Oberlauf des

Mungo-Flusses begeben hatte, kam es zu einem ursprünglich bloß gegen Bell und durchaus nicht gegen die Deutschen gerichteten Bündnis zwischen Hickory Town und den dicht neben König Bells Stadt gelegenen und ebenfalls dem König Bell unterstehenden Ortschaft Joss Town. Um sich beiderseitig in feierlichster Weise zu binden, wurde, wie das bei ähnlichen Gelegenheiten schon früher geschehen sein soll, eine Frau durch den Rauch von um sie herum angehäuften und angezündeten Bananenblättern erstickt und dann zu Asche verbrannt. In diese Asche tauchten alle Verschwornen einen Finger und führten die anklebende Masse zum Munde. König Acqua, um dessen Gunst sich beide Parteien bewarben, spielte eine mehr als zweideutige Rolle und nahm von den Joss-Leuten und den Hickory-Leuten je zwei Frauen als Geschenk an, während der charaktervollere Jim Equalla von Dido-Stadt die Annahme des auch ihm angebotenen Geschenks ablehnte.

Hätte Bell die Deutschen befehdet, so würde sich wahrscheinlich Lock Prisso für dieselben erklärt haben. So aber wurde Lock Prisso ein Feind der Deutschen. König Bell ließ nach und nach den größten Teil seiner Leute den Mungo-Fluß aufwärts zu sich stoßen. Die Verhältnisse spitzten sich zu, und es wäre schon bald zum Losschlagen gekommen, wenn nicht Bell als ruhiger und vernünftiger Mann alles mögliche gethan hätte, um dem vorzubeugen. Die Joss-Leute suchten ihm alle Zufuhren vom Flusse her abzuschneiden, aber Bell bezog Munition und sonstigen Kriegsbedarf durch jene schmalen, für Canoes befahrbaren Wasseradern, durch welche man vom Mungo nach der Küste von Bimbia und Victoria gelangen kann. Unter den Eingebornen des Kamerun-Flusses sind von je her kleine Kriege sehr häufig gewesen; aber daß man sich in zwei Lager spaltete, ein größeres deutschfreundliches und ein kleineres deutschfeindliches, das war denn doch durchaus neu. Eines Tages erschienen gegen 400 Bewaffnete in der Woermannschen Factorei zu Acqua-Stadt, sodaß die Factorei sich vor der beabsichtigten Plünderung bloß durch Loskauf zu retten vermochte. Am 15. December wurde König Bells Stadt von den Joss-Leuten niedergebrannt. Unter diesen Umständen waren Leben und Eigentum der Deutschen in höchstem Grade gefährdet und die Sehnsucht nach dem Erscheinen des längst erwarteten deutschen Geschwaders wuchs von Tag zu Tag.

Capitel XI.

Die kriegerischen Ereignisse im December 1884.

(Ankunft Sr. Maj. Schiffe „Bismarck" und „Olga". — Die Einnahme von Hickory-Stadt. — Die Erstürmung von Joss-Stadt. — Ermordung des Agenten Pantänius. — Weitere Entfaltung militärischer Machtmittel. — Weihnachten am Kamerun-Fluß. — Schwierigkeit der Kriegführung in solchem Buschlande. — Die Trümmerstätten. — Kühnheit der feindlichen Kriegscanoes. — Wie kommt man zum Friedensschluß mit den Geflüchteten? — Eine Unterredung mit dem englischen Consul.)

Am 17. December langte ich zu Fuß in Bimbia an; von dort sollte mich eine zu diesem Behuf herübergesandte Gig des Woermannschen Hauses nach König Acquas Stadt bringen. Ich wollte noch in der Nacht weiterfahren, aber die Kru-Ruderer weigerten sich, weil kürzlich ein Kru-Junge, der den in einen Streit verwickelten Engländer Hewert nach Dido-Stadt begleitet hatte, dort getötet worden war. Ich fuhr also am Morgen des 18. um 3½ Uhr ab. Als wir uns der Mündung des Kamerun-Flusses näherten, wollten meine Leute bei einer Fischerhütte Essen kaufen. Wir ruderten darauf los. Plötzlich schrieen meine Leute, man ziele auf sie, und lagen eine Secunde später am Boden des Bootes schichtenweise übereinander platt auf dem Bauch. Thatsächlich standen am Ufer hinter den Bäumen mehrere Leute mit angeschlagenem Gewehr. Als ich mich aufrichtete und, den Revolver in der Hand, ans Land sprang, rufend, daß wir keine Feinde seien, nahmen diese Bewaffneten Reißaus. Erst mit großer Mühe veranlaßte ich sie zur Rückkehr, damit meine Leute Fische kaufen

könnten. Einige Stunden später behaupteten die Krus, deren Augen so scharf wie die der Vögel sind, daß mehrere Schiffe auf der Reede lägen. Wir kamen näher. Meine Krus erklärten, es seien deutsche Kriegsschiffe, und brachen instinctmäßig, ohne daß ich ihnen das befohlen hätte, in drei donnernde Hurras aus. Ich glaubte, daß man am Kamerun-Fluß längst über das Erscheinen des deutschen Geschwaders Bescheid gewußt hätte. Dem war nicht so. Man hatte die Schiffe gesehen, aber erst ich brachte die Gewißheit, daß es deutsche Kriegsschiffe seien.

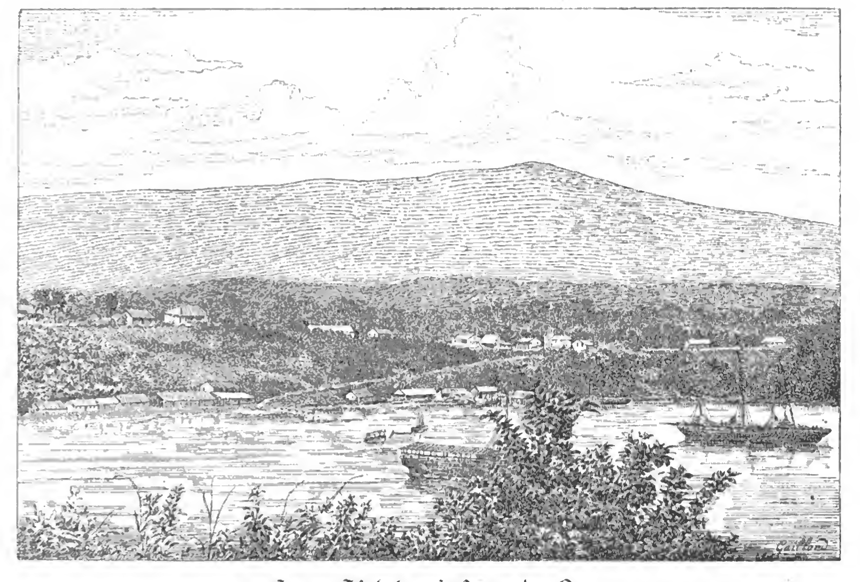
Sofort wurde ein Bote an König Bell abgesandt, der das deutsche Geschwader fast noch sehnsüchtiger als die Deutschen selbst erwartete. Die Engländer zogen, als es bekannt wurde, daß die Schiffe deutsche seien, überall ihre Flaggen herunter. Am Kamerun-Fluß stehen sechs englische Firmen zwei großen deutschen gegenüber, ohne in ihrer Gesamtheit die Handelsbedeutung der beiden deutschen Häuser zu erreichen. Der am Kamerun-Fluß lebenden Deutschen mögen etwa 20, der Engländer, einschließlich der Mission, beinahe eben so viele sein.

Am Morgen des 19. erschien auf der Hulk von Jantzen und Thormählen bei Acquas Stadt der Flaggen-Lieutenant v. Holtzendorff, um im Namen des Admirals nähere Erkundigungen einzuziehen. Es wurde beschlossen, daß einige Deutsche auf der Dualla mit ihm zur Corvette Bismarck fahren sollten. Der Woermannsche Hauptagent Herr Schmidt und der Verfasser dieses Buches nahmen an dieser Fahrt teil und auch die so eben von Alt-Calabar zurückkehrenden Herren Dr. Buchner und Capitän Voß konnten noch an jener Beratung teilnehmen, welche an Bord des Bismarck beim Admiral abgehalten wurde. Mit gespanntester Aufmerksamkeit harrten Officiere und Mannschaften der Entscheidung. Auf die dringenden Vorstellungen der von König Acquas Stadt gekommenen Deutschen lautete die Entscheidung: „Ausschiffen und Landen von 330 Mann mit vier Geschützen.“ Die beiden deutschen Firmen stellten ihre Dampfer Fan und Dualla zur Verfügung und der Dienste des von den Engländern aufgehetzten schwarzen Lotsen glaubte man füglich entraten zu können. Die Lotsenfrage war früher für den Kamerun-Fluß eine der wichtigsten, aber seit die deutschen Kriegsschiffe den Fluß und seine Mündung vermessen und Bojen versenkt haben, können die Schiffe auch allenfalls ohne Lotsen die Einfahrt wagen. Die Nacht vom 19. auf den 20. verbrachten wir von

König Acquas Stadt gekommene Deutsche an Bord des Bismarck. Trotzdem das Leben und Treiben an Bord durch die vom Admiral getroffene Entscheidung in seinen Formen kaum beeinflußt wurde, so war doch eine allgemeine Erregung unverkennbar. Hier freudige, dort beinahe traurige Gesichter: der eine durfte an der morgigen Expedition teilnehmen, der andere nicht. Mit ähnlicher Geschwindigkeit sind, glaube ich, niemals an Bord des Bismarck von den Mannschaften Patronen gefettet, von den Officieren Karten und Situationspläne gezeichnet worden. Auch war sonst noch vieles zu erledigen und vorzubereiten: der eine probirte einen der mit weißem Schleier umgebenen Strohhüte, die hier zum erstenmal zur Verwendung gelangen sollten; der andere suchte „das Schwert, welches ich in der Schlacht zu tragen pflege".

Die Abfahrt war ursprünglich für den 20. December morgens 6 Uhr festgesetzt. Da aber dem deutschen Kauffahrteischiff Dorothea, dessen Kohlen in Brand geraten waren, Hülfe geleistet werden mußte, so verzögerte sie sich bis 6 Uhr 40 Minuten. Der Dampfer Dualla sollte die Boote der Olga, der Dampfer Fan diejenigen des Bismarck schleppen. Der Verfasser begab sich, da die mitfahrenden Civilisten sich gleichmäßig verteilen sollten, an Bord der Dualla und hat dementsprechend unter den Olga-Leuten die Ereignisse des Tages mit durcherlebt. Die Officiere trugen weißes Beinkleid, weißen Rock, Kniestiefel, gelben Strohhut mit weißem Schleier, ferner Schleppsäbel, Revolver und Trinkflasche. Die Mannschaften trugen weiße Hose, weiße Arbeitsbluse, Kniestiefel, Strohhut mit Schleier, ferner Gewehr, Seitengewehr, eine Vorratstasche mit einer halben Tagesration Brot, einer Feldflasche mit schwarzem Kaffee und je 40 Patronen, während weitere 20 Patronen pro Mann als Reserve mitgenommen wurden.

Zuerst setzte die Dualla (ein Dampfer von 50 Tons) sich in Bewegung, aber später übernahm laut Befehl der Fan (100 Tonnen) die Führung. Die Dualla schleppte vier Boote von der Olga, nämlich die eins der Geschütze enthaltende Barcasse, zwei Kutter und eine Jolle. Das Landungscorps der Olga bestand aus 115 Mann, nämlich Matrosencompagnie 72, Artillerie 13, Pioniere 5, Krankenträger 5, Bootswache 13, Seecadetten 2 und Officiere 6. Die an der Expedition teilnehmenden Officiere waren: der erste Officier Capitän-Lieutenant Riedel, welcher das Landungscorps der Olga commandiren sollte, ferner Lieutenant zur See Höpner



Santa Isabel auf Fernando Po
(nach eigner Photographie des Verfassers).

(befehligte den 1. Zug), Unterlieutenant zur See v. Ernsthausen (Bootswache und Artillerie), Unterlieutenant zur See Hoffmann (der einen Kutter, von dem später die Rede sein wird, führen sollte), Seconde-Lieutenant vom Seebataillon v. Etzel (zweiter Zug), ferner Stabsarzt Dr. Fischer, Seecadett Langer (beim ersten Zug) und Seecadett Gotzheim (beim Stab).

Der Dampfer Fan schleppte von den Booten des Bismarck zwei Barcassen, eine Jolle, eine Dampfpinasse, zwei Kutter, ein Brandungsboot und eine Gig. Das Landungscorps des Bismarck bestand aus 216 Mann, nämlich Matrosen-Comgagnie in drei Zügen 136, Artillerie 27, Pioniere 8, Sanitätspersonal 10, Bootswache 30 und Stab 5. Commandant des Landungscorps beider Schiffe und mithin Leiter der ganzen Expedition war der Capitän des Bismarck, Capitän zur See Karcher. Von den übrigen Officieren des Bismarck nahmen an der Expedition teil: Lieutenant zur See Graf v. Moltke, Lt. z. S. Stiege, Lt. z. S. Schnars, Lt. z. S. Meyer II., Unterlieutenant z. S. Mießner (Bootswache), ferner die Unterlieutenants z. S. Scheer, Kölle, Meier III. und Bachmann (letzterer beim Stab als Adjutant des Commandanten), endlich Assistenzarzt Dr. Damann und auch der zum Stab des Admirals gehörige Flaggen-Lieutenant Lt. z. S. v. Holtzendorff.

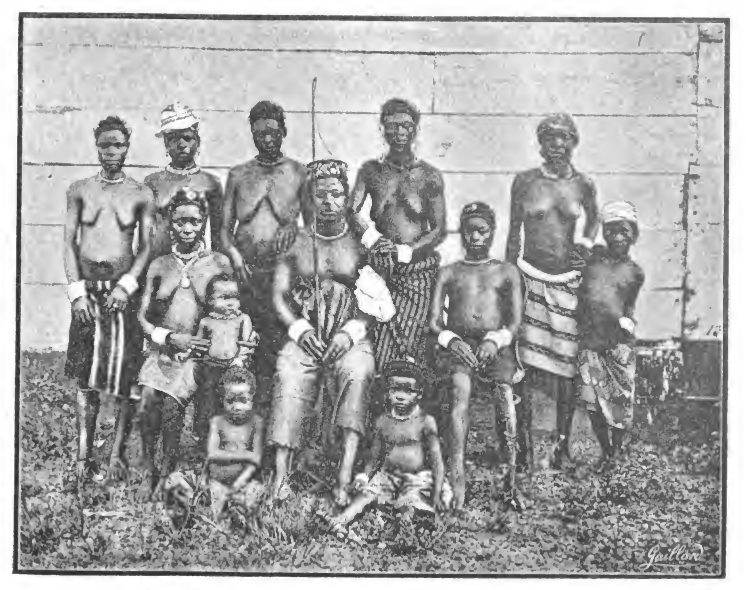
Insgesamt zählte also das Landungscorps beider Schiffe 331 Officiere und Mannschaften. Die Artillerie bestand aus einer Revolverkanone und drei 8cm-Bronze-Geschützen, für welche Munition für je 62 Granat- und 10 Kartätsch-Schüsse mitgenommen wurde.

Mit solchen Dampfern wie „Fan" und „Dualla" gelangt man für gewöhnlich in zwei Stunden vom Ankerplatze unserer Kriegsschiffe bis nach König Bells Stadt und König Acquas Stadt. Mit den vielen Booten im Schlepptau benötigten wir aber beinahe drei Stunden, um diese Entfernung zurückzulegen. Auch mußten Capitän Voß, welcher die Dualla, und Herr Stein, welcher den Fan steuerte, die äußerste Vorsicht anwenden, weil es doch sehr unangenehm gewesen wäre, wenn wir grade bei dieser Gelegenheit auf eine Untiefe geraten wären. Als wir uns Joss-Stadt, dem Hauptsitze der Aufständischen, näherten, flatterte über dem Ort eine weiße Fahne, das Zeichen der Unterwerfung. Die Ereignisse, von denen der Leser des weitern hören wird, beweisen, daß das eitel Hinterlist und Verräterei war.

Der von Admiral Knorr ausgearbeitete Plan ging dahin, daß zunächst die am rechten Ufer des Kamerun-Flusses gelegene Hickory-Stadt behufs Abfangung des Häuptlings Lock Prisso umstellt werden sollte, indem die Bismarck-Leute im Nordosten, die Olga-Leute im Süden jener vorspringenden Landzunge, auf welcher Hickory-Stadt liegt, landeten. Nach geschehener Vereinigung sollte man alsdann flußabwärts zum gegenüberliegenden linken Ufer fahren und dort gemeinsam die Stadt des Häuptlings Elami Joß angreifen.

Joß-Stadt liegt südwestlich von der von den Aufständischen niedergebrannten Stadt König Bells und ist eigentlich bloß ein Teil derselben. Bei der Annäherung an König Bells Stadt und König Acquas Stadt bemerkten wir, daß alle englischen Hulks und alle am Lande gelegenen Gebäude der englischen Mission die englische, die deutschen Factoreien dagegen die deutsche Flagge aufgezogen hatten. Die von den Dampfern geschleppten Boote stellten, während über Fan und Dualla nach wie vor die schwarz-weiß-rote Fahne wehte, die deutsche Kriegsflagge auf. Da westlich von Hickory-Stadt ein kleiner Wasserarm, auf dem die Aufständischen hätten entfliehen können, in den Mungo-Creek mündet, so wurde ein Kutter der Olga unter dem Unterlieutenant zur See Hoffmann dorthin abgesandt. Ich will aber gleich hier erwähnen, daß Lieutenant Hoffmann nichts zu thun bekam, indem die Aufständischen, soweit sie nicht schon vorher die Stadt geräumt hatten, in nördlicher Richtung entflohen. Zwischen Hickory-Stadt und der flußaufwärts von König Acquas Stadt gelegenen Dido-Stadt herrschte reges Leben. Nicht nur schwammen dort Dutzende von Fischerbooten, sondern es verkehrten auch große, bunt angestrichene Kriegs-Canoes herüber und hinüber.

Kurz bevor wir selbst landeten, spielte sich vor unsern Augen eine aufregende Scene ab. Zwei große Canoes suchten dicht vor dem Fan von Hickory-Stadt nach Dido-Stadt herüberzukommen. Es wurden aber ein Kutter und die Dampfpinasse des Bismarck zur Verfolgung abgesandt. Die Schwarzen ruderten wie verzweifelt, sodaß ihre Canoes gleich Pfeilen dahinschossen. Ein paar blinde Schüsse vermochten nicht, sie zum Stillehalten zu bewegen. So schnitt also die Dampfpinasse dem einen Canoe den Weg ab. Die drei Insassen sprangen ins Wasser und schwammen, wie ich niemals vorher Menschen habe schwimmen sehen — etwa mit der



Ein Kamerun-Händler mit Frauen und Kindern
(nach eigner Photographie des Verfassers).

Geschwindigkeit eines laufenden Pferdes. Erst nach geraumer Zeit wurden sie vom Kutter eingeholt und gefangen genommen. Die Dampfpinasse aber bohrte das andere Canoe in den Grund und fischte von seinen Insassen auf, wen man eben fassen konnte.

Um 9 Uhr 30 Minuten stieg ich mit den Officieren der Olga vom Dualla in die Boote, in denen bisher bloß die Mannschaften gesessen hatten. Um an Land zu gelangen, mußten wir noch ein klein wenig durchs Wasser waten. Rechts von uns lag Hickory-Stadt, aber da wir dieselbe umstellen sollten, so stieg ich mit Capitän-Lieutenant Riedel, den ersten Zug unter Seconde-Lieutenant v. Etzel begleitend, eine kleine buschbewachsene, südwestlich von Hickory-Stadt gelegene Anhöhe heran. Um 9 Uhr 40 Minuten fiel von unserer Seite der erste Schuß auf Neger, die ihre Gewehre schwingend zu entkommen suchten und trotz des Anrufens nicht still standen. Bald krachte es rings umher und auch von jener Seite her, wo die Bismarck-Leute kurz vor uns gelandet waren. Aufwärts weiter eilend sah ich den ersten Toten, den Rücken von Blut überströmt, im Grase liegen. Etwa 100 Schritte weiter hörte ich das Geschrei eines Kindes, das wohl von seiner fliehenden Mutter verlassen worden war. Hoffentlich hat die Mutter das arme Ding später wiedergefunden. Wären wir nicht beim Rückmarsch wegen der zur Eile drängenden Gefangennahme eines Deutschen, den wir befreien wollten, gezwungen worden, den kürzesten Weg einzuschlagen, so würden wir das Kind wohl mitgenommen und einer Mission übergeben haben. Einstweilen stürmte alles durch Gras und Buschwerk vorwärts. Ein zweiter Neger fällt, ein dritter. Wir sind im Dorfe, dessen durch ansehnliche Zwischenräume getrennte Bambu- und Binsenhäuser gänzlich menschenleer zu sein scheinen. Doch nein! Da stürzt grade vor uns ein Schwarzer hervor und legt das Gewehr an die Backe. Zwei Matrosen springen hinter einen Baum und zielen. Gleichzeitig krachen drei Schüsse und der Neger stürzt, noch im Fallen sich überschlagend, mitten in der Straße zu Boden. Der Gefallene trug die aus Kokosfasern gefertigte braune, aber in der Form dem bairischen Raupenhelm gleichende Kriegsmütze der hiesigen Dualla-Stämme. Seine reiche Kleidung verriet ihn als einen Vornehmen, wenn nicht als einen Häuptling. Er trug Miniégewehr und Schwert, seine Patronentasche enthielt Pulver und gehacktes Blei, mit dem die hiesigen Duallas viel lieber als

mit Kugeln feuern. Das Haus des Gefallenen, dessen Thür mit dem Kolben aufgeschlagen wurde, war für die Verhältnisse der Eingebornen reich ausgestattet und enthielt einen bunt angestrichenen, hübsch geschnitzten Canoe-Aufsatz (Canoe-Schnabel), den wir als Trophäe mit uns nahmen. Ernstlichere Arbeit gab es für uns nicht mehr und fast mit Neid hörten wir das starke Schießen auch aus den Geschützen und der Revolverkanone seitens der Bismarck-Leute. Man hatte uns bloß sehr schwachen und sozusagen gar keinen Widerstand geleistet. Auch ergab die Durchsuchung der Häuser, deren Thüren aufgeschlagen, die aber sonst unversehrt gelassen wurden, daß nur wenig Aussicht vorhanden war, Lock Prisso hier noch zu finden.

Hickory-Stadt war genommen. Aber wo blieben die Bismarck-Leute? An der andern Seite des Ortes hinderte uns ein Mangrove-Dickicht, in das sich, nach dem Stimmengewirr zu urteilen, viele Schwarze geflüchtet hatten, am weitern Vordringen, so ernstlich es auch versucht wurde. Die Vereinigung mit den Bismarck-Leuten erwies sich als unmöglich, weil die uns von ihnen trennende wassergefüllte und mit Mangrove-Dickicht bestandene Niederung von jenen Ortskundigen, welche die kleinen Situationspläne angefertigt hatten, nicht in Rechnung gezogen worden war. Wir marschirten in anderer Richtung, als von woher wir gekommen waren, abermals durch die Stadt und fanden ein mit Pulver und Waffen vollgepfropftes Haus, das vielleicht als eine Art von Arsenal hatte dienen sollen. Anfänglich begann man die Pulverfässer, etwa 20 an der Zahl, aufzuschlagen und ihren Inhalt auf den Boden zu schütten. Da das aber zu lange dauerte, wurde Feuer an das Haus selbst gelegt, und während wir weiter marschirten, tönte beständig das Knallen explodirender Pulverfässer in unsere Ohren. Als wir uns dem Strande näherten, flohen in größter Hast, aber selbstverständlich unbehelligt bleibend, einige Weiber, die man der hier üblichen Kleidung wegen aus der Entfernung bloß daran, daß sie keine Waffen trugen, als solche erkennen konnte. Wir gelangten zu dem großen, teilweise sogar aus Stein erbauten Hause Lock Prissos, das ebenfalls den Flammen überliefert wurde. Noch erhielt ein mit Gewehr ertappter Neger einen Schuß durch den Arm, aber um 10 Uhr 30 schwieg auf unserer Seite das Feuer und um 10 Uhr 40 auch auf seiten der Bismarck-Leute.

Mit den Officieren hatte ich mich grade, um nach den Bismarck-Leuten und ihren Booten auszuschauen, zum Rande jenes Plateaus begeben, zu dem man vom Flußufer hinaufsteigt, als wir eine von Kru-Negern geruderte Gig bemerkten, in der Herr Wölber von der Firma C. Woermann stand, uns zurufend, daß man bei König Bells Stadt einen Deutschen gefangen genommen und die deutsche Flagge heruntergerissen habe. Capitän-Lieutenant Riedel ordnete nunmehr die Wiedereinschiffung an, die, da die Boote der Ebbe wegen weit draußen lagen, nicht ganz ohne Schwierigkeit von statten ging. Als auf der Dualla die Nachricht von der Gefangennahme des Woermannschen Agenten in König Bells Stadt bestätigt wurde, als wir erfuhren, daß die Dampfpinasse bereits Erkundigungen habe einziehen wollen, aber, obwohl sie 22 wohlgezielte Schüsse aus dem Revolvergeschütz abgab, durch heftiges Gewehrfeuer zurückgetrieben worden sei, beschloß Capitän-Lieutenant Riedel, auf eigene Verantwortung mit seiner Handvoll Leute die Rettung des Gefangenen zu versuchen. Als ich um die Erlaubnis bat, an dieser neuen Expedition teilnehmen zu dürfen, glaubte Capitän-Lieutenant Riedel mich darauf aufmerksam machen zu müssen, daß das Unternehmen voraussichtlich ernsterer Natur sein werde, als dasjenige des Vormittags. Ich erwiderte, daß das meine Sache sei und daß ich mich auf eigene Verantwortung hin anschließen wolle. Als alle Boote zur Stelle waren, leistete die Dualla wieder Schleppdienste und legte sich dann des größern Schutzes wegen hinter die Hulk von Jantzen u. Thormählen.

Ehe ich zur Schilderung des Angriffs auf Joss-Stadt übergehe, möchte ich hier anschließen, was die Officiere des Bismarck mir über ihre Thätigkeit am Morgen des 20. December erzählt haben. Als Führer dienten dem Landungscorps des Bismarck die Herren Schmidt und Dr. Buchner, von denen der erstere am Tage vorher ein schweres Fieber überstanden hatte, während der letztere, krank von Alt-Calabar zurückkehrend, sich bloß mit heroischer Anstrengung für die Strapazen des Zuges aufzurichten vermochte. Um 9 Uhr 10 Minuten umfuhren die Boote des Bismarck die Hickory-Spitze und begannen, von schwachem Feuer aus den Hütten der Eingebornen empfangen, südlich von der englischen Mission die Landung. Einige Salven brachten das feindliche Feuer fürs erste zum Schweigen, während gleichzeitig von den Booten aus

mehrere Granaten in der Richtung, wo man das Haus des Königs vermutete, geschleudert wurden. Nach dem Hornsignal „Sammeln" formirte man sich in drei Zügen, von denen der erste unter den Lieutenants Scheer und Kölle am Strande, der zweite (das Gros) unter Lieutenant Graf Moltke gegen die Stadt selbst und der dritte unter Lieutenant Meyer behufs Abfangung der Fliehenden in nordwestlicher Richtung vorgingen. Die Stadt, die man hier vor sich hatte, war die durch eine mangrovebestandene Niederung von Hickory-Stadt getrennte „alte Stadt des Königs Bell" (old King Bells Town), welche ebenfalls zu des Häuptlings Lock Prisso Machtbereich gehört.

Bei der Durchsuchung der Häuser erhielten unsere Truppen mehrfach Feuer und gelangten dann eine Anhöhe aufwärts, wo die Häuser seltener wurden, in Buschwerk, wo auch noch mehrere bewaffnete und fliehende Neger erschossen wurden. An der andern Seite der erwähnten Anhöhe heruntersteigend gelangte man zu jener selben Sumpfniederung, welche auch die Olga-Leute unpassirbar gefunden hatten. Auf dem Rückmarsch wurde die menschenleere Stadt angezündet. Das Feuer verbreitete sich so schnell, daß es große Flächen ausgetrockneten Grases ergreifend einen förmlichen Prärienbrand verursachte und die Truppen zum Einschlagen einer andern Richtung zwang. Man marschirte durch die brennende Stadt, als Lieutenant Bachmann vor sich einen großen Haufen bewaffneter Neger bemerkte. Er gab schon den Befehl, zu feuern, bemerkte aber noch rechtzeitig, daß eine deutsche Flagge geschwenkt wurde. Es war König Bell mit seinen Scharen, alle in kriegerischem und phantastischem Aufputz. König Bell selbst hat zu viel Verstand und Geschmack, um sich mit fremdem Tand zu behängen, und trug dementsprechend den landesüblichen, mit schwarzem Affenfell überzogenen Kriegshelm, der sowohl an antike wie an modern bairische Vorbilder erinnert. Aber bei seinen Begleitern bemerkte man einen französischen Cuirassierhelm, mehrere dreispitzige Hüte aus dem vorigen Jahrhundert und einen Landwehrhelm mit der Aufschrift „Mit Gott für König und Vaterland". Noch komischer soll ein Mann mit Jockey-Kappe, preußischem Seitengewehr und englischem Regenschirm ausgesehen haben. In nicht sehr großer Entfernung von der kleinen englischen Missionskirche fanden unsere Officiere einen hübschen freien Platz, auf dem abgekocht werden sollte. Aber die Krieger Bells hatten

die Zwischenzeit schon weidlich zum allergründlichsten Plündern und zum Anzünden auch der in der Nähe der englischen Missionskirche gelegenen Hütten benutzt. Um ihr Treiben ein wenig zu überwachen, wurde ein halber Zug Matrosen-Infanterie zum Durchstreifen der brennenden Stadt ausgesandt. Bells schwarze Krieger sollen beim Brennen, beim Plündern, beim Niederschießen des auf den Weiden umherirrenden Viehes mit einer Wildheit gehaust haben, wie man sie sonst bloß von Indianern zu erwarten gewohnt ist.

Soweit man sich darüber vergewissern konnte, waren fünf oder sechs Neger gefallen; von unsern Leuten hatten einige Schrammschüsse davongetragen, so beispielsweise Lieutenant zur See v. Holtzendorff einen Schrammschuß quer über die Brust. Um 1 Uhr 50 Minuten war zum Sammeln geblasen worden und alles war wieder beim ursprünglichen Landungsplatze vereinigt, als die erste Nachricht eintraf, daß die Olga-Leute stark engagirt seien und sich beinahe verschossen hätten. Sofort wurde Proviant ausgeteilt und mit der Einschiffung begonnen. Aber inzwischen fing das Dach der englischen Missionskirche von einer der durch Bells Leute angezündeten Hütten Feuer und auch das steinerne Missionshaus geriet in Gefahr, indem die Veranda zu glimmen begann. Capitän Karcher ließ daraufhin einen Zug Matrosen-Infanterie unter Lieutenant Scheer an Land zurückkehren, um wo möglich den Brand des englischen Missionshauses zu verhindern, andernfalls aber beim Ausräumen behülflich zu sein. Thatsächlich ist denn auch der Brand auf das Dach der englischen Missionskirche beschränkt geblieben. Um 2 Uhr 20 Minuten waren alle Leute eingeschifft und die Boote wurden teils vom Fan, teils von der Dampfpinasse geschleppt. Das Brandungsboot nahm als das letzte den Zug, welcher der englischen Mission Hülfe geleistet hatte, und außerdem vier Versprengte auf, die sich beim Rückmarsch im Buschwerk verirrt hatten. Da man beim Einschiffen aus Häusern und Buschwerk abermals Feuer erhalten hatte, so wurden noch ein halbes Dutzend Granaten geschleudert. Dann ging es so schnell wie möglich nach König Bells Stadt hinüber zur Unterstützung des Landungscorps von der Olga.

Ueber dieses Landungscorps der Olga ist bis zu dem Zeitpuncte berichtet worden, wo die unsere Boote schleppende Dualla sich hinter die Hulk von Jantzen u. Thormählen gelegt hatte. Die Officiere und die-

jenigen Mannschaften, die sich an Bord des kleinen Dampfers selbst befunden hatten, sprangen in die Boote und unter kräftigen Ruderschlägen ging es vorwärts. Aber kaum waren wir einige Minuten aus dem Schutze der Hulk heraus, als wir auch schon gegen 12 Uhr das erste Feuer erhielten und mehrere Kugeln durch das Sonnensegel des Bootes, in dem ich mich befand, hindurchschlugen. Unsere Leute griffen, soweit sie nicht rudern mußten, zu den Gewehren und begannen das Feuer zu erwidern, das vornehmlich von einer über der deutschen Factorei von König Bells Stadt gelegenen Anhöhe herzurühren schien. Noch waren wir recht weit vom Strande entfernt, als unser Boot aufstieß und uns zwang, bis an die Brust ins Wasser zu springen. Größte Eile war geboten, denn die Kugeln pfiffen uns rechts und links um die Ohren, aber die schlammige Natur des Grundes, auf dem wir vorwärtsgehen mußten, verursachte, daß es doch wohl einige Minuten dauerte, bis wir aus dem Wasser waren. Alles eilte zu der blau angestrichenen, unfern vom Strande gelegenen Woermannschen Factorei, wo hinter einer den Hof einschließenden Steinmauer Deckung genommen wurde. Nunmehr — es war 12 Uhr 20 Minuten — begann eine starke Kanonade. Der Feind hielt auf dem 60 bis 80 Fuß über uns gelegenen Abhang eine durch Bäume gesicherte, äußerst starke Stellung besetzt. Aber gegen das Feuer von oben würde die erwähnte Mauer uns vollauf Deckung gegeben haben. Anfänglich begriff ich nicht, daß trotzdem zwei Leute verwundet wurden. Erst im weitern Verlauf des Gefechts und namentlich am folgenden Tage, als das ganze Gebäude mit Ruhe durchmustert wurde, begriff ich, daß der Feind von den englischen Missionen aus unsere Stellung auch von der Seite her bestreichen konnte. Unsere Leute feuerten vielleicht allzu hastig und richteten daher weniger aus, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre. Vom Admiral war so ausdrücklich wie nur irgend möglich befohlen worden, alles englische Grundeigentum sowohl in Hickory-Stadt als in Joss-Stadt unberührt zu lassen und wenn möglich nicht einmal zu betreten. Die Kugeln umsausten uns von drei Seiten her und, wie einige Matrosen vielleicht irrtümlicherweise behaupteten (ich selbst habe es nicht feststellen können), auch von der vierten Seite, nämlich von den Hulks her.

Unter diesen Umständen gab Capitän-Lieutenant Riedel, als eben der zweite Mann verwundet worden war, um 12 Uhr 40 Minuten

den Befehl, zu stürmen. Auf das Hornsignal „Avanciren“ ordnen sich die Züge, die Officiere eilen mit gezogenem Säbel voraus und unter einem rasenden Feuer von oben geht es mit „Hurra, hurra!“ hinauf. Ich habe selten ein leidenschaftlicheres, wilderes Bild gesehen. Wie die Teufel klettern unsere Matrosen aufwärts, jenem Feinde entgegen, den sie in seiner gedeckten Stellung mit ihren Gewehren nicht hatten erreichen können. Etwa auf der Mitte des Abhangs stürzt einige Schritte von mir ein Mann zu Boden und bleibt, mit dem Gesicht nach unten, mitten auf dem Wege liegen. Eine Kugel war ihm durch den obern Teil des Kopfes gegangen (er starb in der nächstfolgenden Nacht). Als ich mich umwandte, um zu sehen, was unsere Boote und deren Geschütze machten, sah ich von Lieutenant v. Ernsthausens Hand, in welcher er den Revolver trug, Blut rinnen (ganz leichte Schramme). Aber im selben Augenblick schlug ihm eine Kugel, den Hahn zerschmetternd, den Revolver aus der Hand. Ich bewunderte ihn, als er die Waffe so ruhig wieder aufhob, als ob es ein in einem Ballsaal liegendes Schnupftuch gewesen wäre.

Aber der Leser möge nicht glauben, daß der Sturm auf die Anhöhe so viel Zeit erfordert hätte, wie er zum Lesen der Beschreibung gebraucht. Genau weiß ich die Zeit nicht anzugeben, aber ich glaube, daß wir in zwei bis drei Minuten oben waren. Und jetzt zum erstenmal sah ich den Feind. Unsern Kugeln hatte er standgehalten, aber nicht dem Hurra, Hurra. Noch mochten die vordersten Matrosen etwa 20 Schritt von der Hochebene entfernt sein, da sah ich hinter einem jener drei die Anhöhe krönenden Riesenbäume ein halbes Dutzend schwarzer Gestalten hervorspringen. Sie liefen, wie man eben läuft, wenn es das Leben gilt. Wir waren oben. Wir sahen die Rinde der Bäume zerfetzt von unsern Kugeln. Aber von drei Seiten empfing uns wieder ein mörderisches Feuer. Es wurde befohlen, nach rechts und nach der Front auszuschwärmen. Das feindliche Feuer schwieg, so lange unsere Leute vorwärts stürmten. Aber als Halt commandirt wurde, begann es aufs neue. Wir nahmen Deckung hinter dem aus Lehm bestehenden Fundament eines der niedergebrannten Häuser von König Bells Stadt. Unsere Leute feuerten liegend nach vorwärts und nach rechts. Aber wir merkten, daß wir auch von links her Feuer bekamen. Ein Zug unter Lieutenant Höpner schwärmte dorthin aus. Das half. Aber unsere Linie wurde zu ausgedehnt, da unsere Leute,

die noch alle sehr jung im Dienste waren, sobald sie erst vorgehen durften, in ihrem Feuereifer kaum zu bändigen waren. Es wurde befohlen, die Linie enger zu schließen, um die Leute besser unter dem Commando zu haben.

Es ist ein eigentümliches Gefühl, gegen einen unsichtbaren Feind zu kämpfen. Und das tropisch üppige Buschwerk diente unsern Gegnern gradezu als Tarnkappe. Bisweilen riefen unsere Leute, dort oder dort hätten sie einen schwarzen Arm oder Kopf gesehen. Aber noch hatten sie das Gewehr nicht an der Backe, so war schon kein Ziel mehr da. Ich, der ich nicht feuerte, hatte vollauf Zeit, das Gelände vor und neben uns zu mustern. Und doch habe ich während zweier Stunden, die wir in diesem Kugelregen ausharrten, bloß drei- bis viermal einen kurzen Blick auf diesen oder jenen unserer Gegner gehabt. Capitän-Lieutenant Riedel konnte nicht wagen, mit den 60 Mann, über die er verfügte, allzu weit vorzustoßen. Unsere Leute wurden erregt und feuerten trotz mehrfacher Ermahnung etwas schnell. Wir konnten nichts anderes thun, als den gewonnenen Boden behaupten. Bald wurde nach rechts, bald nach links ein Vorstoß gemacht. Aber es fehlte an Leuten, um eine sehr viel ausgedehntere Linie zu besetzen. Zudem kamen unsere rechts stehenden Leute an eine sehr tiefe Schlucht, deren andere Seite stark vom Feinde besetzt war und an deren Ueberschreitung sie unter den obwaltenden Umständen nicht denken konnten. Ich ging mit Capitän-Lieutenant Riedel zu den drei Bäumen, um zu sehen, was die Boote machten. Das Sanitätsboot, auf das beständig heftig gefeuert wurde, fuhr auf und ab und suchte mehrmals hinter der deutschen Hulk Schutz. Unser Boot mit dem 8cm-Geschütz folgte dem Beispiel, weil keine Munition mehr vorhanden war. Unzweifelhaft war der Kugelregen unten noch stärker als oben bei uns. Aber auch oben zischte es über uns, neben uns: ßs, ßs, ßs. Ueber uns in den Zweigen knackte es beständig von zerschmetterten Zweigen; es war augenscheinlich, daß der Feind viel zu hoch schoß. Ich legte mich auf den Boden, der weitern Entwicklung entgegensehend.

Da kam etwa um 2 Uhr die Meldung, daß der rechte Zug unter Lieutenant v. Etzel bloß noch 3 Patronen auf den Mann habe; einzelne Leute hatten sich ganz und gar verschossen. Nicht viel besser stand es in der Front bei Seecadet Langer und links bei Lieutenant zur See Höpner. Es wurde ein Boot nach den



König Dido (Jim Equalla) mit seinen Kindern
(nach eigner Photographie des Verfassers).

Reservepatronen ausgesandt. Die Zeit, bis sie kamen, dünkte mich sehr lang. Endlich, endlich waren sie da. Aber es war bloß eine kleine Hülfe. Glücklicherweise feuerten unsere Leute jetzt erheblich ruhiger. Aber die Kugeln pfiffen immer ungenirter um uns herum. Wir fanden heraus, daß viele der bestgezielten Schüsse von einer Palmengruppe kamen, die gar nicht so sehr weit entfernt war. Einige Leute erhielten Erlaubnis, darauf loszugehen. Als sie vorwärts stürmten, sah ich, wie drei Neger hinter einer Palme hervorsprangen und das Weite suchten. Aber eine ganze Salve folgte ihnen und ich glaube kaum, daß einer von ihnen unverletzt davongekommen ist. Es wurde gemeldet, daß wir schon 9 Verwundete hatten, ungerechnet die Schrammen. Einem Matrosen war der Kolben des Gewehrs zerschmettert, ein anderer, der einen Streifschuß am Halse hatte, kämpfte ruhig weiter.

Es war 2½ Uhr. Sollten wir mit unserer handvoll Leute die rechts von uns liegende Joss-Stadt zu nehmen suchen? Officiere und Mannschaften brannten vor Verlangen danach. Aber die ruhige Ueberlegung überwog. Ausharren also! Ausharren, während man von einem unsichtbaren Feinde beschossen wird. Und wie sollte die Sache enden? Von den Bismarck-Leuten war nichts zu sehen. Bloß dichte Rauchwolken von brennenden Häusern stiegen dort, wo sie gelandet waren, empor. Sie ahnten augenscheinlich nicht, daß sie bei uns sehr viel nötiger gebraucht wurden. Kapitän-Lieutenant Riedel, der beständig vom Strande her Meldungen empfing und Meldungen abschickte, entsandte die Dampfpinasse, um den Commandanten des Bismarck von dem starken Widerstande, den wir gefunden, zu benachrichtigen. Und wenn wir ohne Unterstützung Joss-Stadt nicht stürmen konnten und wenn die Bismarck-Leute nicht kamen, was dann? Die Nacht hier oben zu bleiben erschien, wenn auch nicht gefährlich, so doch nicht sehr erfreulich. Eine Wiedereinschiffung, ohne Joss-Stadt genommen zu haben, war wegen des Eindrucks, den dies auf den Feind gemacht haben würde, ganz unmöglich, abgesehen davon, daß starke Verluste unausbleiblich gewesen sein würden. Auch schien die drunten am Strande liegende Woermannsche Factorei nicht sehr verteidigungsfähig zu sein; die Schwarzen hätten uns dort vollkommen ausräuchern können. Also bleiben! Wenn nötig, auch die Nacht hindurch. Allmählich wird man, wenn der Feind so schlecht schießt, wie der uns gegenüberstehende, gegen das ßs, ßs der Kugeln sehr gleichgültig. Aber

wir litten alle von Durst und ich auch von Hunger, denn ich hatte durch einen Zufall seit dem vorhergehenden Tage nichts genossen. „Wo doch Bismarck bleibt?“ hieß es immer und immer wieder.

Da plötzlich um 2 Uhr 50 verbreitete sich das Gerücht, er komme. Das heißt, nicht die Corvette Bismarck selbst, sondern die Bismarck-Leute auf dem Fan und den von diesem geschleppten Booten. Kaum jemals habe ich mit größerer Freude gesehen, wie ein Fahrzeug sich näher und näher heranbewegte. So sollten wir also endlich stark genug sein, um gegen diese unsichtbaren Feinde vorzugehen. Wir hatten allen Grund, eilig zu sein, denn schon seit einer Viertelstunde und ehe man noch etwas von dem Kommen der Bismarck-Leute wußte, hatte das feindliche Feuer beinahe gänzlich aufgehört. Sollten sie sich zurückziehen, sollten wir sie nicht mehr erwischen? Vorwärts, Bismarck, vorwärts! Der Fan wirft Anker; die Boote werden von den eigenen Leuten gerudert. Schnell, schnell, oder wir kriegen sie nicht mehr! Es sind bloß noch 2½ Stunden bis zur Dunkelheit. 3 Uhr 15 Minuten. Das erste Bismarck-Boot berührt den Strand. Andere folgen nach. Es ist eine Freude, anzusehen, wie die Leute herausklettern und in Zügen aufmarschiren. Es stürmt den Berg hinan, als ob wir selbst Feinde wären. Lieutenant Bachmann mit einem gemischten Zuge stellt sich im Auftrage des Commandanten zur Verfügung des Capitän-Lieutenants Riedel. Im Innern der Officiere folgt ein kleiner Kampf zwischen dem soldatischen Triebe und der Pflicht, die Mannschaften zu schonen. „Die Olga-Leute dürften müde sein“, heißt es auf der einen Seite. „Die Olga-Leute haben zwei Stunden hier im Kugelregen ausgehalten“, lautet die Entgegnung, „und es würde hart sein, ihnen die Erstürmung von Joss-Stadt zu versagen.“ Die letztere Ansicht behält die Oberhand.

Die Olga-Leute formiren sich in Zügen, das Hornsignal lautet „Avanciren“ und im Marsch, Marsch geht es vorwärts, die Olga-Leute zur Linken, die nachrückenden Bismärcker zur Rechten. „Hurra, hurra, Bismarck!“ schallt es von rechts, „hurra, hurra, Olga!“ von links. Im Laufschritt sind die ersten Häuser von Joss-Stadt erreicht. Im Nu sind die jede Stadt umgebenden und die einzelnen Stadtteile trennenden Zäune niedergerissen. Wo das Niederreißen zu lange dauern würde, klettert man über die Zäune oder springt hinüber. Hohes Gras, Bananen u. s. w. füllen, die Uebersicht aufs äußerste erschwerend, die weiten Zwischenräume

zwischen den Häusern. Von rechts und von links her hört man Gewehrfeuer. Die meisten der kleinen Bambuhäuser, deren Thüren mit dem Kolben aufgestoßen werden, sind leer. Aber aus einigen brechen doch, ihre Gewehre schwingend, schwarze Gestalten hervor. Es folgt ein Rennen auf Leben und Tod. Die Schwarzen sind unsern Matrosen kaum zwanzig Schritte voraus. Es wird auch auf sie geschossen. Aber wenn das Blut in Wallung ist, zielt man niemals besonders gut. Urplötzlich sind die schwarzen Halunken verschwunden, kein Mensch weiß, wo und wie. Ebenso geht es ein zweites, ein drittes, ein viertes Mal. Die Officiere haben große Mühe, ihre Leute zusammenzuhalten, der Drang nach vorwärts ist allzu groß.

Es wird zum Halten und Sammeln geblasen. Wir sind am Ende des Dorfes, dort, wo es einen Abhang hinunter zu einem kleinen, von Pandanusbäumen und Ratangpalmen umstandenen Bachlauf geht. Wir haben den gefangenen Deutschen nicht gefunden, ihn nicht befreit. Auch haben wir die aufständischen Häuptlinge Lock Prisso, Elami Joss und Manga Acqua nicht lebendig oder tot eingebracht, wie der Admiral es befohlen. Das Dorf wird jetzt nach rückwärts abgesucht, Dutzende von Thüren oder Thürvorhängen werden (was keine allzu große Arbeit ist) mit Kolben und Aexten eingeschlagen. Das Ergebnis ist, daß sich kein Schwarzer mehr in Joss-Stadt befindet. Ein brennender Durst quält unsere Leute. Man schießt Cocosnüsse herunter oder steigt auf die Palmen, um die Nüsse zu pflücken. Ein Mann fällt dabei herunter und bricht den Arm. Der Beklagenswerte wird auf eine Tragbahre gelegt und die Aerzte sind sofort an seiner Seite. Die Pioniere erhalten Befehl, Feuer an die Häuser der feindlichen Stadt zu legen. Bald flammt es gradeaus, rückwärts, rechts und links. Die aus Bambu und Palmblättern erbauten Häuser fangen sehr leicht Feuer, aber die zwischen den einzelnen Hütten stehenden Palmen und Bananen verhindern, daß das Feuer sich von einer Hütte der andern mitteilt. Jedes Haus muß einzeln angezündet werden. Um 4 Uhr waren unsere ersten Leute in Joss-Stadt gewesen und schon um 5 Uhr stand der größte Teil des Ortes in Flammen. Man fand einen schwarzen Toten und machte einen einzigen Gefangenen; sonst aber war von den ehemaligen Insassen von Joss-Stadt nichts mehr vorhanden. Wir traten den Rückmarsch an.

Für die Nacht wurde ein Teil der Landungstruppen zur Hulk von Jantzen u. Thormählen, ein Teil zur Woermannschen Factorei in König Acquas Stadt geschickt. Wie wir in Bezug auf unsere Toilette aussahen, mag man daraus ermessen, daß jedermann weiße Kleider trug und mehrmals mehr oder weniger tief durchs Wasser hatte waten müssen. In der Woermannschen Factorei empfing uns, von Schmerz tief gebeugt, Herr Wölber mit der Nachricht, daß die Joss-Leute nach Aussage des Königs Acqua den gefangenen Deutschen (Herrn Pantänius, den Woermannschen Agenten in König Bells Stadt) auf die scheußlichste Weise ermordet hätten. Kurz nachdem der Fan und die Dualla bei Joss-Stadt vorübergedampft, sei in der Woermannschen Factorei bei König Acquas Stadt ein Zettel von Pantänius mit der Nachricht eingetroffen, daß die Joss-Leute sich, verstärkt durch Flüchtlinge aus Hickory-Stadt, am Rande der Hochebene zusammenrotteten. Man habe sofort zu König Acqua gesandt und denselben gebeten, in aller Eile nach König Bells Stadt zu fahren, um Pantänius abzuholen. König Acqua, der mit den Joss-Leuten nicht verfeindet war und sich überhaupt neutral verhalten hatte, eignete sich am besten dazu, Pantänius zu retten, der übrigens bis wenige Minuten vor seiner Gefangennahme auch allein ungehindert hätte entkommen können. Kaum war König Acqua abgefahren, als ein zweiter durch einen Kru-Jungen überbrachter Zettel von Pantänius eintraf, meldend, die Joss-Leute seien von der Hochebene zum Strande herabgekommen und füllten bereits den ganzen Hof der Factorei. Herr Pantänius, Böses ahnend, habe alle Thüren verschlossen gehalten und sich durch das Fenster mit Elami Joss verständigen wollen. Dieser aber habe so freundlich gethan, daß Pantänius sich bethören ließ und, den Revolver weglegend, die Thür öffnete. Elami Joss sei mit ausgestreckter Hand auf ihn zugegangen, habe ihn dann plötzlich mit beiden Armen umschlungen und hinweggetragen. König Acqua langte grade an, als man Pantänius die Treppe hinunterschleppte. Auf seine Aufforderung, ihm den Weißen auszuliefern, bedrohte man sein Leben, falls er Miene machen würde, Pantänius zu befreien. König Acqua kehrte also unverrichteter Sache zurück und nun fuhr Herr Wölber in einer Gig nach Hickory Town hinüber, um bei unsern dort stehenden Truppen von dem Vorgefallenen Meldung zu machen. Es ist jedenfalls die Absicht der Aufständischen gewesen, Herrn Pan-

tänius als Geisel zu benutzen. Erst als Calaba Joss, einer der angesehensten Häuptlinge von Joss-Stadt, von einer Kugel aus dem Revolvergeschütz der Dampfpinasse (dasselbe hat am 20. December insgesamt 96 Schuß abgegeben) in die Stirn getroffen, gefallen sei, habe man Pantänius ungefähr dort, wo der Doctor-Creek in den Kamerun-Fluß mündet, zum Strande geschleppt und ihn nach der höhnischen Aufforderung, den Toten wieder lebendig zu machen, durch einen Schuß in den Hinterkopf getötet. Der beklagenswerte Pantänius, ein Lübecker von Geburt, war erst 28 Jahre alt und lebte seit 4 bis 5 Jahren in Africa. Auffallenderweise hatte Elami Joss, als er Herrn Pantänius gefangen nahm, die Factorei nicht geplündert, sondern sich damit begnügt, die dort angestellten Kru-Leute durchprügeln zu lassen und die deutsche Flagge, die er vom Maste herunternahm, in viele kleine Stücke zu zerreißen. Des Pantänius' Leiche wurde erst nach vierzehn Tagen in einstündiger Entfernung von Kamerun halbverscharrt aufgefunden.

Das Feuer der brennenden Stadt des Elami Joss erleuchtete, von König Acquas Stadt her gesehen, noch bis 12 Uhr nachts, einen prächtigen Anblick gewährend, den Horizont. Elami Joss und seine Spießgesellen sollen während der Nacht teils in den Busch, teils auf dem Doctor-Creek zum Quaqua und zur Landschaft Bossa, die man im Boote in vier Stunden erreichen kann, entkommen sein.

Unsere Landungstruppen erlitten am 20. December folgende Verluste: Als das Landungscorps der Olga vor der deutschen Factorei bei König Bells Stadt landete, wurde in der Pinasse des Bismarck der Maschinistenmaat Pfeiffer schwer verwundet durch eine Kugel, die ins Auge drang und am Ohr wieder herauskam. In der Barkasse der Olga wurden verwundet: Hirsch (leicht, Streifschuß in den Arm); Krüger (schwer, Schuß in die Seite beziehentlich den Rücken); Kunert (schwer, Schuß ins Schulterblatt). Beim Sturm auf die Anhöhe stürzte Bugge, von einer Kugel in den Kopf getroffen, zu Boden, starb in der folgenden Nacht und wurde am 21. December bei Cap Suellaba, wo man seitdem einen Hügel aufgeschüttet hat, mit militärischen Ehren beerdigt. Gludau (schwer verwundet) erhielt einen Schuß in den Oberarm und Lieutenant v. Ernsthausen (der die Bootswache hatte), während er am Strande auf- und niederschritt, einen Schuß in die

Hand. Auf dem erstürmten Plateau wurden dann während der zwei Stunden, die wir dort ausharrten, Meyer durch einen Streifschuß am Ohr und Hals, Leverens durch einen Schuß in die Backe und ins Zahnfleisch und Mroczek durch einen Schuß ins Bein verwundet. Der Feind hatte, wie wir später erfuhren, etwa 20 Tote verloren, darunter drei Häuptlinge: Scott Joss, Matt Joss und Calaba Joss. Elami Joss, der 22jährige Führer der Aufständischen, soll, in der Hüfte verwundet, in der dem Kampfe folgenden Nacht in der englischen Mission Aufnahme gefunden haben. Den Leichnam des Scott Joss fand man mitten auf der Straße liegend. Durch einen Granatsplitter war auch der gänzlich unbeteiligte Engländer Herr Holder unbedeutend am Fuße verletzt worden.

Da man Anlaß hatte, zu glauben, daß im Verlauf der Nacht eine Anzahl Joss-Leute nach der inzwischen niedergebrannten Joss-Stadt zurückgekehrt seien, so sollte der Ort am Morgen des 21. von der Landseite her umstellt werden, während gleichzeitig die Boote mit den Geschützen am Strande Wache halten sollten. Der Aufbruch sollte eigentlich um halb 6 Uhr erfolgen, und dementsprechend wurden mit erstem Tagesgrauen diejenigen Mannschaften, welche die Nacht an Bord der Hulk von Jantzen u. Thormählen zugebracht hatten, bei König Acquas Stadt gelandet. Der Abmarsch verzögerte sich aber wegen eines großen Palavers mit den Acqua-Leuten beziehentlich mit deren Häuptlingen.

Zu der beabsichtigten Umzingelung von Joss-Stadt stellten uns die Acqua-Leute vier Führer, welche mit grellgelben, um Kopf und Hüften gewundenen Tüchern kenntlich gemacht wurden, damit nicht aus Irrtum auf sie geschossen würde. Auf diese Kleidung, in der sie beinahe wie Canarienvögel aussahen, schienen die Leute besonders stolz zu sein und gebärdeten sich mit ihren alten verrosteten Snider-Gewehren, als ob sie nie gesehene Heldenthaten verrichten würden. Um 8 Uhr hielt Capitän Karcher an die Officiere eine Ansprache, in der er darauf hinwies, daß es in buschbewachsenem Gelände doppelt nötig sei, die Mannschaften jedes Zuges gut und übersichtlich zusammenzuhalten. Auch forderte er abermals auf, nur mit äußerster Ruhe und Vorsicht zu feuern.

Ich habe bereits im ersten Capitel erwähnt, daß sich allenthalben am Kamerun-Fluß und seinen Seitenarmen ein schmaler, ganz sacht ansteigender Landstreifen längs des Wassers dahinzieht.

Hinter diesem Landstreifen geht es 10—20m hohe Abstürze aufwärts zu einem wiederum ziemlich ebenen Plateau, auf dem, während die Factoreien der Weißen drunten am Strande liegen, die Dörfer der Eingebornen erbaut sind. In frühern Zeiten wohnten alle Weißen auf abgetakelten und im Fluß verankerten Schiffen, die man Hulks nennt, und noch heute haben die meisten englischen Firmen dieses System beibehalten. Die Firma C. Woermann besitzt dagegen hier im Kamerun-Fluß gar keine Hulk mehr und hat bei König Bells Stadt, bei König Acquas Stadt und bei Dido-Stadt drunten am Strande recht bedeutende Factoreien errichtet. Der Hauptagent wohnt bei König Acquas Stadt, welche überhaupt von den drei oben genannten Plätzen der bedeutendste ist. Das Haus Jantzen u. Thormählen besitzt dort sowohl eine Hulk wie eine Factorei. Wenn ich sagte, daß die Factoreien drunten am Strande lägen, so bezieht sich dies nicht auf die Gebäude der englischen Baptisten-Mission. Zu beiden Seiten von König Bells Stadt rechts und links liegt in geringer Entfernung von den jetzt niedergebrannten Hütten je eine Mission, hart am Rande jenes Absturzes, wo das oben erwähnte Plateau sich schroff zum Strande hinabsenkt.

Aus dem Gesagten wird der Leser entnehmen können, daß man, um von der deutschen Factorei bei König Acquas Stadt zu den Dörfern der Eingebornen zu gelangen, den Absturz des Plateaus hinansteigen muß. Unser Marsch führte zunächst durch König Acquas Stadt, voran die vier Canarienvögel und hinter ihnen Capitän Karcher mit seinem Adjutanten Lieutenant Bachmann und einem Signalhornisten. Um den Eindruck des militärischen Aufzuges zu verstärken, hatte man beim Abmarsch die Bajonette aufpflanzen lassen und ließ in König Acquas Stadt die Züge in langer Front aufmarschiren. Auf schmalen Negerpfaden gelangten wir zwischen Buschwerk hindurch gegen 9 Uhr zuerst nach der von den Joss-Leuten niedergebrannten Stadt König Bells und dann nach Joss Town, wo wir zu unserm Erstaunen bemerkten, daß man die Stadt nach der Landseite hin allenthalben mit zwei Fuß tiefen und vier Fuß breiten Schützengräben umzogen, also einen ernstlichen Widerstand systematisch vorbereitet hatte. Unsere dringende Hoffnung, in Joss Town noch Aufständische vorzufinden, wurde schon dadurch stark abgeschwächt, daß wir gleich von vornherein auf plündernde oder mit ihrem

Raub abziehende Acqua-Leute stießen. Die meisten Häuser von Joss-Stadt waren bis auf das aus Lehm erbaute und 1—2 Fuß hohe Fundament abgebrannt und auch die rings herumstehenden halbversengten Bananen und Platanen ließen traurig ihre Blätter hangen. Inmitten der Trümmer lag allerlei Hausrat umher, teils europäischen, teils einheimischen Fabricats. Neben Kriegshelmen, Negertrommeln, Negerstühlen, Kalebassen und irdenen Gefäßen bemerkte ich schönes europäisches Porcellan, zerrissene und halbversengte Kleidungsstücke, sehr mittelmäßige europäische Bilder im Café Chantant-Stil und ab und zu sogar europäische Möbel, wie z. B. Betten, Stühle und Commoden.

Einen Zug der Olga-Leute am Eingang der Stadt zurücklassend, marschirten wir weiter und umschlossen, nach und nach mit dem letzten noch übrigen Zug am Strand anlangend, den ganzen Ort. Aber obwohl beim gemeinsamen Vordringen zum Centrum einige Schüsse fielen, so machten wir dennoch keine Gefangenen. Die Waffen, die wir vorfanden, waren zum geringern Teil Steinschloß-, zum größern Teil Minié- und Hinterlader-Gewehre englischen Fabricats. Unter den Hinterladern überwogen die Snider-Gewehre, die bei den hiesigen Eingebornen besonders beliebt zu sein scheinen. An vielen Stellen fanden wir Blutlachen. Die Olga war inzwischen stromaufwärts gefahren und ungefähr bis gegenüber König Bells Stadt gelangt, hatte aber ihres großen Tiefgangs und der eintretenden Ebbe wegen König Acquas Stadt noch nicht erreichen können. Oberhalb der deutschen Factorei von König Bells Stadt stieß Lieutenant v. Holtzendorff zu uns mit der Meldung, daß der Admiral sich in der Woermannschen Factorei zu König Acquas Stadt befinde und befohlen habe, die beiden englischen Missionen, aus denen am Tage vorher gefeuert worden war, durchsuchen zu lassen. Ich selbst habe bloß an der Durchsuchung der kleinern von den beiden Missionen teilgenommen. Es war von Engländern selbst gemeldet worden, daß dort einige der Rädelsführer versteckt seien. Als nach längerm Anklopfen nicht geöffnet wurde, stießen die Pioniere die Thür aus dem Schloß und drangen bis in die Kellerräume vor. Aber außer einigen Blutspuren, einem Gewehr, Pulverhorn und Kugelbeutel wurde nichts bemerkenswertes vorgefunden. Sechs Kugeln waren auf der vordern und eine auf der Rückseite in das Gebäude eingedrungen. Noch wehte die englische Flagge, unter der ja

auch am vorigen Tage die Joss-Leute ihre Gewehre gegen uns gerichtet hatten. Die Soldaten erquickten sich an der Milch der Cocosnüsse und an Mangofrüchten, deren es in der niedergebrannten Stadt in Menge gab. Alsdann stiegen wir zur deutschen, bis zum vorhergehenden Tage von dem schmählich ermordeten Pantänius verwalteten Factorei herunter und richteten uns dort, während der Strand von den Booten der Kriegsschiffe wimmelte, so gut es eben ging, häuslich ein.

Als gegen Mittag Admiral Knorr von König Acquas Stadt herüberkam, erfuhren wir, daß er beabsichtigte, mit eintretender Flut die Olga noch höher herauffahren und Hickory-Stadt mit Granaten bewerfen zu lassen, und zwar des moralischen Eindrucks wegen. Anfänglich zweifelte ich an der Zweckmäßigkeit dieser Maßregel, als ich aber am folgenden Tage Gelegenheit hatte, den Eindruck zu beobachten, den das Bombardement auf die Gemüter der Eingebornen hervorbrachte, habe ich sie vollauf gebilligt.

Um die Mannschaften, die zwar gern genug zu allen weitern Unternehmungen bereit gewesen wären, nicht übermäßig anzustrengen, wurde das Vorgehen gegen Hickory-Stadt bis auf den folgenden Tag verschoben. Es war ohnehin erstaunlich genug, daß die meistens noch recht jungen Mannschaften die Strapazen langer Märsche unter einer glühenden Tropensonne in feuchtwarmer Luft und auf beschwerlichem Gelände so ganz ausgezeichnet ohne einen einzigen Sonnenstich und ohne einen einzigen ernstlichen Krankheitsfall überstanden hatten. Die Leute sahen, abgesehen von ihren beschmutzten Stiefeln und Beinkleidern, genau eben so frisch aus, als sie von Bord des Bismarck und der Olga gekommen waren. Auch den Verwundeten, die auf der Dualla zum Bismarck hinübergeschafft worden waren, ging es den Verhältnissen entsprechend ganz ausgezeichnet. Zwei von ihnen hatten sich bereits freiwillig wieder zum Dienst gemeldet. Im Verlauf des Nachmittags wurden, während gleichzeitig die Olga bis über König Acquas Stadt stromaufwärts fuhr, die Landungscorps an Bord ihrer Schiffe zurückgebracht.

Der Admiral aber versandte mit der Bitte, seinen Landsleuten Mitteilung davon zu machen, an den Engländer Buchan eine Proclamation, die am folgenden Tage in König Acquas Stadt und Dido-Stadt öffentlich angeschlagen wurde:

Bekanntmachung.

Es haben in letzter Zeit im kaiserlich deutschen Schutzgebiet von Kamerun mehrfach anscheinend durch Fremde angestiftete Ruhestörungen stattgefunden, welche schließlich die Entfaltung militärischer Gewalt zu meinem Bedauern erfordert haben. Da es der bestimmte Wille der kaiserlichen Regierung ist, die erforderliche Ruhe und Ordnung in diesem Lande unter allen Umständen herbeizuführen und aufrecht zu erhalten, so erkläre und mache ich hierdurch öffentlich und amtlich allen Einwohnern bekannt, daß von diesem Tage ab jeder Ruhestörer, gleichgültig von welcher Nationalität, die sofortige Ausweisung aus dem kaiserlichen Schutzgebiet von Kamerun zu gewärtigen hat. Im Falle der erwiesenen mittelbaren oder unmittelbaren Teilnahme an den Operationen der feindlichen Negerstämme werden dieselben als Feind behandelt werden. Bis auf weiteres verbiete ich jeglichen Verkauf von Waffen und Munition.

King Bell Town, den 21. December 1884.

(gez.) Knorr,

Contre-Admiral und Chef des westafricanischen Geschwaders.

Am Abend des 21. unternahmen, geführt von Daniel Bell, einem Bruder des Königs Bell, drei Officiere, nämlich Lieutenant z. S. v. Holtzendorff, Lieutenant Bachmann und Lieutenant Mießner, nach Dido-Stadt eine Expedition, welche die Auslieferung der dort verborgen geglaubten Häuptlinge von Hickory-Stadt zum Zweck hatte. In der Gig des Bismarck befanden sich außer den genannten Officieren und der Bootswache nur noch weitere drei Mann. In einiger Entfernung folgte ein Kutter mit 20 Mann. Es wurde möglichst lautlos gerudert, weil man Jim Equalla, den Häuptling von Dido-Stadt, über dessen Gesinnung man nicht völlig im klaren war, zu überraschen und auf diese Weise die Auslieferung der Flüchtlinge zu erreichen gedachte. Die drei Officiere schritten, bloß von zwei Mann begleitet, zum Hause Jim Equallas aufwärts, beruhigten den Erschrockenen und erfuhren, daß thatsächlich Flüchtlinge nach Dido-Stadt gelangt wären, daß aber die hervorragendern unter ihnen bereits weiter landeinwärts geflüchtet seien. Gegen 1 Uhr nachts kehrten die Officiere wieder nach König Acquas Stadt zur Woermannschen Factorei zurück, die ganz und gar einem Feldlager glich. Die abendliche Tafel auf der nach dem Fluß hinaus schauenden Veranda gewährte den Eindruck, als ob man sich in Kiel oder Wilhelmshaven befunden hätte, und was alles an Betten für die Officiere in der großen mittlern Halle des ersten Stockwerkes (unten befinden sich Laden und Warenlager) improvisirt wurde, war gradezu wunderbar.

Der Morgen des 22. December brachte uns die Beschießung von Hickory Town und Old King Bells Town. Schon das Erscheinen eines so großen Kriegsschiffes, wie man deren niemals zuvor eines den Kamerun-Fluß aufwärts hatte fahren sehen, machte einen gewaltigen, ja, gradezu unbeschreiblichen Eindruck und lockte Hunderte und aber Hunderte von schwarzen Zuschauern zum Rande der Hochebene. Namentlich von den Acqua-Leuten fehlte, als das Bombardement beginnen sollte, keine Seele. Aber fünf Secunden, nachdem aus dem schwersten Geschütz der Olga der erste Schuß gefallen, war alles wie weggeblasen. Ob die Leute dachten, daß die Welt unterginge, ob sie glaubten, daß nach und nach alle Dörfer am Kamerun-Fluß hinweggefegt werden sollten? Ich weiß es nicht. Thatsächlich war das Schauspiel recht großartig. Der gewaltige Blitz, die noch gewaltigern Rauchwolken, das Rollen des Donners, das Sausen des Geschosses, ein neuer Blitz, ein trichterförmig aufwirbelndes Conglomerat von Rauch, Erde, Bäumen und zerschmetterten Häusern, alles dies mußte auf die Phantasie der Eingebornen, die von dergleichen wohl gehört, aber es wahrscheinlich niemals gesehen hatten, einen überwältigenden Eindruck hervorrufen. Etwa alle fünf Minuten fiel anfänglich ein Schuß, bis man später, um die vergrößerte Wirkung zu zeigen, auch mehrere Granaten gleichzeitig warf. Eine gewaltige Rauchwolke verhüllte zeitweilig das feuernde Schiff, von dem die Eingebornen sagten, daß jedes seiner Geschosse auf einmal sechs Hütten in die Luft sprenge. Als die Rauchwolken sich verzogen hatten, sahen wir die Truppen in ähnlicher Weise wie am Tage vorher landen. Zu ihnen stießen etwa 40 sehr lange, bunt geschnitzte und mit hübschen Aufsätzen verzierte Kriegscanoes der deutschfreundlichen Dörfer, Könige und Häuptlinge. König Bell und sein Sohn und Thronfolger Manga Bell, deren bewaffnete Anhänger kurz vorher auf etwa 150 zusammengeschmolzen waren, deren Stern aber seit dem Erscheinen der deutschen Kriegsschiffe wieder gewaltig zu steigen begann, spielten bei dieser Zusammenkunft von allen Eingebornen die bedeutendste Rolle.

Manga Bell ist der schönste Neger, den ich jemals gesehen. Ueber der hochragenden Figur eines römischen Gladiators thront der schöngeformte Kopf von wirklich königlichem Ausdruck. Bloß das kurzgeschnittene, büschelförmig wachsende Wollhaar verrät, von der Hautfarbe abgesehen, den Neger. Die kühngeschwungene

Adlernase, die stolzen blitzenden Augen würden weit eher auf semitisches, etwa arabisches, als auf Negerblut schließen lassen. Brächte man Manga Bell in einen europäischen Salon, so glaube ich, daß er unter der Damenwelt Furore machen würde. Ueber seine geistige Befähigung vermag ich nichts weiteres anzugeben, als daß er ziemlich gut Englisch spricht. Bekleidet war er mit Hüftentuch, ärmelloser Jacke und einem weißen Käppchen; er trug ein Schwert und über der Brust an einer Schnur hängend einen gewaltigen Revolver. Auch König Bell ist von allen Königen und Häuptlingen dieses Landes in körperlicher und geistiger Hinsicht der hervorragendste. Es braucht einem gar nicht erst gesagt zu werden, daß dies König Bell sei. Sein Auftreten, sein Benehmen ist dasjenige eines Königs; seine Kleidung (seidenes Hüftentuch, wollene Jacke, ein Käppchen und gewaltige, wenigstens einen halben Fuß breite Elfenbeinringe an den Armen), welche die zu der Hautfarbe passende seines Volkes ist, verleiht ihm eine Würde, die sofort verschwände, wenn er die „civilisirte" Kleidung der farbigen Gentlemen von Victoria oder Sierra Leone anlegen wollte. Aber dafür besitzt auch König Bell viel zu viel Tact und Geschmack. Auch König Acqua ist ein gut aussehender Mann, aber sein Benehmen ist gänzlich verschieden von dem des Königs Bell. Er geriet in nicht geringe Besorgnis, als der Admiral ihn bei einer Beratung darüber, wie am besten den entflohenen Rädelsführern beizukommen sei, höchst ungnädig behandelte. Schon eine halbe Stunde später erschien er mit augenfälliger Absichtlichkeit in seinem mit schwarzem Affenfell überzogenen, raupengeschmückten Kriegshelm, um zur Verfolgung Lock Prissos, Green Joss' und Old King Bells auszuziehen. Das Ergebnis dieses Kriegszuges war die Einbringung von 10 Gefangenen, betreffs deren ich vermute, daß es lauter unbedeutende Leute, wenn nicht gar Sklaven gewesen sind.

Während noch wenige Tage vorher Leben und Eigentum der am Kamerun-Fluß wohnenden Deutschen im höchsten Grade gefährdet gewesen war, wußte und fühlte jetzt jeder Mensch, einerlei ob weiß oder schwarz, daß jeder andere maßgebende und ausschlaggebende Einfluß als der deutsche gebrochen und für immer niedergeschmettert war. In dieser Hinsicht redeten hundert Kleinigkeiten eine Sprache, wie man sie sich deutlicher gar nicht wünschen konnte. Der Kaufmann, der damals deutsche Flaggen

mit den Namenszügen der hervorragendern Häuptlingen besessen hätte, würde ein glänzendes Geschäft gemacht haben. Schwächliches Handeln würde unter solchen Leuten, wie die hiesigen Neger, und unter solchen Verhältnissen, wie sie hier vorlagen, nicht bloß eine Thorheit, sondern ein Verbrechen gewesen sein. Schwarze und Weiße mögen chacun à son goût leben, handeln, thun und lassen, was und wie es ihnen gefällt. Aber nachdem einmal die deutsche Flagge am Kamerun-Fluß gehißt war, mußte die Thatsache, daß wir und wir allein hier die Herren seien, wie ein rocher de bronze dastehen.

Unter höchst eigentümlichen Verhältnissen sahen wir dem Weihnachtsfest entgegen. Der Sturm hatte ausgetobt und nachdem die allgemeine Ermüdung, die den Landungsmanövern folgte, gewichen war, herrschte reges Leben am Flusse und auf dem Flusse, wo die Kriegscanoes von König Bell, König Acqua und Jim Equalla fast den ganzen Tag über auf und ab fuhren. Zu den beiden Kriegsschiffen wurden, um in Ermangelung von Tannenbäumen einen gebührenden Weihnachtsschmuck herzustellen, große Mengen von Palmzweigen geschleppt. Mit den Häuptlingen war die Vereinbarung getroffen worden, daß soviel Ochsen, wie man nur immer wolle, im Busch (wo dieselben weiden) geschossen werden dürften, unter der Bedingung, daß man sie später wöge und für das Pfund 50 Pfg. vergüte. Auffallenderweise war auch das kaufmännische Geschäft, welches mehrere Tage lang gestockt hatte, recht lebhaft. Verluste hatten die Kaufleute bloß insofern erlitten, als den Eingebornen der zerstörten Ortschaften Hickory-Dorf und Joss-Dorf namentlich von englischen Firmen ein bedeutender Credit bewilligt worden war. Die Factorei bei König Bells Dorf, in deren Umgebung sich jetzt keine Ansiedlungen mehr befanden, mußte einstweilen geschlossen werden. Das allgemeine Gespräch drehte sich um den ganz unerwarteten Widerstand der Joss-Leute, die sonst gleich allen westafricanischen Negern nicht im Rufe besonderer Tapferkeit stehen. Man erklärt sich den Widerspruch dadurch, daß auch sonst bei einzelnen Kamerun-Leuten eine Art von Raserei bemerkt worden ist, in der sie zu allem Erdenklichen fähig sind. Wollte sich doch einmal König Acqua, als er beleidigt zu sein glaubte, alles Ernstes das Leben nehmen!

Manga Acqua, ein Bruder des Königs Acqua, welcher es aber mit den Aufständischen gehalten hatte, war ein Gefangener

an Bord der Olga, und es war höchst komisch anzusehen, wie unsere Matrosen, welche nach dem Kampfe die gutherzigsten Menschen von der Welt sind, am Weihnachtsabend den Gefangenen zu ihrem Grog und ihren theatralischen Aufführungen heranzogen. Es war das erste Weihnachtsfest, welches in einem außereuropäischen und dennoch deutschen Flusse gefeiert wurde.

Ueber das Gefecht vom 20. December dürften auch außerhalb des Zusammenhangs einige weitere Einzelheiten von Interesse sein. Das über der Barkasse der Olga (welche eins der Bootsgeschütze an Bord hatte) ausgespannte Sonnensegel war von nicht weniger denn 13 Kugeln durchbohrt worden. Die Dampfpinasse hatte etwa zehn Treffer erhalten, von denen einer einen Mann ins Auge traf, ein anderer einem Matrosen den Hut durchborte, ein dritter den Wasserkasten durchlöcherte, ein vierter einen Riemen durchbohrte und ein fünfter eine Beule in das Dampfrohr schlug. Zur Verwendung gegen die Stellung des Feindes auf der 80 bis 100 Fuß hohen Uferböschung hatte sich das Revolvergeschütz besser bewährt als die Acht-Centimeter-Bronzekanonen. Die Barkasse der Olga konnte, so lange sie dicht unter dem Ufer lag, bloß die beiden Flanken der feindlichen Stellung bestreichen, weil man dem Geschütz nicht die hinreichende Elevation zu geben vermochte, um gegen den Kamm der hinter der deutschen Factorei vor König Bells Stadt ansteigenden Anhöhe etwas ausrichten zu können. Und als die Olga-Leute unter Capitän-Lieutenant Riedel gestürmt hatten und auf dem Plateau standen, war jedes Feuern mit den Geschützen von selbst ausgeschlossen. Die Wirkung der Granaten des Revolvergeschützes soll eine ganz vortreffliche gewesen sein. Die allgemeine Ansicht unserer Officiere ging dahin, daß die feindliche Stellung, wenn von europäischen Truppen verteidigt, uneinnehmbar gewesen sein würde. Man denke sich eine steile Anhöhe, auf deren Absturz keinerlei Deckung zu finden ist, und den Kamm dieser Anhöhe denke man sich mit Bäumen und Buschwerk derart bestanden, daß dadurch jeder wünschenswerte Schutz gewährt wird. Ich maß die Entfernung vom Ende der Mauer, wo die Olga-Leute zum Sturm ansetzten, bis zum Kamm der Hochfläche, wo die drei hohen Bäume stehen, auf 156 Schritte. Auch die Hochfläche selbst ist für den Guerrilla-Krieg außerordentlich geeignet. Alle 20 oder 30 Schritte ein neuer, leicht zu verteidigender Abschnitt. Einem tüchtigen Feinde müßte man hier Zoll für Zoll abringen.

Die gewöhnliche Regel, daß bloß dann gefeuert werden soll, wenn man den Feind sieht, gilt hier nicht. Gesehen haben unsere Leute den Feind beinahe gar nicht; aber wenn an einem und demselben Puncte mehrmals die Rauchwölkchen eines Gewehrschusses sichtbar wurden, so wurden sofort fünf bis sechs Schüsse dorthin gerichtet, und nach allem, was man hört, hat der Feind auch bei dieser Art des Feuerns ziemlich große Verluste erlitten. Nach einer oberflächlichen Berechnung müssen die Neger wenigstens 5000 Schüsse abgegeben haben. Die meisten waren recht herzlich schlecht gezielt; ich habe den Eindruck gehabt, daß der Feind neben einigen Hundert Leuten, die ohne Sinn und Verstand feuerten, bloß über einige Dutzend guter Schützen verfügte. Die Schüsse der letztern konnte man ganz genau erkennen. Während es, so lange wir auf der Hochfläche standen, über uns beständig dahinschwirrte, fiel, sobald man sich irgendwie besonders bloßstellte, sofort ein vereinzelter Schuß und man hörte dann eine Kugel ganz dicht bei sich vorübersausen. Die Zahl dieser guten Schützen, die wohl die Häuptlinge und Vornehmen waren, muß sich im Verlauf des Gefechts immer mehr verringert haben; wahrscheinlich sind die meisten von ihnen gefallen. Einige davon hatten die Kühnheit so weit getrieben, in das dichte Laubdach der großen Bäume hinaufzusteigen, von denen sie teils durch die Granaten der Barkasse und der Dampfpinasse, teils durch die Kugeln der Olga-Leute heruntergeholt wurden. Als Capitän-Lieutenant Riedel als einer der ersten unter den Stürmenden auf der Hochfläche stand, glaubte er, daß noch immer Feinde in den Baumwipfeln über uns steckten, und befahl, dieselben genau zu durchsuchen. Aber die Annahme erwies sich als unrichtig. Während der zwei Stunden, die wir oben zubrachten, waren wir fest davon überzeugt, daß das Feuer unserer Leute bei der geringen Uebersichtlichkeit des Geländes bloß von sehr geringer Wirkung, wenn überhaupt von irgendwelcher sein könne. Wir wurden in dieser Ansicht dadurch bestärkt, daß wir beim gelegentlichen Ausschwärmen der einzelnen Züge niemals Tote und Verwundete fanden. Erst später haben wir zum allgemeinen Erstaunen erfahren, daß der Feind etwa 20 Tote und noch mehr Verwundete gehabt hat, daß zwei der größten Canoes mit den ausnahmslos hinweggeschleppten Verwundeten beladen worden sind, während man die Toten auch teils mit hinweggenommen, teils seitwärts in die Büsche geworfen und mit Laubwerk zugedeckt hat. Es ist seitens der uns befreundeten

Schwarzen behauptet worden, daß man bedeutend klüger daran gethan haben würde, zuerst Joſs Town und erst später Hickory Town anzugreifen. Die Thatsache kann nicht geleugnet werden. Hätte man zuerst Joſs Town angegriffen, so würden die Verluste, die wir erlitten, wohl gänzlich vermieden worden sein. Man erwartete aber irrtümlicherweise, in Hickory-Stadt eher als in Joſs-Stadt auf ernstlichen Widerstand zu stoßen.

Als gleich nach Weihnachten immer mehr verdächtiges Gesindel auf der Ruinenstätte von Bells Dorf und Joſs-Dorf gesehen wurde, unternahm man abermals einen militärischen Spazirgang über die Hochfläche zwischen König Acquas Dorf und dem Doctor-Creek. Durch Acqua Town hindurch geleitete uns ein achtjähriger Knabe, der jüngste Sohn des Königs Acqua, den dieser „Prinz Acqua“ zu benamsen liebt und den er in Deutschland erziehen lassen möchte. Als wir uns jenem wald- und buschumstandenen kleinen, aber tief in die Hochebene eingeschnittenen Wasserlauf, welcher König Acquas Stadt von König Bells niedergebrannter Stadt trennt, näherten, machten uns der starke Verwesungsgeruch und auffliegende Raubvögel auf eine im Gebüsch liegende Leiche aufmerksam, die, durch Entwicklung von Gasen stark aufgeschwollen, einen unangenehmen Eindruck darbot. Der Mann hatte einen Schuß in die Seite bekommen und wir nahmen an, daß er sich entweder verwundet von Joſs-Stadt bis hierher geschleppt habe oder aber als Leiche von seinen fliehenden Kameraden ins Gebüsch geworfen worden sei. Jenseit des kleinen Wasserlaufes gelangten wir zuerst zu König Bells niedergebrannter Stadt, dann nach Togoto und dann nach Joſs-Stadt, lauter Ortschaften, die bloß durch übermannshohe Zäune voneinander getrennt sind. Diese Dörfer der Eingebornen erstrecken sich wohl 1½ bis 2 Kilometer weit ins Innere hinein; die Straßen sind breit, gradlinig und sehr regelmäßig angelegt, aber die trotz des wenig fruchtbaren Bodens äußerst üppig wuchernde Vegetation macht jede Uebersicht unmöglich. Da gibt es nicht bloß Cocospalmen und Bananenstauden sowie Coco- (die Taro der Südsee) und Batatenfelder, sondern auch Mangobäume, deren Früchte zu Hunderten am Boden verfaulen, Eriodendren- oder Bombaxbäume und gelegentlich Brotfruchtbäume. Urplötzlich, wo man es am wenigsten erwartet, steht man vor einem Abgrund. Die Regenwässer haben nämlich in die Hochebene einige fast senk-

recht abfallende tiefe Kessel eingeschnitten, an deren Boden der Pflanzenwuchs noch üppiger ist als anderwärts.

Dort, wo die Hochebene sich zum Flusse heruntersenkt, lagen an zwei Stellen alte Vorderlader-Geschütze; auch in des Elami Joss zerstörtem Hause fanden wir eine kleine niedliche Kanone. Tausende von Habichten oder Weihen, die ursprünglich durch die von dem warmen Luftstrom aufwärts getriebenen Insecten angelockt worden sein mochten, aber jetzt auch wohl verwesende Leichen aufgespürt hatten, schwebten um die Trümmer.

Es wehte hier oben eine frischere, gesundere Luft als unten am Strande. Mehrfach waren Aussichtspuncte freigelegt und mit einer Art von niedrigen Sitzbänken ausgestattet; die Scenerie, wie sie sich von diesen Puncten her eröffnete, wäre hübsch aber nicht großartig zu nennen gewesen. An mehrern Stellen hatten die Gewässer, indem sie förmliche Rinnen in den steilen Absturz eingeschnitten, bequeme Wege zum Strand eröffnet. Diese Rinnen vermitteln den Verkehr der Eingebornen mit dem Fluß und an ihrer Ausmündung lagen auch noch überall teils unversehrte, teils zerstückelte oder sonst unbrauchbar gemachte Canoes. Wir standen grade wieder einmal auf einem dieser Aussichtspuncte, als wir tief unter uns an der buschbestandenen Landzunge zwischen dem Kamerun-Fluß und dem Doctor-Creek zwei stark bemannte, jedes wohl 50 bis 60 Personen enthaltende Kriegs-Canoes bemerkten. Aus einem dieser Canoes wurden (und zwar, wie man mit dem Opernglas sehen konnte, mit Flinten bewaffnete) Leute gelandet, die, so schnell sie es nur vermochten, ins Gebüsch rannten. Corvetten-Capitän Bendemann beschloß, trotz der großen Entfernung von 500 bis 600 Meter, einige Schüsse abgeben zu lassen, weniger um wirklich Schaden anzurichten, als um den Leuten, die sich schon jetzt wieder so nahe an die Factoreien herangewagt, einen heilsamen Schrecken einzuflößen. Wir konnten mit dem Opernglas ganz genau das Einschlagen der Kugeln beobachten. Das eine Canoe bewegte sich mit äußerster Geschwindigkeit hinter eine es schützende Landzunge. Die Insassen des andern Canoes liefen sämtlich, das am Strande liegende Fahrzeug im Stiche lassend, in den Busch. Eine besondere Wichtigkeit legten wir der ganzen Sache nicht bei.

Als wir aber bei der deutschen Factorei in König Acquas Stadt anlangten, hörten wir, daß die Sache viel ernster gewesen

sei, als wir ursprünglich geglaubt hatten. Der kleine Dampfer Dualla hatte gegen 5 Uhr zu dem etwa 14 Seemeilen von dem Ankerplatz der Olga entfernt liegenden Bismarck fahren sollen und war an der Mündung des Doctor-Creek durch drei sich quer in den Weg legende Kriegscanoes mit zusammen 150 Mann aufgehalten worden. An Bord des kleinen Dampfers befanden sich bloß zwei Weiße (Herr Jürs und Herr Norberg), die über ein einziges Winchester-Gewehr verfügten, und da das niedrige Deck des Dampfers sehr leicht erstiegen werden kann, so war an einen Kampf mit dem so stark überlegenen Feinde nicht zu denken. Hätte man eins der drei Canoes in Grund gebohrt, so würden die zwei übrigen mittlerweile den Dampfer genommen haben. Mit aller Kraft weiterzufahren, würde ebenso gefährlich gewesen sein, da die spitzer als das spitzeste Rennboot gebauten, von je 50 oder 60 kräftigen Armen fortbewegten Kriegscanoes jeden Flußdampfer an Schnelligkeit übertreffen. Der Capitän that also das einzige, was unter den Umständen Rettung verhieß: er befahl umzuwenden. Das hatte, weil sich zu beiden Seiten Sandbänke befanden, seine Schwierigkeit. Während der 10 Minuten, die es dauerte, bis die Dualla sich gewendet hatte, waren die feindlichen Canoes ganz nahe herangekommen. Sie setzten auch die Verfolgung noch eine Weile fort, bogen aber dann plötzlich ab und fuhren langsam in den Doctor-Creek zurück. Des weitern erfuhren wir, daß man schon am Nachmittag von dem unterhalb König Bells Stadt ankernden Woermannschen Vollschiffe Dorothea aus beobachtet habe, wie am Lande Leute mit Kriegshelmen die Fäuste ballten, ihre Gewehre schwenkten und Drohungen ausstießen.

Durch die Ereignisse der letzten December-Tage war der ganze, einige Hundert kriegsfähige Männer umfassende Stamm der Joss-Leute heimatlos geworden. Und dieses Wort „heimatlos" bedeutet unter den obwaltenden Verhältnissen noch ganz etwas anderes als in Europa. Die Eingebornen von Kamerun erhalten von dem Lande, auf dem sie leben, bloß einen geringen Teil jener Lebensmittel, welcher sie selbst benötigen, und zwar einesteils deshalb, weil der ohnehin nicht fruchtbare Boden durch Jahrzehnte lang ohne Düngung betriebenen Ackerbau ausgesaugt ist, anderenteils, weil sie zu energischer Bearbeitung viel zu faul sind. Alle Dualla leben vom Zwischenhandel zwischen den europäischen Factoreien und den weiter landeinwärts wohnenden Stämmen. Einzig und

allein durch den Handel werden ihnen die Mittel zum Ankauf von Mundvorrat geboten. Es war also klar, daß der Hunger die Joss-Leute zu den gewagtesten Unternehmungen treiben mußte, vielleicht zur Unterwerfung, vielleicht und viel wahrscheinlicher zu Räubereien größern Stils. Und das erschien um so schlimmer, da die Joss-Leute, seit sie einen Weißen ermordet und einige Stunden lang aus dem Hinterhalt auf unsere Truppen gefeuert haben, unter den Schwarzen als famose Kerle galten, vor denen viele andere Schwarze sich fürchteten und mit denen selbst solche, die äußerlich ganz und gar auf unserer Seite waren, wie z. B. manche Acqua-Leute, es nicht völlig verderben mochten. Diesen Leuten in ihren Schlupfwinkeln beizukommen, sie in jene seichten Wasserarme, deren es zwischen Bimbia und Malimba eine Unzahl gibt, zu verfolgen, war bei dem Tiefgang der Flußdampfer und der Dampfpinassen unserer Kriegsschiffe ganz unthunlich. Es blieb also nichts anderes übrig, als auf den weitern Einfluß des Hungers und die Auslieferung der Rädelsführer zu warten, damit alsdann dem bethörten Anhang und Gefolge jener Rädelsführer eine allgemeine Begnadigung bewilligt werden könne. Den Acqua-Leuten wurde es aufs strengste eingeschärft, keine Lebensmittel an die Joss-Leute zu verkaufen, und König Acqua, in dessen Charakter und Versicherungen man jedoch wenig Vertrauen setzte, behauptete, daß dieses Verbot unter seinem Volke zum Gesetz erhoben worden sei.

Am 29. December hatte ich Gelegenheit, mit dem allerseits beliebten englischen Consul Hewett die stattgehabten Ereignisse zu besprechen. Unsere Unterhaltung ging davon aus, daß wahrscheinlich keine unparteiischen und leidenschaftslosen Berichte in die englische Presse gelangen würden. Es thut mir das sehr leid, sagte Consul Hewett, ich habe lange in Bonn und Coblenz gelebt und für keine andere Nation außer meiner eigenen fühle ich so starke und lebhafte Sympathieen wie für die deutsche.

Und gäbe es kein Mittel, den größern englischen Blättern eine den Thatsachen entsprechende Schilderung der hiesigen Verhältnisse zukommen zu lassen?

Ich wüßte nicht, wie. Ich selbst schreibe nicht für Zeitungen. Und daß die hiesigen englischen Kaufleute stark erregte Briefe an ihre Heimatshäuser in Liverpool, Bristol u. s. w. gerichtet haben, das können Sie denselben, da ihre Person so sehr stark mit in

Frage kommt, kaum verargen. Aber die englische Regierung und das englische Auswärtige Amt legen keinen Wert auf dergleichen Auslassungen.

Immerhin schade, daß die öffentliche Meinung in England vielleicht irregeleitet werden wird.

Das ist nicht meine Schuld. Als ich in Bonny von der Bekanntmachung des Admirals Kenntnis erhielt, habe ich herüberkommen zu müssen geglaubt, weil in jener Bekanntmachung den hiesigen Engländern der Vorwurf gemacht zu werden scheint, als ob sie sich von einer Begünstigung der Unruhen nicht ferngehalten hätten.

Es ist mir, erwiderte ich, unverständlich, wie Europäer irgendwelcher Nationalität einer Bewegung, die mit Mord und Brandstiftung begann, freundlich gegenüberstehen könnten, einer Bewegung, von der sie wissen mußten, daß dieselbe, wenn nötig, mit Gewalt niedergeschlagen werden würde.

Warum haben denn überhaupt Ihre deutschen Landsleute Gewalt angewandt? Hätte man nicht die Streitigkeiten zwischen Negern den Negern selbst überlassen können?

Wenn tage- und wochenlang Leben und Eigentum der deutschen Kaufleute in höchster Gefahr schwebt, so sind das doch nicht bloß Streitigkeiten unter Negern. Außerdem war, soweit ich als Privatmann darüber unterrichtet bin, die deutsche Regierung gemäß den abgeschlossenen Verträgen verpflichtet, Ruhe und Ordnung am Kamerun-Fluß wiederherzustellen.

Das Volk beschwerte sich, daß König Bell von der Summe, die er erhalten, nicht die Hälfte, wie ausbedungen, abgegeben und überhaupt sein Volk irregeleitet habe.

Ein Märchen, wie deren so viele von den Negern erzählt werden.

Warum haben sich denn aber die unter Bell stehenden Häuptlinge von Joss Town und Hickory Town gegen Bell aufgelehnt?

Vielleicht bloß deshalb, weil der Anblick der Macht zum Neide reizt.

Und Sie wollen behaupten, daß man diesen Zwist zwischen Bell und seinen Unterhäuptlingen nicht ihnen selbst hätte überlassen können?

Ganz gewiß nicht, wenn alle paar Tage auf die deutschen Kaufleute geschossen, wenn jedes deutsche Canoe von den

Joss- und Hickory-Leuten aufgehalten wird, wenn die deutschen Kaufleute den Aufschub der Plünderung ihrer Factoreien mit hohen Geldsummen erkaufen müssen.

Gut, aber warum haben Ihre deutschen Landsleute, ehe sie Joss Town und Hickory Town nahmen, den Einwohnern nicht eine Warnung zukommen lassen?

Warnungen, Herr Consul, und zwar in immer dringenderer Form, sind denselben wenigstens zu fünf bis sechs verschiedenen Malen zugegangen.

Sie glauben also wirklich, daß die Verhältnisse ein kriegerisches Vorgehen rechtfertigten? Sie sind persönlich davon überzeugt?

Wir führen hier keinen Krieg. Aber selbst wenn dem so wäre, möchte ich daran erinnern, daß von den Engländern der Zulukrieg um viel geringerer Ursachen willen begonnen worden ist.

Lassen wir den Zulukrieg beiseite; ich werde ihn ganz gewiß nicht verteidigen. Erklären Sie mir lieber, ob die Regierung Ihres Vaterlandes die Gegenden am Kamerun-Fluß als deutsches Gebiet oder als Schutzgebiet ansieht.

Ich bin Privatmann, Herr Consul, bin durch meine Stellung gezwungen und berechtigt, mich auch mit politischen Dingen zu beschäftigen, aber mit unserer Regierung stehe ich in keinem Zusammenhang und weiß über deren Anschauungen und Pläne nicht besser Bescheid als Sie selbst.

Gut. Meine Argumentation ist folgende. Betrachtet Ihre Regierung die Gegenden am Kamerun-Fluß als Schutzgebiet, so hat sie kein Recht, so wie der Admiral es gethan, dort einzugreifen — —

Das bestreite ich mit aller Entschiedenheit. Der Admiral hatte nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht, Ruhe und Ordnung am Kamerun-Fluß wieder herzustellen.

Unsere Ansichten sind also verschieden. Aber lassen Sie mich fortfahren. Betrachtet Ihre Regierung das Kamerun-Gebiet als deutschen Grund und Boden, so dürfte sie keine Sklaven dort dulden.

Jedes Ding will seine Zeit haben. Und davon abgesehen. Grade das von Ihnen gebrauchte Argument richtet seine Spitze gegen England. Die Engländer sitzen seit mehrern hundert Jahren an der Gold- und Sklavenküste. Wollen Sie bestreiten, daß noch heute dort Sklaven zu Tausenden und Abertausenden gehalten werden, daß der Sklavenhandel dort in höchster Blüte steht?

Die Thatsache kann nicht bestritten werden, aber es ist ein Unterschied, ob eine Sache gesetzlich erlaubt ist oder nicht. In manchen britischen Schutzgebieten ist das Sklavenhalten gesetzlich gestattet, aber an der Goldküste geschieht es nicht dem Gesetze gemäß, sondern heimlich. Es ist schwer, einen uralten Gebrauch abzuschaffen.

Und ist denn die Heimlichkeit der Oeffentlichkeit vorzuziehen? Ehe Sie aus der Thatsache, daß hier Sklaven gehalten werden, ein Argument gegen uns ableiten, dürfte es sich verlohnen, doch noch einige Jahre, vielleicht sogar ein Jahrzehnt lang, ruhig abzuwarten.

Well, well, ich lege Ihnen meine privaten Ansichten dar. In meiner amtlichen Stellung habe ich mich mit einem nach Hause gerichteten Protest begnügt. Zu Hause wird darüber wohl entschieden werden.

Was sollte denn überhaupt noch zu entscheiden sein?

Der Consul schwieg. Nach einiger Zeit fuhr er fort: Ich beabsichtige Unterredungen mit den hiesigen Häuptlingen zu haben, um ihnen zu sagen, daß sie sich vollkommen ruhig verhalten und sich gedulden mögen, bis Nachrichten von Hause eintreffen.

Aber, Herr Consul, ich möchte mir gestatten, zu bemerken, daß Sie, sei es auf deutschem Boden, sei es auf dem Boden eines deutschen Schutzgebiets stehen.

Mißverstehen Sie mich nicht. Ich erkenne die Thatsachen an. Vollkommen. Vollkommen — — —

Herr Hewett wollte fortfahren, als die Ankunft des Dr. Buchner unsere Unterredung abschnitt.

Capitel XII.

Kamerun unter deutscher Verwaltung.

(Die innern politischen Verhältnisse des Kamerun-Landes. — Die Abo-Leute wollen den Admiral Knorr gefangen nehmen. — Rogozinski. — Der Friedensschluß mit den aufständischen Joss-Leuten. — Dr. Nachtigals Tod und die Entsendung des Herrn v. Soden als Gouverneur. — Die Engländer in Anjako und die Franzosen im Povo-Lande. — Die Grenzregelung des Grafen Herbert v. Bismarck. — Deutsche Plantagen im Kamerun-Gebirge. — Die Kamerun-Leute sind schwer zu regieren. — Lästig und unzuverlässig, aber nicht böse. — Demoralisirung durch das Handelsmonopol. — Civilverwaltung, aber keine Militärverwaltung! — Eine deutsche Colonialtruppe. — Schwarze im Dienst der Marine. — Ein zukünftiger Gerichtshof. — Man errichte baldmöglichst deutsche Missionsstationen.)

Durch die Ereignisse in der letzten Hälfte des December waren wenigstens 3000 Menschen, unter denen sich gegen 800 waffenfähige Männer befinden mochten, von Haus und Hof vertrieben worden. Die Joss-Leute waren, wie bereits im vorigen Capitel erwähnt wurde, zum Quaqua-Fluß und die Hickory-Leute, soweit sie sich nicht bei Freunden und Verwandten versteckt hielten, zum mittlern Laufe des Mungo, wo sie die Ortschaft Mbundju besetzt hielten, entflohen. Den Deutschen gegenüber nahmen diese beiden Abteilungen eine sehr verschiedene Stellung ein. Die Joss-Leute, die ihrem mit den Deutschen abgeschlossenen Vertrag untreu geworden waren und den Woermannschen Agenten Pantänius ermordet hatten, konnten bloß als Aufständische und als Verbrecher angesehen werden, während kein

Grund vorlag, weshalb nicht den Hickory-Leuten Verzeihung gewährt werden sollte, falls sie darum bäten. Denn obwohl in Hickory-Stadt als in einem unter König Bells Oberhoheit stehenden Gebiete die deutsche Flagge gehißt worden war, so hatten dennoch die Hickory-Leute jedes besondere Uebereinkommen abgelehnt, sodaß sie sich also wenigstens keines Vertragsbruchs und außerdem keines gemeinen Verbrechens schuldig gemacht hatten. Nachdem Lock Prisso, der erste Häuptling von Hickory-Stadt, durch Vermittlung von Dido-Leuten die Bitte um Begnadigung nach Kamerun hatte gelangen lassen, erschien er auch schon bald um Verzeihung bittend vor dem Admiral, während einzelne Hickory-Leute mit dem Aufbau ihrer Hütten begannen. Wäre gleichzeitig auch eine völlige und ernstgemeinte Versöhnung zwischen König Bell und dem ebenso begabten wie verhältnismäßig energischen, aber heimtückischen Lock Prisso zustande gekommen, so würden die politischen Verhältnisse Kameruns einer befriedigenden Gestaltung um ein Bedeutendes näher gerückt worden sein. Aber obwohl Lock Prisso in gemeinsamem Palaver mit König Bell versprach, sich der Oberhoheit des letztern wieder unterwerfen zu wollen, so blieb doch zwischen beiden ein durch die Verschiedenheit ihrer Interessen erklärliches Mißtrauen zurück.

Die ganz eigenartigen politischen Verhältnisse des Kamerun-Gebiets und die bloß auf leichten kaufmännischen Verdienst gerichtete Sinnesart der Bevölkerung brachten es mit sich, daß die Deutschen in ihrem Bestreben, Ordnung zu schaffen, den Frieden zwischen den Eingebornen herzustellen und die Hinterlande zu erschließen, bei keiner der zahlreichen Abteilungen des Dualla-Volks eine wirkliche und vertrauenswürdige Stütze fanden. König Bell, unter allen Königen und Häuptlingen des Kamerun-Gebiets der achtungswerteste, hatte seit dem gegen ihn gerichteten Aufstand seine Anhänger vom untern Flußgebiet zurückgezogen und stellte auch trotz aller Ermahnungen, einem tief eingewurzelten Instinct folgend, seine Handelsinteressen weit höher als die politischen. König Bell ist ehrbar und vertrauenswürdig, soweit ein Dualla-Neger dies überhaupt zu sein vermag, aber von welchem größern Nutzen könnte ein Mann sein, der trotz sehr guter Anlagen, regen Verständnisses und einer beinahe europäischen Anschauungsweise dennoch teils aus Schwäche, teils aus verblendeter Kurzsichtigkeit bloß dem Nächstliegenden nachstrebt! Bells Sohn



Neuvermähltes Ehepaar aus Kamerun
(nach eigner Photographie des Verfassers).

und voraussichtlicher Nachfolger, der schon früher erwähnte Manga Bell, ist eine viel energischere Natur, entbehrt aber einstweilen noch jenes Ansehens, das man seinem Vater trotz aller Anfeindungen doch stets entgegenbringt.

Bell besaß zunächst nicht genug Mut und vielleicht auch nicht genug Anhang, um seine niedergebrannte Stadt wieder aufzubauen. Seine Handelsdomäne sind Abo, Wuri, Debombari, Bomano, ein Teil des Quaqua-Gebiets und besonders der durch Bells Unternehmungsgeist und seine in dieser Richtung ganz außerordentlich gute Beanlagung dem Handel erschlossene Mungo-Fluß. Seit Bell-Stadt niedergebrannt worden war und die Bell-Leute sich gezwungen aus allen mit dem Sammelnamen Kamerun bezeichneten Ortschaften zurückgezogen hatten, hielt sich König Bell gewöhnlich in Sorroku oder in Boadibo auf, zwei nordwestlich von Hickory-Stadt an einem den Mungo- und den Kamerun-Fluß verbindenden Wasserlauf gelegenen Ortschaften. Von dort aus unterhielt Bell nach wie vor Handelsverbindungen mit dem mittlern und obern Laufe des Mungo-Flusses und kam bloß, wenn er eine größere Menge eingekaufter Waren zu den Factoreien bringen wollte, nach Kamerun herunter. Zu etwaniger Kriegführung zeigte er nur wenig Neigung, obwohl er sich der eigenen Sicherheit halber von einer größern Anzahl wohlbemannter Canoes begleiten zu lassen pflegte.

Leider sind König Acquas Persönlichkeit und Charakter nicht derart, daß er bei der Neugestaltung der Verhältnisse des Kamerun-Gebiets eine hervorragendere Rolle spielen könnte. Acqua steht in Bezug auf Würde, Vertrauenswürdigkeit und allgemeine achtungswerte Eigenschaften tief unter Bell. Trotz seiner angeblichen Beschränktheit hat er es in geschickter Weise verstanden, zwischen den Parteien zu laviren, und obwohl der Verdacht, daß er die Joss-Leute unterstützt habe, ziemlich begründet zu sein scheint, dennoch auch den Deutschen keinen Anlaß zu offener Feindseligkeit gegeben. Sein Anhang ist grade wegen dieser zweideutigen Haltung ziemlich zahlreich; aber er besitzt nur wenig Macht über die Leute, die ihm folgen, ohne ihm wirklich ergeben zu sein. Einer der hervorragendsten Züge in Acquas Charakter ist (obwohl er äußerlich mit demselben ganz gut steht) Mißtrauen und Eifersucht gegenüber King Bell. König Acquas Handelsdomäne sind Abo, Wuri, ein Teil des Quaqua-Gebiets, Debombari, Bomano, dann aber vor allem Debamba und Donga.

Die Acqua-Leute sollen ebenso wie die Bell-Leute von einem gemeinsamen Stammvater, nämlich dem aus dem Südosten eingewanderten Bela, abstammen. Aber während die Bell-Leute und die sich von ihnen abzweigenden Prisso-, Dido- und Joss-Leute die Reinheit ihres Stammes bewahrt hätten, habe sich der Stammvater der Acqua-Leute mit einem Weibe der frühern Bewohner des Landes verehelicht.

Jim Equalla von Dido-Stadt hatte, als es zu Feindseligkeiten zwischen Bell und dessen Lehnsleuten kam, König Acquas Neutralität, aber in viel redlicherer Weise nachgeahmt. In seinen Händen ruht hauptsächlich der Handel von Wuri. Den Deutschen stand er vertragstreu und freundschaftlich gegenüber, ohne jedoch irgendwelches Interesse an der Einkehr von Ordnung und Frieden zu bethätigen. Die Bestrebungen der Deutschen würden wesentlich erleichtert und gefördert worden sein, wenn im untern Kamerun-Gebiet statt unzuverlässiger Acqua-Leute zuverlässigere Bell-Leute gewohnt hätten. Früher hielten sich dort Bell- und Acqua-Leute die Wage. Seit dem Rückzug der Anhänger Bells war das Gleichgewicht gestört und zur Sicherheit der Factoreien konnte die Anwesenheit eines wenn auch kleinen Kriegsschiffes fürs nächste nicht entbehrt werden. Sich selber überlassen, würden die Factoreien den Joss-Leuten, falls dieselben zurückzukehren versucht hätten, keinen Widerstand haben leisten können, und ich bezweifle, ob in solchem Falle die Acqua-Männer ganz und voll für sie eingetreten sein würden.

Die Verhältnisse im untern Kamerun-Gebiete werden bis zu einem gewissen Grade von denjenigen der obern Flußgegenden beeinflußt, und es erschien wünschenswert, daß baldmöglichst mit den Königen und Häuptlingen am Mungo-, am Abo- und Wuri-Fluß Verträge abgeschlossen werden würden, wie solche für die Landschaft Bakundu bereits vorbereitet worden waren. Da der Admiral seit Anfang Januar, und zwar durch einfache Mitteilung an die Häuptlinge und Kaufmannsfirmen, den Belagerungszustand verhängt hatte, so war es bloß natürlich, daß er auch dem Hinterlande seine Aufmerksamkeit zuwandte, während der am 31. December mit der Möwe eingetroffene kaiserliche Commissar und Generalconsul Dr. Nachtigal sich mit dem Verfasser dieses Buches zum Gebirge begab. Am 29. Januar kehrte der Admiral von einer ins Abo-Land unternommenen Reise zurück und erzählte, daß,

während er sich in Kokki beim dortigen König befunden habe, bei den übrigen Häuptlingen des Abo-Landes und namentlich bei Leoa, dem ersten König, die Besorgnis, daß ihre Handels-Interessen geschmälert werden sollten, immer mächtiger hervorgetreten sei. Manga-Bell, der den Admiral begleitete, habe die Unklugheit begangen, fünf Puncheos Oel zu kaufen, und die Eingebornen wären nicht übel geneigt gewesen, durch Verlegung des Rückweges vermittelst den Fluß absperrender Zäune eine Durchsuchung der deutschen Boote zu erzwingen. Erst infolge einer sehr kategorischen Aufforderung des Admirals seien die Zäune hinweggeräumt worden.

Die am Abo und Wuri, den beiden Zufluß-Armen des Kamerun-Flusses, lebenden Neger gehören ebenso wie die Anwohner des Mungo zu einer zweiten Gruppe von Händlern, die es als ein ererbtes und wohlerworbenes Recht betrachten, daß die Händler der ersten Gruppe (nämlich Bells und Acquas Leute) Oel, Palmkerne und Elfenbein von ihnen kaufen müssen und nicht direct mit den noch weiter landeinwärts wohnenden Händlern einer dritten, vierten und fünften Gruppe verkehren dürfen. Es ist selbstverständlich, daß die Eingebornen der zweiten Gruppe nur allzu gern ohne jede Vermittlung mit den Factoreien verkehren würden, daß aber dies die Handelsinteressen der ersten Gruppe schädigen würde. Dieselbe Menge Palmöl, welche von König Bell und König Acqua für sieben Kru an die Factoreien verkauft wird, kostet bei den Händlern der dritten Gruppe bloß ein Kru.

Welche Stellung soll nun die deutsche Colonialpolitik gegenüber dem Handelsmonopol einnehmen, welches sich die verschiedenen, den Zugang ins Innere mit allen verfügbaren Mitteln erschwerenden Händlergruppen angeeignet haben? Soll sie Bells, Acquas, Lock Prissos und Jim Equallas Bestreben, mit den Händlern der dritten Gruppe in Verbindung zu treten, unterstützen, wie König Bell dies schon jetzt am Mungo-Fluß erreicht hat, oder soll sie, die Handelsinteressen der ersten Gruppe beiseite schiebend, einen den europäischen Kaufleuten und den Binnenlandsbewohnern gleich erwünschten directen Verkehr der Factoreien mit dem Innern anbahnen? Im erstern Falle verfeindet sie sich mit den weiter landeinwärts Wohnenden, im zweiten Fall mit den an der Küste Ansässigen. Die Engländer haben in ähnlichen Fällen, wo es sich um Schutzgebiete handelte, alles beim alten gelassen, während

sie in den ihrer directen Herrschaft unterworfenen Gebieten das Handelsmonopol nach und nach — und darüber ist meistens sehr viel Zeit verflossen — mit List und Gewalt durchbrochen haben. Die im vorstehenden dargelegte Wahl wird auch für uns sehr viel einfacher dadurch, daß wir, um mit Einem Schlage den Handel und den Verkehr mit dem Innern freizumachen, einen Krieg führen müßten, was doch ganz gewiß nicht in unserer Absicht liegt. Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als, die uns zur Verfügung stehenden Machtmittel benutzend, für ein allmähliches Freiwerden des Handels einzutreten.

Um einstweilen die Abo-Leute für ihre Kühnheit zu züchtigen, wurde vom Admiral für Abo und — da dies der Natur der Verkehrsstraßen wegen nicht anders zu machen war — auch für Wuri eine Handelssperre angeordnet. Die betreffende Bekanntmachung lautete wie folgt:

Vom 1. Februar d. J. an ist jeglicher Handel mit Abo, sowohl den Yabiang (oder Abo-Fluß) wie den Wuri hinauf, untersagt. Wachtboote werden von diesem Tage an auf jedes passirende Boot oder Canoe stromaufwärts oder -abwärts feuern und das Gut derselben in Beschlag nehmen. Außerdem hat der Eigner eines solchen Bootes oder Canoes fünfhundert Kru Strafe zu zahlen. Bis zum 1. mittags 12 Uhr ist anheimgestellt, alles in Abo befindliche Gut zurückzubringen.

Kamerun, den 30. Januar 1885.

(gez.) Knorr,
Contre-Admiral und Chef des westafricanischen Geschwaders.

Die Wuri-Leute waren denjenigen von Abo feindlich gesinnt und standen eher auf seiten der Deutschen. Aber leider erstreckte sich der Einfluß des Abo-Stammes bis zum linken Ufer des Mungo-Flusses, wo er in dem Orte Mbundju einen vorgeschobenen Posten besaß. In Mbundju hatten sich viele Joss-Leute und nicht zu Lock Prisso haltende Hickory-Leute angesiedelt, sodaß dort ein den Mungo-Fluß beherrschender deutschfeindlicher Platz entstanden war. Ursprünglich beabsichtigte der Admiral mit einigen wohlbemannten Booten den Mungo-Fluß hinaufzufahren und Mbundju zu nehmen. Er gelangte aber zu der Ansicht, daß an einem Puncte, wo deutsche Interessen bloß indirect in Frage kommen, Leben und Gesundheit seiner Leute nicht aufs Spiel gesetzt werden dürfe. Einstweilen wurde vom Admiral mit den Wuri-Königen Qua Makembe und Etoka, vom Generalconsul

Dr. Nachtigal dagegen mit den Ortschaften Mungo, Mudeka und Mukunda Schutzverträge abgeschlossen.

Des deutschenhassenden Polen Rogozinski Absicht, den Engländern das ganze Gebirge in die Hände zu spielen, war, wie ich das im ersten Bande meines Buches über Kamerun erzählt habe, recht gründlich vereitelt worden. Die englische Colonie Victoria mitsamt dem unter englischen Schutz gestellten, von Rogozinski angekauften Areal von Bota war rings herum von deutschem Gebiet umgeben, welches sich nordwestlich von Victoria, nämlich bei Bokonange, bis ans Meer erstreckt. Der Unmut über diesen Verlauf der Ereignisse scheint Rogozinski zu einer zum mindesten sehr thörichten Handlungsweise verleitet zu haben. Er ließ den bei Bokonange aufgestellten schwarz-weiß-roten Grenzpfahl ausreißen und dem Generalconsul mit einem vom 3. Februar datirten Schreiben zusenden, worauf seitens des Admirals der Befehl erging, den Polen, falls er sich auf deutschem oder neutralem Gebiet blicken ließe, zu verhaften. Als der Bismarck nach Victoria abdampfte, bekam der an Land gesandte Officier Herrn Rogozinski dort zu sehen und erfuhr, daß derselbe, während der englische Consul White Gouverneur geworden war, zum Civilcommissar für Victoria ernannt sei. Bei einer spätern Reise des Bismarck ereignete sich folgender Zwischenfall. Man sah ein Boot vorüberfahren, in dem sich, wie es hieß, Rogozinski befände. Als am folgenden Tage dasselbe Boot denselben Weg einschlug, hielt man es an und brachte den darin sitzenden Weißen an Bord des Bismarck. Dort aber stellte es sich heraus, daß man es gar nicht mit Rogozinski, sondern mit dessen Begleiter, Herrn Janikowski, zu thun hatte. Nachdem Janikowski einige Zeit in der Officiersmesse verweilt hatte, fuhr er unbehelligt weiter. Am 1. April hat Rogozinski, der sich bald darauf nach Europa begeben wollte, die Stellung eines Civilcommissars von Victoria niedergelegt.

Dieser Pole war zu Anfang 1883 mit einer ziemlich zahlreichen Expedition und mit Geldmitteln, die in Warschau und Paris durch freiwillige Beiträge aufgebracht worden waren, behufs Aufsuchung des noch von keinem Weißen gesehenen Liba-Sees herausgekommen. Er wohnte lange Zeit zu Gast in der Woermannschen Factorei zu Kamerun und vercharterte an die deutsche Firma jenes kleine Segelschiff, auf dem er und seine Begleiter

gereist waren. Als aber dieses Schiff bei Victoria scheiterte, entstand Zwist, der dadurch, daß sich einige von Rogozinskis mißvergnügten Begleitern hülfesuchend an die Factoreien wandten, immer mehr an Schärfe und Bitterkeit zunahm. Auf seinem Zuge ins Innere ist Rogozinski wegen des Widerstandes der Eingebornen nicht weiter als bis zu den Seen am Oberlaufe des Mungo-Flusses vorgedrungen. Ihm daraus, daß er nicht weiter gelangte, einen Vorwurf machen zu wollen, erscheint mir, so lange dieser Gürtel von mißtrauischen und eifersüchtigen Völkern überhaupt noch von keinem Sterblichen durchbrochen worden ist, ungerecht zu sein. Leute, die über unendlich viel größere Mittel verfügten als Rogozinski, sind bei weitem nicht einmal so weit gelangt wie er und sein verstorbener Begleiter Tomczek. In der letzten Zeit gab Rogozinski seinen Plänen eine andere Richtung. Er erbaute ein kleines Häuschen auf der in der Ambas-Bucht gelegenen Insel Mondole, erwarb das Gebiet von Bota und sprach viel von der Anlage von Plantagen. An dieser Stelle möge mir eine kleine persönliche Bemerkung erlaubt sein. Wenn es den Anschein haben könnte, als ob ich für die Deutschen dasselbe gethan hätte, was Rogozinski für die Engländer that, so möchte ich doch daran erinnern, daß ich ein Deutscher bin und im Dienste meines Vaterlandes handelte, während mein früherer Reisegefährte durchaus nicht von einer besondern Vorliebe für England und die Engländer, sondern einzig und allein von seiner Abneigung gegen Deutschland geleitet wurde. Und dann hat auch Rogozinski, der Grundbesitzer werden wollte, im eigenen persönlichen Interesse gehandelt, während ich, damit die Lauterkeit meiner Absichten nicht einmal angezweifelt, geschweige denn angefochten werden könne, den sehr naheliegenden Gedanken, Privatbesitz zu erwerben, gar nicht habe aufkommen lassen. Ueberall, wo ich Schutzverträge abschloß und vorbereitete, boten mir die Eingebornen den brachliegenden Grund und Boden zum Kauf an. Ich führte für viele Tausend Mark Waren mit mir und mit leichter Mühe und zu verschwindend geringem Preise hätte ich ein Fürstentum an Privatbesitz erstehen können. Im Grunde genommen hätte man mir das nicht verargen können, und hätte mir nicht der Zufall eine halbpolitische Rolle zugewiesen, so würde ich in dieser Hinsicht nicht das geringste Bedenken gehegt haben. Aber da ich mich einmal als im Dienste der Nation stehend betrachtete, so

wünschte ich nicht, daß die Interessen unseres Vaterlandes mit persönlichen und selbstsüchtigen vermischt würden.

Endlich, am 18. März 1885, kam es zu einem großen Friedens-Palaver mit den Joss-Leuten, zu dem auch unter Zusicherung freien Geleites deren Häuptling Elami Joss an Bord Sr. M. Kanonenboot Möwe erschienen war. Am 20. März wurde einer der Mörder des Pantänius, namens Ndumbe Joss, ausgeliefert und nachdem er die That eingestanden hatte, noch am gleichen Abend von einem Commando der Möwe erschossen. Der Hingerichtete hatte ausgesagt, daß auch ein Bruder des Königs Bell, der mit diesem verfeindet sei und nicht mehr zur Familie gerechnet werde, Anteil an dem Morde gehabt habe. Obwohl einzelne Joss-Leute ihre Hütten aufzubauen begannen, so zogen sich die Unterhandlungen wegen Ueberlassung eines Platzes für das deutsche Regierungsgebäude doch noch eine ganze Weile in die Länge. Es möge an dieser Stelle daran erinnert werden, daß bereits 1872 zwischen den Bell-, Prisso- und Dido-Leuten einerseits, den Acqua- und Joss-Leuten anderseits ein Krieg ausgebrochen war, weil sich die Joss-Leute von den Bell-Leuten hatten absondern wollen und zu den Acqua-Leuten geflüchtet waren. Desgleichen wurde 1880 von den Bell-, Acqua- und Prisso-Negern gegen die nach Unabhängigkeit strebenden Dido-Leute ein Krieg geführt, der mit der Gefangennahme und Hinrichtung ihres Häuptlings Charley Dido endete.

Derjenige Mann, der sich um Deutschlands Colonialbesitzungen in West-Africa die größten Verdienste erworben hatte, unser wackerer Africa-Reisender Dr. Gustav Nachtigal, sollte den verdienten Lohn seiner mühevollen Thätigkeit nicht mehr erleben. Fieberkrank von Kamerun abreisend, wurde er auf hoher See, an Bord der Möwe, von einem perniciösen Fieber ereilt und starb am 20. April im Alter von 51 Jahren. Des großen Forschers Leiche ruht an der liberianischen Küste bei Cap Palmas. Nachdem Admiral Knorr mit Sr. M. S. Bismarck am 3. Mai Kamerun verlassen hatte, blieb daselbst einstweilen nur noch das Kanonenboot Habicht zurück. Am 4. Juli ist der neuernannte Gouverneur Herr v. Soden, dessen Amtspersonal aus dem Stellvertreter Herrn v. Puttkammer, dem Secretär Dr. Krabbes und dem Amtsdiener Fülbier besteht, in Kamerun eingetroffen. Herrn v. Sodens Thätigkeit wird durch zwei auf der Werft des Vulcan in Stettin

erbaute Dampfer — einen größern Küstendampfer, der Nachtigal getauft wurde, und einen kleinern Flußdampfer von bloß 17 1/2 Tons und 1,6m Tiefgang — die ihm zur Verfügung stehen, bedeutend erleichtert werden. Als Kanzlei des Gouverneurs dient einstweilen das kleine Gebäude der englischen Mission bei König Bells Stadt.

An der Grenze des deutschen Togo-Gebiets war es im Januar 1885 zu blutigen Kämpfen zwischen Engländern und Eingebornen gekommen. Die unabhängigen Bewohner der in der Lagune von Quitta gelegenen Insel Anjako nahmen Partei für einen von den Engländern verfolgten und eines großen Ansehens genießenden schwarzen Händler namens Giraldo da Lima. Als es den Engländern geglückt war, den Giraldo gefangen zu nehmen und als sie ihn nun nach Accra befördern wollten, wurde von den Anjako-Leuten ein Befreiungsversuch gemacht, der damit endete, daß Capitän Campbell, der mit 30 Haussas aus dem Fort vor Quitta ausgerückt war, sich, von 6 Kugeln verwundet, wieder dorthin zurückziehen mußte. Mehrere Tausend Mann stark besetzten die Anjako-Leute die Stadt Quitta, so daß der Befehlshaber des Forts sich um Hülfe nach Accra wenden mußte. Am 31. Januar ist dann, während zufällig die Möwe vor Lome lag, der Ort Quitta von 200 Mann englischen Truppen (darunter 50 Weiße) genommen und gleich darauf auch das Dorf auf der Insel Anjako eingeäschert worden. König Gasú von Bagida, der sich aufrührischer Umtriebe gegen die Deutschen schuldig gemacht hatte, wurde von der Möwe als Gefangener an Bord genommen. Bei einem spätern Besuch Sr. M. S. Olga wurde von Herrn Corvetten-Capitän Bendemann, im Zusammenwirken mit den englischen Colonialbehörden, eine Feststellung der Westgrenze des Togo-Landes vorgenommen. Am 16. April wurde von den beiden französischen Kanonenbooten Mésange und Le Gabes in Klein- und in Groß-Popo die französische Flagge gehißt; ohne die rechtzeitige Dazwischenkunft Sr. M. Corvette Bismarck würde das gleiche auch in Porto Seguro geschehen sein. Daß die Namen „Little Popo“ und „Great Popo“ von dem portugiesischen Worte „povo“ (Ortschaft oder auch Bevölkerung einer Ortschaft) abzuleiten seien, halte ich — obwohl ich selbst, aber aus andern Gründen, die Schreibweise Popo angenommen habe — für im allerhöchsten Grade unwahrscheinlich. Denn erstens lachen die

in Weida und Ague, also in dichtester Nähe wohnenden Portugiesen über eine derartige Ableitung, von der sie niemals etwas gehört hätten, und zweitens wird schon in Reise-Beschreibungen aus dem Ende des 17. Jahrhunderts von den Popo-Ländern gesprochen, deren Bevölkerung und politische Verhältnisse damals so ziemlich die gleichen wie noch heute gewesen zu sein scheinen. Da aber grade von dieser Küstengegend auch die Papa- oder Papau-Schwarzen erwähnt werden, so würde man eher auf einen einheimischen Ursprung des Wortes schließen dürfen. Im vorigen Jahrhundert, als der König von Dahome 1724 Groß-Ardra, dann Sabi und Jacquin und 1727 Weida eroberte, sind die Popo-Länder schon ebenso wie noch heute ein Zufluchtsort der vor den Räubereien der Dahome-Leute flüchtenden Eingebornen gewesen. Wann aber die keinem Zweifel unterliegende starke Vermischung der Popo-Leute mit ausgewanderten Accra-Leuten stattgefunden hat, kann nicht festgestellt werden. Die ebenso wie die Popo-Leute einen Stamm des weitverzweigten Ewe-Volkes bildenden Togo-Leute sind anscheinend erst in diesem Jahrhundert bis zur Küste vorgedrungen, wo sie sich mit den vorgefundenen Bewohnern vermischt haben. Der vom deutschen Reich ernannte Commissar für das Togoland, Herr Falkenthal, hat bis auf weiteres seinen Wohnsitz in Bagida (Factorei von Friedr. M. Victor Söhne) genommen.

Im April und Mai 1885 ist durch Unterhandlungen, die im Auswärtigen Amt zu London durch Graf Herbert v. Bismarck und Legationsrat Dr. Krauel geführt worden, zwischen Deutschland und England eine Vereinbarung erzielt worden, durch welche Deutschland auf das Mahin-Gebiet, auf die einen Eingang zum Zululand eröffnende St. Lucia-Bai und auf irgendwelche Gebietserwerbungen zwischen der englischen Colonie Natal und der Delagoa-Bai, England dagegen auf das ganze Kamerun-Gebirge und die Küstenstrecke bis zum Rio del Rey verzichtet. Die an der Ambas-Bucht gelegene winzig kleine englische Colonie Victoria soll erst dann deutsch werden, wenn ein auf Ueberlassung der Gebäude und Grundstücke bezügliches Abkommen mit der dortigen englischen Baptisten-Mission erzielt sein wird. Es ist dies einzig und allein eine Geldfrage, deren Entscheidung nicht sonderlich beeilt zu werden braucht.

Weit wichtiger ist es, daß unter der Führerschaft von C. Woer-

mann und von Jantzen u. Thormählen eine Gesellschaft (Firma: Kamerun-Land- und Plantagen-Gesellschaft Woermann, Thormählen & Co.) entstanden ist, welche den fruchtbaren und vielversprechenden, mit dicker Humusschicht bekleideten Lavaboden des Kamerun-Gebirges zur Anlage von Plantagen benutzen will. Die ersten Versuche sollen in dem waldbekleideten aber unbewohnten, zwischen Victoria und Bimbia gelegenen Bimbia-Busch gemacht werden.

Unter allen Negerstämmen, die ich an der westafricanischen Küste kennen gelernt habe, gibt es, glaube ich, keinen, der schwerer als das Volk von Kamerun zu regieren wäre. Nicht als ob es den Kamerun-Leuten an Begabung und Verständnis fehlte. Im Gegenteil. Sie besitzen sogar ein recht feines Gefühl für Recht und Unrecht. Auch sind sie ein schöner, gesunder, körperlich kräftiger Menschenschlag. Aber die langjährige Gewöhnung an den aus dem Handel sich ergebenden leichten und beinahe mühelosen Verdienst hat sie demoralisirt, von jeder ernstern, mehr Thatkraft erfordernden Arbeit abgelenkt und einen Hang zum Schwatzen und Palaveriren erzeugt, welchem die Geduld eines Engels nicht gewachsen sein würde. Die Dualla-Neger sind nicht bösartig, aber sie sind das, was der Engländer mit dem Ausdruck „troublesome" bezeichnet und was wir mit dem deutschen Worte „lästig" nur teilweise wiedergeben. Als sich einmal Admiral Knorr einem Häuptling namens Meatom gegenüber über die gänzliche Unzuverlässigkeit aller Negeraussagen und Negerversprechungen beschwerte, erwiderte der Schwarze: „Was weißer Mann sagt, ist wahr für Weiße und Schwarze; was schwarzer Mann sagt, ist wahr, wenn man schwarzen Mann kennt, und Lüge, wenn man ihn nicht versteht. Der Herr Admiral ist noch sehr jung in diesem Lande. Um schwarzen Mann zu verstehen, müßte er erst sehr viel länger hier sein." Es liegt ein tiefer Sinn in diesen Worten. Meine Ueberzeugung geht dahin, daß jene im Lande ansässigen Kaufleute, welche sich auf die Eigenart der Eingebornen verstehen, bedeutend mehr von denselben erreichen werden, wie trotz aller hinter ihm stehenden Machtmittel ein in europäischem Stil vorgehender Officier. Damit soll allerdings nicht behauptet werden, daß der Kaufmann die Unterstützung durch die Machtmittel seines Heimatlandes entbehren könnte. Alles, was die Kaufleute in diesem Lande erzielt haben, ist vermittelst zähen Ausharrens, kluger Berechnung und langer, beinahe endloser Palavers erreicht worden.

Das ist die gewöhnliche Art des Verkehrs, an welche die Eingebornen gewöhnt sind. Nun versetze man sich in die Stimmung des Eingebornen, wenn der langsame Gang der Schnecke urplötzlich zum Laufe des Rosses beschleunigt werden, wenn an Stelle des orientalischen Phlegmas der Feuereifer Europas treten soll. Anfänglich spottet der Schwarze, später wird ihm die Sache unbequem. Man hätte erwarten sollen, daß die Entfaltung verhältnismäßig großer militärischer Machtmittel, wie die Eingebornen sie im December 1884 zum ersten Mal zu sehen bekamen, einen überwältigenden Eindruck auf sie ausgeübt haben würde. In gewissem Grade ist das auch der Fall gewesen. Aber aus einem Esel kann man kein Pferd machen. Auch die Natur des Dualla-Negers läßt sich nicht in einem Tage ändern. Dazu kommt, daß die militärischen Machtmittel, die hier gezeigt und entwickelt wurden, der Natur des Landes doch nur sehr wenig entsprachen. Ein paar Hundert Schritt abseits von dem Unterlauf des Flusses befindet sich der feindliche Neger außer Schußweite und vollkommen in Sicherheit. Mit ein oder zwei flachgehenden Schiffen und mit 50, 100 oder 200 schwarzen, von weißen Officieren befehligten Landungstruppen, die nicht ganz so ängstlich wie unsere weißen Matrosen geschont zu werden brauchen, würde man ungefähr das Zehnfache erreichen können.

Die Erfahrungen mehr als zwölfjähriger Reisen in so ziemlich allen Colonialländern der Erde haben mich so entschieden zur Befürwortung einer energischen Colonialbethätigung Deutschlands hingedrängt, daß ich es als ein großes Unglück ansehen würde, wenn sich die öffentliche Meinung unseres Landes dadurch, daß die Entwicklung unserer Colonialbestrebungen vielleicht nicht in jedem Puncte so schnell und glatt vor sich geht, wie man dies anfangs erwarten zu dürfen glaubte, zu einem allgemeinen abfälligen Urteil hinreißen ließe. Fehler sind von allen Colonial-Nationen begangen worden, und ich vermöchte mehrere höchst bezeichnende Beispiele anzuführen, wie sich englische Colonieen trotz einer mehr als thörichten Verwaltung zu hoher Blüte entwickelt haben. Unsere Colonialpolitik ist zu jung, als daß schon erhebliche Fehler begangen worden sein könnten. Ich möchte bloß daran erinnern, daß, wenn jedermann seine Pflicht thut und trotzdem einmal ein Fehler vorkommt, dies nicht sofort — wie man das ja in Deutschland nur allzu gern thut — als ein Grund

gegen die ganze Colonialpolitik als solche aufgefaßt werden sollte. Es ist von großer Wichtigkeit, wie und in welcher Form die praktische Durchführung der in so höchst erfolgreicher Weise eingeleiteten deutschen Colonialpolitik fortgesetzt wird. Vor allen Dingen möchte ich daran erinnern, daß man das trefflich bewährte und auch für die Eigenart der deutschen Natur passende holländische Colonialsystem sowie in einigen mehr nebensächlichen Puncten das englische, aber in keiner Weise das den Vermögensverhältnissen und der politischen Lage Deutschlands nicht entsprechende französische System zum Vorbild nehmen sollte. Unsere Colonieen müssen bürgerlich und nicht militärisch verwaltet werden! So ein kluger, Land und Leute kennender holländischer Resident, zu dessen Verfügung eine wenn auch ganz kleine militärische Streitmacht steht, leistet mehr als jene französischen Generäle, die mit ganzen Geschwadern und kleinen Armeen zum Senegal oder nach Gabun entsandt worden sind.

Es wird sehr viel auf die Persönlichkeit unserer weiterhin anzustellenden Colonialbeamten ankommen. Welchem Stande soll man sie entnehmen? Es würde meines Erachtens eben so große Bedenken haben, allzu militärisch und zu wenig diplomatisch denkende Officiere wie schematisirende, vielleicht mit voreingenommenen Ansichten herauskommende und mit überseeischen Verhältnissen nicht vertraute Juristen zu bevorzugen. Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß nicht auch der Officier- oder Juristenstand die geeigneten Persönlichkeiten darbieten könnte. Es kommt eben alles auf die Persönlichkeit an. Die beste Kenntnis des Landes, seiner Bevölkerung und Verhältnisse und auch die beste Schulung in der hierzulande nötigen und ganz eigenartigen Diplomatie besitzen Forschungsreisende und Kaufleute. Unsere Regierung hat einen ganz ausgezeichneten Tact bewiesen, indem sie unsere großen Africaforscher zum Consular- und Colonialdienst heranzog. Aber ich möchte mir zu bemerken gestatten, daß auch eine ausgiebigere Verwendung kaufmännisch geschulter Leute von hohem Nutzen sein könnte. Es gibt unter den Kaufleuten geborene Diplomaten, die durch ihr eigenes Geschäfts-Interesse zu einer so genauen Kenntnis des Charakters der Eingebornen gelangt sind, wie Männer in anderer Stellung sie sich nur schwer aneignen können.

Für das Kamerun-Gebiet erscheint die Möglichkeit, mit Einem Schlage die Verhältnisse zu regeln und das Innere zu eröffnen,

durch die Natur des Landes und den Charakter der Eingebornen ganz ausgeschlossen zu sein. Unser Gouverneur wird mit Unterhandlungen, die sich auf die Verfügung über einige, wenn auch geringe Machtmittel stützen und die gelegentliche Anwendung von Gewalt nicht ausschließen, am schnellsten zum Ziele gelangen. Da es zweifelhaft ist, ob unsere Regierung sich entschließen wird, eine Colonialtruppe, etwa ein aus Schwarzen sich recrutirendes See-Bataillon, zu bilden, und da selbst, wenn der Entschluß gefaßt werden sollte, bis zur Formirung dieser Truppe geraume Zeit verstreichen würde, so erscheint es am zweckmäßigsten, im Kamerun-Fluß ein kleines und möglichst flaches Kriegsfahrzeug dauernd zu stationiren. Dieses Fahrzeug könnte zeitweise die Küstenplätze des Togo-Gebiets anlaufen.

Erfordernis für alle nach solchen Gegenden herauszusendende kleine Fahrzeuge ist eine hohe, mit Schießscharten ausgestattete Railing. Entschließt man sich in Deutschland eine kleine Colonialtruppe — einige Hundert Mann würden für die Gesamtheit aller deutschen Colonialgebiete ausreichen — zu formiren, so möchte ich behufs Verwendung im Kamerun-Gebiet die Recrutirung unter den Eingebornen des Togo-Landes empfehlen. Negersoldaten sollte man nur im Notfalle in der eigenen Heimat verwenden. Eben so wie die Neger bloß abseits von ihrem Lande zu ausdauernder Arbeit herangezogen werden können, eben so würden sie abseits von ihrer Geburtsstätte am besten militärisch gedrillt werden können. Im großen und ganzen ist die zu ihrem kräftigen Körperbau in seltsamem Gegensatz stehende Feigheit einer der Grundzüge in Charakter des westafricanischen Negers. Die Eingebornen von Kamerun könnten hinwiederum im Togo-Gebiete verwandt werden. Die Anwerbung von Haussas würde, da sie auf englischem Gebiet erfolgen müßte, unthunlich sein, abgesehen davon, daß deren Verwendung auch aus politischen Gründen nicht zweckmäßig sein dürfte. Ein gewisser Präcedenzfall für die Anwerbung von Negern ist insofern vorhanden, als bereits mehrere Kamerun-Leute als Dreijährig-Freiwillige in die Marine eingestellt worden sind. Schon früher sind in Matrosen-Uniform gekleidete Kru-Männer, zum Dienst bei der Maschine sowie als Bootsleute verwandt worden. Sie tragen Mützen mit der Aufschrift „Kaiserlich deutsche Marine" und ihr Hauptmann besitzt das Abzeichen eines Bootsmannsmaats.

Was die Rechtspflege in den neuen deutschen Colonieen an-

belangt, so würde es meines Erachtens am zweckmäßigsten sein, wenn man wenigstens für die nächste Zukunft die Entscheidung in Streitfällen, die sich bloß auf Schwarze beziehen, den eingebornen Königen und Häuptlingen überließe, für alle übrigen Rechtsfälle dagegen in anderer Form und unter anderm Namen jene „Court of equity“, an die sich Weiße und Schwarze gewöhnt hatten, beibehielte. Auch im Togo-Gebiete müßte ein solcher Gerichtshof, dessen Mitglieder unter dem Vorsitz des Consuls die Kaufleute und die eingebornen Häuptlinge sein würden, eingerichtet werden. Diese von den Engländern erdachte und geschaffene Form entspricht allen Anforderungen, die man füglich zu stellen berechtigt ist, sie entspricht vor allem den Eigentümlichkeiten dieses Landes, während von einer Militär-Gerichtsbarkeit, die Schwarzen und Weißen unverständlich und antipathisch sein würde, nicht viel Gutes zu erwarten wäre.

Die Eingebornen von Kamerun sind verzogene und unartige Kinder. Und da sie sich dessen selbst sehr wohl bewußt sind, so wurzelt tief im Grunde ihres Herzens die Besorgnis, daß jene Monopole und Vorrechte, die sie sich im Laufe der Zeit angeeignet haben, geschmälert werden könnten. Diese Besorgnis ruft ein gewisses Mißtrauen gegen die Weißen hervor. Auf der andern Seite findet man ein hohes Maß von Vertrauen in die Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe des Europäers. Kein Schwarzer wird, wenn man ihm ein „book“, d. h. einen beschriebenen Zettel, gibt, auch nur den leisesten Verdacht hegen, daß die doch für ihn unlesbare Aufschrift des Zettels eine andere sein könnte, als sie ihm angegeben worden ist. Sagt man ihm, auf solchen Zettel hin werde ihm an dem und dem Orte die und die Summe ausgezahlt werden, so ist das für den Schwarzen so gut wie bares Geld. Dieses Vertrauen in die Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe des Europäers tritt auch in dem häufig zu beobachtenden Wunsche zutage, den Weißen bei Streitigkeiten zwischen Negern zum Richter zu machen. Will man in späterer Zeit auch die Entscheidung in solchen Rechtsfällen, die sich bloß auf Neger beziehen, einem europäischen Richter oder einem europäischen Gerichtshofe zuweisen, so werden, glaube ich, die Eingebornen nicht das geringste dagegen einzuwenden haben.

Man hat einmal eine Anzahl durch Klugheit und Einsicht hervorragender Schwarzer zu einer offenen und freien Meinungs-

äußerung darüber veranlaßt, wie, wenn es einzig und allein nach ihrem Wunsche ginge, die Deutschen sich in Bezug auf das Kamerun-Gebiet benehmen sollten. Die, wie das selbstverständlich ist, zu einem großen Teil unerfüllbaren Wünsche der Schwarzen lauten wie folgt: „Wir würden es gar nicht gern sehen, wenn die Weißen landeinwärts reisten und mit unsern Buschleuten Handel trieben. Die Weißen sollten sich auch nicht auf unsern Märkten zeigen. Sie sollten hübsch unten am Flusse bleiben und uns recht, recht viel Credit geben, damit wir mit unsern Buschleuten noch lebhafter Handel treiben könnten als bisher! Wir wollen keine Schutzherrschaft, sondern wir wollen von Deutschland annectirt werden. Wir wünschen, daß unsere bisherigen Heiratsgebräuche nicht geändert werden, sondern daß in dieser Hinsicht alles beim alten bleibe. Das Land, das wir jetzt zu beackern pflegen, muß nicht von uns weggenommen werden, denn wir können keine Lebensmittel einkaufen und verkaufen, wie das in andern Gegenden geschieht. Die Errichtung einer Zollstation in dem von uns bewohnten Lande scheint uns ziemlich unnötig und unzweckmäßig zu sein. Wir möchten auch fernerhin Ochsen, Schweine, Ziegen und Hühner halten, wie wir das bisher gethan haben, aber ohne eine Abgabe davon zu bezahlen. Niemand soll eines andern Mannes Weib mit Gewalt nehmen oder er soll, wenn er es doch thut, eine hohe Geldbuße dafür bezahlen. So lange wir nichts Böses thun, möchten wir nicht, daß mit uns gefochten würde oder daß wir Prügel bekämen. Auch möchten wir nicht ohne vorherige Benachrichtigung zur Rückzahlung des uns gewährten Credits angehalten und gezwungen werden. Wir wünschen überhaupt, daß allein des gewährten Vorschusses (trust) halber kein Mensch in Eisen gelegt werde."

Von allergrößter Wichtigkeit ist es, daß so bald wie nur irgend möglich eine deutsche Missionsstation im Kamerun-Gebiet eingerichtet werde. Hier ist ein Feld, wo die Opferwilligkeit aller deutschen Patrioten sich bethätigen könnte und bethätigen sollte. Es würde eine unauslöschbare Schmach sein, wenn, nachdem unsere Missionare Jahrzehnte lang fremden Boden beackert haben, die friedliche Eroberung unseres eigenen Gebiets fremden Nationen überlassen bliebe. Mögen unsere Missionare, denen man so häufig den Vorwurf gemacht hat, daß sie sich an die Rockschöße der Engländer gehängt hätten, jetzt zeigen, daß sie auch für das eigene Vaterland etwas leisten können! Mögen sie das Banner einer nationalen Missions-

thätigkeit entfalten, und die Unterstützung des deutschen Volks wird ihnen nicht mangeln.

Vier Factoren müssen zusammenwirken, um eine schöne und blühende Tropencolonie entstehen zu lassen. Es sind das erstens eine geordnete Verwaltung, zweitens ein kluger und patriotischer Kaufmannsstand, drittens eine Gruppe kleiner Capitalisten, welche, die Schwierigkeiten der Arbeiterfrage überwindend, Plantagen anlegen, und viertens opferwillige Missionare, welche das Herz auf dem rechten Fleck haben. Die letztern gehören ganz entschieden zum westafricanischen Programm, auf ihre Schultern entfällt ein nicht unbeträchtlicher Teil der uns obliegenden Culturarbeit.

Anhang.

Die hauptsächlichsten Sprachen und Dialekte

unserer

westafricanischen Colonieen und der angrenzenden Länder.

	Ewe (Sklavenküste).	Togo.	Popo.	Mahin (westlich vom Niger).
Eins	Deka oder De.	Deka.	Deka.	Ene.
Zwei	Ewe.	Ewe.	Ewe.	Edschi.
Drei	Eto.	Eto oder Etong.	Etong.	Etá.
Vier	Ené.	Ené.	Ené.	Ené.
Fünf	Ato.	Ato oder Atong.	Atong.	Anú.
Sechs	Adé.	Ade.	Adé.	Oefá.
Sieben	Adre oder Dadre.	Adre.	Adre.	Edjé.
Acht	Enji oder Nji.	Enji oder Iné.	Nji.	Edjó.
Neun	Njide, Enjide oder Asieke.	Asideke oder Scheke.	Njide.	Essong.
Zehn	Ewo.	Nide, Ewo oder Owhó.	Ewo.	Eguá.
Elf	Wuideka.	Wideka.	Oivadeka.	—
Zwölf	Wuidewe oder Wui ewe.	Wiewe.	Oeve.	—
Zwanzig	Blave.	Wui oder Wie.	Eovi.	—
Dreißig	Blató.	Egba oder Ebá.	Egba.	—
Vierzig	Blane.	Ka oder Eká (eine Schnur Muscheln).	Ka.	—
Fünfzig	Blaató.	Katsievo.	Kadschio.	—
Hundert	Alafa.	Kavetagpo.	Kavedagbo.	—
Tausend	Akpe.	—	—	—
Landläufiger Gruß	Hometole.	—	—	—
Antwort darauf	Elletor.	—	—	—
Adieu	Dagbeló.	—	—	—
Religion, Cultus	—	—	—	—
Gott (heidnisch)	—	—	—	—
Gott (christlich)	Mawu.	—	—	—
Teufel	Abosá.	—	—	—
Fetisch	—	—	—	—
Vergiftung oder Fetisch der Vergiftung	—	—	—	—
Sonne	Ie.	—	—	Odjó.
Mond	Dsinu od. Gleti.	—	—	—
See	Awu.	—	—	—
Berg	Tó.	—	—	—
Baum oder Stock	Ati.	—	—	—
Feuer	Dzo.	—	—	—
Löwe	Dzata.	—	—	—
Leopard o. Tiger	Alakle.	—	—	—
Elefant	Atiklinyi.	—	—	—
Flußpferd	—	—	—	—
Krokodil	Lo, Elo oder Adopra.	—	—	—
Affe	Efie oder Kpo.	—	—	—

Bakwiri (Kamerun-Gebirge).	Bimbia.	Dualla.	Abo (Kamerun, landeinwärts).	Wuri (Kamerun, landeinwärts).
Jokko.	Jokko.	Ewo.	Ta.	Wo.
Beba.	Beba.	Biba.	Ba.	Iba.
Beva.	Belalo.	Bilalu.	Bia.	Ilalu.
Binni.	Binni.	Bine.	Binan.	Ini.
Beta.	Betanu.	Bitanu.	Bitan.	Itan.
Motobu.	Motoba.	Motoba.	Bisama.	Ntoba.
Nisamba.	Samba.	Samba.	Njambue.	Samba.
Ovambi.	Lombi.	Lombi.	Muam.	Loambi.
Lijova.	Dibuka.	Dibua.	Kebu.	Bua.
Dijome.	Isaka.	Dum.	Eböm.	Diom.
Dijome no Jokko	Isaka no Jokko.	Dum na wo.	—	—
Dijome no Beba.	Isaka no Beba.	Dum na biba.	—	—
Banji.	Die.	Muaba.	—	—
—	—	Mualalu.	—	—
—	—	Muane.	—	—
Minni meta.	Saketanu.	Muatanu.	—	—
Ebba.	Ebbuea.	Bebuea.	—	—
Dijome no Ebbe.	Ekuli.	Ikuli oder	—	—
		Lokuli.	—	—
—	—	Jétusé.	—	—
—	—	Nyambi.	—	—
Namende.	Amakende.	Namala.	—	—
—	—	Ekali.	—	—
Loba.	Loba.	Loba.	—	—
—	—	Loba.	—	—
—	—	Bedimo.	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—	—	Ive.	Fiyana.	Mombi.
—	—	Modi.	Mwai.	Modi o. Ngonde.
—	—	Munja.	—	Muanja.
Mongo.	—	—	—	—
—	—	Bueli.	Eke.	Bueli.
—	—	Wea.	Fea.	Wea.
—	—	Ngila.	—	—
—	—	Nja.	—	—
—	—	Njó.	—	—
—	—	Ngubu.	—	—
—	—	Wumbe, Mombe oder Ngando.	—	—
—	—	Mosau.	—	—

	Bakoko (südliches Kamerun-Gebiet. Inneres).	Banoko (südliches Kamerun-Gebiet).	Bapuko (südliches Kamerun-Gebiet).	Kumbe (südliches Kamerun-Gebiet).
Eins	Jaka.	Joó.	Joko.	Woko.
Zwei	Beba.	Beba.	Beba.	Iba.
Drei	Behá.	Belalo.	Belalo.	Ilalo.
Vier	Bená.	Benāi.	Benai.	Inai.
Fünf	Betán.	Betān.	Betan.	Itano.
Sechs	Bessama.	Ntoba.	Ntoba.	Motoba.
Sieben	Nsámbua.	Hembuādi.	Embuēdi.	Motoba na woko
Acht	Muān.	Lombi.	Lombi.	Ibua.
Neun	Ebú.	Dibúa.	Dibúa.	Ibua na woko.
Zehn	Djum.	Djom.	Djom.	Jum.
Elf	Djumbogiaka.	Djom na Joó.	Djom na Joko.	Jum ja woko.
Zwölf	Djumbonbá.	Djom na Beba.	Djom na Beba.	Jum ja iba.
Zwanzig	Mumbá.	Mabo maba.	Mabo maba.	Mabo maba.
Dreißig	—	—	Mabo molalo.	—
Vierzig	—	—	Mabo manai.	—
Fünfzig	—	—	Mabo matan.	Mabo n atano.
Hundert	Ebógu.	Ebueja.	Ebuea.	—
Tausend	Edún oder Okó.	—	Todschēn (engl. Ursprung).	—
Landläufiger Gruß	Mitamawuá.	Mbulo ya enneneva.	—	—
Antwort darauf	Mijebe.	Ha mbolo.	—	—
Adieu	—	—	—	—
Religion, Cultus	Ewala.	—	—	—
Gott (heidnisch)	Enjambe.	—	—	Malanda.
Gott (christlich)	—	Enjambe.	Enjambe.	Anjambe.
Teufel........	Nkuge.	Ndimo oder Nweungwa.	Nkuku.	Mokuko.
Fetisch	—	—	—	Messungo.
Vergiftung oder Fetisch der Vergiftung ..	Ssong.	Vilaú.	Vilaku.	—
Sonne	Wanga.	Doba.	Djòba.	—
Mond	Sung.	—	Ngonde.	—
See	—	—	Tube.	—
Berg	—	—	Nkōdi.	—
Baum oder Stock	—	—	Hieli.	Elé.
Feuer	—	—	Wea.	—
Löwe	—	—	Embuēm.	—
Leopard o. Tiger	—	—	Ndjó.	—
Elefant.......	—	Ngoú.	Njoku.	—
Flußpferd.....	—	—	Ngubu.	—
Krokodil	Ngan.	—	Ngāndo.	—
Affe	Ko.	Ehäe.	Sema oder Kuía.	—

Mbinga (südliches Kamerun-Gebiet).	Fan (südliches Kamerun-Gebiet. Inneres).	Bakelle (am mittlern Ogowe).	Mpongwe (französische Colonie Gabun).
Umbaka.	Fo.	Ewoto.	Mari.
Ibale.	Ibei.	Iba.	Mbanli.
Ilalo.	Ila.	Ilalu.	Ntyaro.
Inai.	Inei.	Inai.	Nlai.
Itano.	Tan.	Itanu.	Ntyanli.
Utoba.	Sami.	Itanu na ejoto.	Orowa.
Embuedi.	Sangua.	Itanu na iba.	Orogenlo.
Loguambi.	Muami.	Itanu na ilalu.	Enenlai.
Ibuwa.	Ibul.	Itanu na inai.	Enlagomi.
Jomu.	Awun.	Diom.	Igomi.
Jomu na paka.	—	—	Igomi ne' imari.
Jomu n' ibale.	—	—	Igomi nli vanli.
Mabo mabale.	—	—	Agomi.
Mabo molalo.	—	—	Agomi.
—	—	—	Agomi.
Mabo matano.	—	—	Agomi.
Kama.	—	—	Nkama.
Tadschini.	—	—	Ntausen.
—	—	—	Bolani.
—	—	—	—
Dijakabuamu.	—	—	—
Ikamide ya Anjambe.	—	—	—
—	—	—	—
Anjambe.	—	—	—
Ukuk' ube.	Akom.	—	Olaga.
Ibito.	—	—	Eganlo.
Ekembe und Weaka.	Evus.	—	Injemba, Are und Ibota.
Ioba.	Jo.	Dioba.	Nkombe.
Ngande.	Ngän.	Ngonje.	Ogueli.
Manga.	—	Nscho.	—
Ukodi.	—	—	—
Eli.	Eli.	Jeli.	Erere.
Veja.	Ndowa.	Weia.	—
Amale.	—	—	—
Njä.	Nze.	—	Njega.
Njäku.	—	—	Njägu.
Ngubu.	Ngub.	—	Nguwu.
Ngando.	Ngan.	—	Jando oder Ogombe.
Kēma oder Jegekije.	Kue.	—	Nkema.

	Ewe. (Sklavenküste).	Togo.	Povo.	Mahin (westlich vom Niger).
Gorilla od. sonst. großer Affe	—	—	—	—
Antilope	Si.	—	—	—
Pferd	Eso.	—	—	—
Kuh	—	—	—	—
Hund	Avú.	—	—	—
Katze	Dadí.	—	—	—
Ziege	Egbo.	—	—	—
Schaf	Ale.	—	—	—
Ziegen u. Schafe	—	—	—	—
Geflügel	—	—	—	—
Hahn	—	—	—	—
Henne	Koklo.	Kuklo.	—	—
Ente	—	—	—	—
Fisch	La, Akpa, Wumela, Amumela.	—	—	—
Essen	Du.	—	—	—
Wasser	Tsi.	Si.	—	Omi.
Palmwein	Dechá.	Dehá.	—	Oguró.
Rum	Achá.	Ahá.	—	—
Salz	Edze.	—	—	—
Zeug	Avo.	Duku.	—	—
Perlen	Dsonu.	—	—	—
Himmel	—	—	—	—
Schwert	Klate oder Bédé.	—	—	—
Gewehr	Atu.	—	—	—
Schießpulver	Du	—	—	—
Tabak	Atama.	Tabasí.	—	—
Eisen	—	—	—	—
Eisenerz	—	—	—	—
Blei	—	—	—	—
Kupfer	—	—	—	—
Messing	—	—	—	—
Ja	E oder Jo.	—	—	—
Nein	O oder Dabi.	—	—	—
Mann	Nutsu oder Ame.	—	—	Okoná.
Frau	—	—	—	—
Kleines Kind	Devi oder Vi.	—	—	—
Tanz	Gé oder Gedudu.	—	—	—
Papier	Agbale.	—	—	—
Weißer Mann	Jofu.	Jewíe.	—	Oibuni.
Deutscher	—	—	—	—
Engländer	—	—	—	—
Franzose	—	—	—	—
Spanier	—	—	—	—
Speer	Aglobédé.	—	—	—

Bakwiri (Kamerun-Gebirge).	Bimbia.	Dualla.	Abo (Kamerun, landeinwärts).	Wuri (Kamerun, landeinwärts).
—	—	Kema, Mundi oder Igombo.	—	—
—	—	Mbindi, Mbiedi oder Isellu.	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
Mbua.	—	Mbo.	—	—
—	—	Singi.	—	—
—	—	Mbodi.	—	—
—	—	Molongi.	—	—
—	—	Modi.	—	—
—	—	Uba.	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—				
	—	Sue.	—	—
—	—	—	—	—
Malua.	Madiba.	Madiba.	Maleu.	Madiba.
Mimba.	Mimbo.	Mimbo.	—	—
Velandi.	Melandi.	Melam.	—	—
—	—	Wanga.	—	—
—	—	Dibatu.	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—	—	Ngādi.	—	—
—	—	Njusu.	—	—
—	—	Tabáco.	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—	—	E.	—	—
—	—	—	—	—
—	—	Motu.	Motu.	Motu.
—	—	Mutu oder Bitu.	Mutu.	Mutu.
Mokutu.	—	Munna oder Muenge.	—	—
—	—	Masa.	—	—
Kalati.	Kalati.	Kalati.	—	—
Mukalla.	MokallaMbongo	Mokarra.	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—	—	—	—	—
—	—	Jongo.	—	—

	Bakoko (südliches Kamerun-Gebiet. Inneres).	Banoko (südliches Kamerun-Gebiet).	Bapuko (südliches Kamerun-Gebiet).	Kumbe (südliches Kamerun-Gebiet).
Gorilla od. sonst. großer Affe	—	—	Ndjía.	—
Antilope	—	Embonda.	Embona.	—
Pferd	—	Ekabala.	Ekabale (portug.).	—
Kuh	Njaka.	Niaka.	Njaka.	—
Hund	Mbú.	—	Mbua.	—
Katze	Sink.	Singi.	Sink.	—
Ziege	—	—	Tombo.	—
Schaf	—	—	Ndombe.	—
Ziegen u. Schafe	—	—	Taba.	—
Geflügel	—	—	Kuba.	—
Hahn	—	—	Bokoka ba Kuba	—
Henne	—	—	Moadima Kuba.	—
Ente	—	—	Elolo.	—
Fisch	—	Huwe.	Wué.	—
Essen	Lidi.	—	—	—
Wasser	Mindim.	Madiba.	Miba.	Mahiba.
Palmwein	—	Maú.	Maku.	—
Rum	—	—	—	Maku.
Salz	—	Wianga.	Wianga.	—
Zeug	—	Nnāmba.	Menāmba.	—
Perlen	—	—	Bebānja.	—
Himmel	Po.	Loba.	Loba.	Ivuga.
Schwert	—	—	Nkuala od. Mamboli.	—
Gewehr	Nga.	—	Ngadi.	Njale.
Schießpulver	—	—	Njua.	Pita.
Tabak	—	—	Tabāco.	Pipa.
Eisen	—	—	—	—
Eisenerz	—	—	—	—
Blei	—	—	—	—
Kupfer	—	—	—	—
Messing	—	—	—	—
Ja	—	—	—	—
Nein	—	—	—	—
Mann	Pam.	Momú.	Momu.	Momu.
Frau	Ngá.	Nditu.	Muadjó.	Madu.
Kleines Kind	—	Nkäe.	Ndembe.	—
Tanz	—	—	Ngāndu.	—
Papier	Kalati.	Kalati.	Kalati.	—
Weißer Mann	Nkana.	Ntangani.	Ntangani.	Motangani.
Deutscher	—	—	Kopini.	—
Engländer	—	—	Njēsch.	—
Franzose	—	—	Fuala.	—
Spanier	—	—	Panjōle.	—
Speer	—	Diongo.	Bikongo.	—

Mbinga (südliches Kamerun-Gebiet).	Fan (südliches Kamerun-Gebiet. Inneres).	Bakelle (am mittlern Ogowe).	Mpongwe (französische Colonie Gabun).
—	Ngi oder Waka.	—	Ekombe od. Njiula.
Mbalanga.	Nkak od. Okwen.	—	—
Kabala.	—	—	Nkavala.
Nyali.	—	—	Nyare.
Mbua.	Nvu.	—	Mboa.
Puisi (englisch).	Fusi.	—	Pusi (englisch).
Mbodi.	Kaba.	—	Mboni.
Udāmbe.	Ndamaki.	—	Idambe.
—	—	—	Njajauli.
Kuba.	Ku.	—	—
Momi a Kuba.	—	—	—
Kuba ya muadi.	—	—	—
Ijäge.	—	—	Izyage.
Ejaka.	—	—	Iganga.
Jaka und Beja.	Jaka.	—	Nya.
Miba.	Madzim.	Madiba.	Iniugo.
Maku.	Mejak.	—	Itutu.
Maku.	—	—	—
Wijanga.	Nku.	—	—
Unamba.	—	—	Onlamba.
Ilali ijamu.	—	—	—
Oba.	—	—	—
Ukwala mw' ibata.	—	—	—
Njali.	Nzali.	—	Njali.
Pita.	Efita.	—	—
Tabāco.	Taka.	—	Tako.
Njipat oder Ilale.	—	—	—
—	Se.	—	—
Humbu.	Nsum.	—	—
Konga.	Nkona.	—	—
Njeuje.	—	—	—
E.	—	—	—
Nyawe.	—	Kaka.	—
Momo oder Moto.	Fam oder Mot.	Mutyi.	Kadie.
Muajo.	Ngali oder Moninga.	Miali.	Omanto.
Muana.	—	—	Oywanla.
Ijemba und Yembaka.	Kumda.	—	Ojinlo Jejeria, Igeva.
Ejanganangolo.	—	—	—
Utangani.	Ntana.	—	Ntangani.
Kopini.	—	—	—
Ngelehi.	—	—	—
Ba Fala.	—	—	—
—	—	—	—
Ikanga.	Akan.	—	Iganga.

Sach- und Namen-Register.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

Rund um die Erde. 2 Bände. Preis 10 Mark. (1881. Köln a. Rh. Verlag von M. DuMont-Schauberg.)

1. Band. Cap. 1. Skizzen aus New-York und Umgebung.
" 2. Quer durch den nordamericanischen Continent.
" 3. Das Königreich Hawaii.
" 4. Samoa und Neu-Seeland.
" 5. Von den Südsee-Inseln im allgemeinen.
" 6. Sydney.
" 7. Die blauen Berge.
" 8. Buschfahrt.
" 9. Melbourne.
" 10. Die Entwickelung und Zukunft Australiens.
" 11. Das tropische Nord-Australien.
" 12. An Bord des Albatros durch die Torres-Straße.

2. Band. " 1. Weihnachten auf Timor.
" 2. Zu den niederländischen Colonieen.
" 3. Das Paradies der Erde.
" 4. Europäer-Leben in Ostindien.
" 5. Ueber deutsche Handels-Colonieen.
" 6. West-Java und die tausend Inseln.
" 7. Singapore, ein Triumph englischer Handelspolitik.
" 8. Sulu und Nordost-Borneo.
" 9. Malakka, Penang und die Chinesenfrage.
" 10. Wanderungen durch Nord-Sumatra.
" 11. Atschin und die holländisch-indische Armee.
" 12. Ceylon.
" 13. Aden, das Rote Meer und Aegypten.
" 14. Auf classischem Boden.
" 15. Rund um die Erde.

Der Panama-Canal. Preis 2 Mark. (1883. Verlag von W. Spemann. Stuttgart.)

Die Deutschen im brasilischen Urwald. 2 Bände. Preis 12 Mark. (1883. Verlag von W. Spemann. Stuttgart.)

1. Band. Cap. 1. Portugal, das Stammland von Brasilien.
„ 2. Eine Weltstadt in den Tropen.
„ 3. Brasilisches Leben.
„ 4. Ein demokratisches Kaiserreich.

Illustrationen:
S. Leopoldo.
Der Stadtplatz der Colonie Blumenau.
Hamburgerberg.

2. Band. Cap. 1. Die Colonie Dona Francisca.
„ 2. Die Colonie Blumenau.
„ 3. Die deutsch-brasilische Handelsstadt Porto Alegre.
„ 4. Im Urwalde von Rio Grande do Sul.

Karten: Süd-Brasilien, gezeichnet von Dr. Henry Lange.

Illustrationen:
Joinville, von Norden gesehen.
Joinville, von Süden gesehen.
Das evangelische Pfarrhaus in Blumenau.
Directionshaus in Blumenau.
Der deutsche Flecken Hamburgerberg.
Berittene Landleute in der Baumschneiz.
Die beiden Berggipfel „Dous Irmaos".
Santa Maria do Mundo Novo.
Neu-Petropolis.

Pampas und Anden. Preis 10 Mark. (1884. Verlag von W. Spemann. Stuttgart.)

Cap. 1. Das Grasland Uruguay.
„ 2. Auf dem Laplata nach Paraguay.
„ 3. Das Land der Frauen.
„ 4. Buenos Ayres.
„ 5. Die beiden Gaucho-Republiken am Laplata.
„ 6. Quer durch die Pampa.
„ 7. Ein Ritt über die Anden.
„ 8. Chile und die Chilenen.
„ 9. Weihnachten in Lima.
„ 10. Peru vor und nach dem chilenischen Kriege.
„ 11. Ecuador und Columbien.
„ 12. Westindien.

Die deutschen Besitzungen an der westafricanischen Küste. I.

Das Togoland und die Sklavenküste. Preis 5 Mark. (1885. Verlag von W. Spemann. Stuttgart.)

Cap. 1. Die Franzosen in Senegambien.
„ 2. Die Neger-Republik Liberia.

Cap. 3. Wie Togo deutsches Schutzgebiet wurde.
" 4. Das Togoland: Das Handelsdorf Lome.
Das Haussalager bei Abosa.
Die Fetischstadt Be.
" 5. Lagunenfahrten und Streifzüge in das Togoland.
" 6. Der Togo-See und die Auffindung des Haho-Flusses.
" 7. Die Handelsorte Bagida und Porto Seguro.
" 8. Weitere Streifzüge ins Togoland und deren Ergebnisse.
" 9. Die drei Königreiche Klein-Popo, Ague und Groß-Popo.
" 10. Handel und Klima der Sklavenküste.
" 11. Das Leben auf einer westafricanischen Factorei.
Karten: Das Togoland, nach eigener Aufnahme des Verfassers.
Die westafricanische Küste.
Illustrationen: Eingeborne von Dahome in Kriegstanzkleidung.
Die französische Mission in Ague.
Das Haus des als Geisel nach Deutschland gebrachten Gomez in Klein-Popo.
Maisstampfende Weiber mit Kindern.
Der Fetischpriester von Klein-Popo.
Eingeborne Frauen und Mädchen, Mais stampfend.
Marktplatz mit dem Fetischhaus in Ague.
Chico d'Almeida, eines der Häupter der Almeida-Familie.
Ein von den Franzosen beschäftigter Händler in Porto Seguro.
Eingeborner Händler mit seinen beiden Hauptweibern.
Die Factorei von C. Fabre u. Co. in Groß-Popo.
Herr Cantaloup mit seiner eingebornen Frau.
Ein Clerk.
Die Factorei von Fabre u. Co. in Porto Seguro.
Küfer von Wölber u. Brohm, nebst Familie.
Junger Mann aus der d'Almeida-Familie.
Kru-Jungen mit ihren dreizackigen Rudern.

Die deutschen Besitzungen an der westafricanischen Küste. II. Preis 5 Mark. (1885. Verlag von W. Spemann. Stuttgart.)

Forschungsreisen in der deutschen Colonie Kamerun. Das Kamerun-Gebirge nebst den Nachbarländern Dahome, englische Goldküsten-Colonie, Niger-Mündungen, Fernando Po u. s. w.
Cap. 1. Die englische Goldküsten-Colonie.
" 2. Unter den Amazonen von Dahome.
" 3. Lagos, Porto Novo und Mahin-Gebiet.
" 4. Die Niger-Mündungen.
" 5. Die Spanier auf Fernando Po.
" 6. Victoria und Bimbia.
" 7. Am Lagerfeuer im africanischen Urwald.
" 8. Zum Gipfel des Götterbergs.

Cap. 9. Das Bakwiri-Volk.
" 10. Die Alpendörfer des Hochgebirges.
" 11. Mein friedlicher Eroberungszug im Kamerun-Gebirge.
" 12. Dr. Nachtigal.
Karten: Das Kamerun-Gebirge (eigene Aufnahme).
Die Togo-Popo-Länder. Nach einer neuern Aufnahme des Verfassers.
Des Verfassers Reisen im Kamerun-Gebirge.
Das Königreich Mahin (eigene Aufnahme).
Illustrationen:
Groß-Friedrichsburg.
Klein-Popo.
Der Neger Wilson.
Der Mulatte Gomez.
Ein Kru-Mann (Brustbild).
" " " (ganze Figur).
Profil des Götterbergs, von der See aus gesehen.
" " " " Bimbia aus gesehen.
" " " " d. Insel Mondole aus gesehen.
Religiöser Mummenschanz der Kru-Leute von Kamerun.
Das Wohnhaus der Woermannschen Kaffeeplantage bei Gabun.
Der am 20. December 1884 von den Deutschen erstürmte Abhang bei König Bells Stadt.
Die englische Baptisten-Mission bei König Acquas Stadt.
Ein vornehmer Händler von Kamerun mit Frauen, Kindern und Untergebenen.
König Acquas Haus in Kamerun.

Die deutschen Besitzungen an der westafricanischen Küste. III. Preis 5 Mark. (1885. Verlag v. W. Spemann. Stuttgart.)

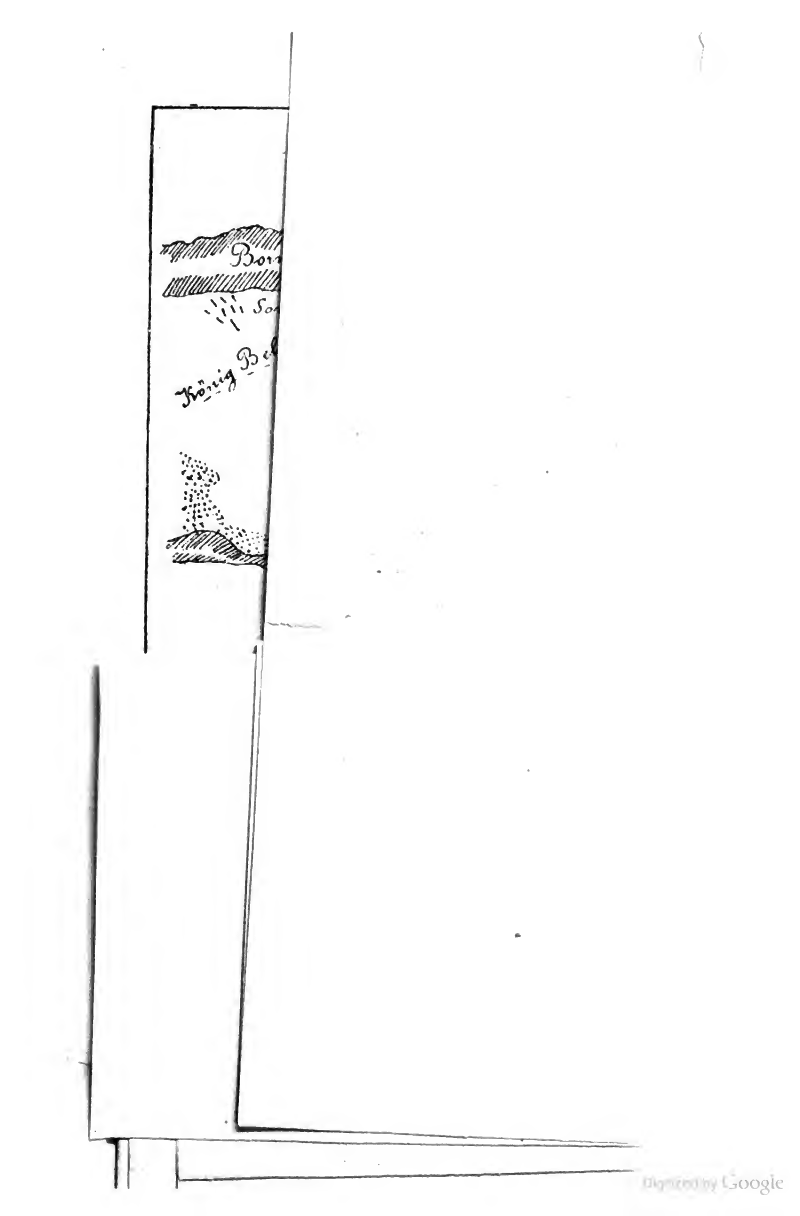
Forschungsreisen in der deutschen Colonie Kamerun. Das Flußgebiet von Kamerun, seine Bewohner und seine Hinterländer.
Cap. 1. Das Mündungsdelta der Kamerun-Flüsse.
" 2. Mit Dr. Nachtigal ins Mungo-Land.
" 3. Africanische Jagd-Abenteuer.
" 4. Das Dualla-Volk.
" 5. Schwarze Studien.
" 6. Europäerleben in Kamerun.
" 7. Der Handel.
" 8. Plantagenbau.
" 9. Das Klima unserer westafricanischen Colonieen.
" 10. Zur ältern Geschichte von Kamerun.
" 11. Die kriegerischen Ereignisse im December 1884.
" 12. Kamerun unter deutscher Verwaltung.

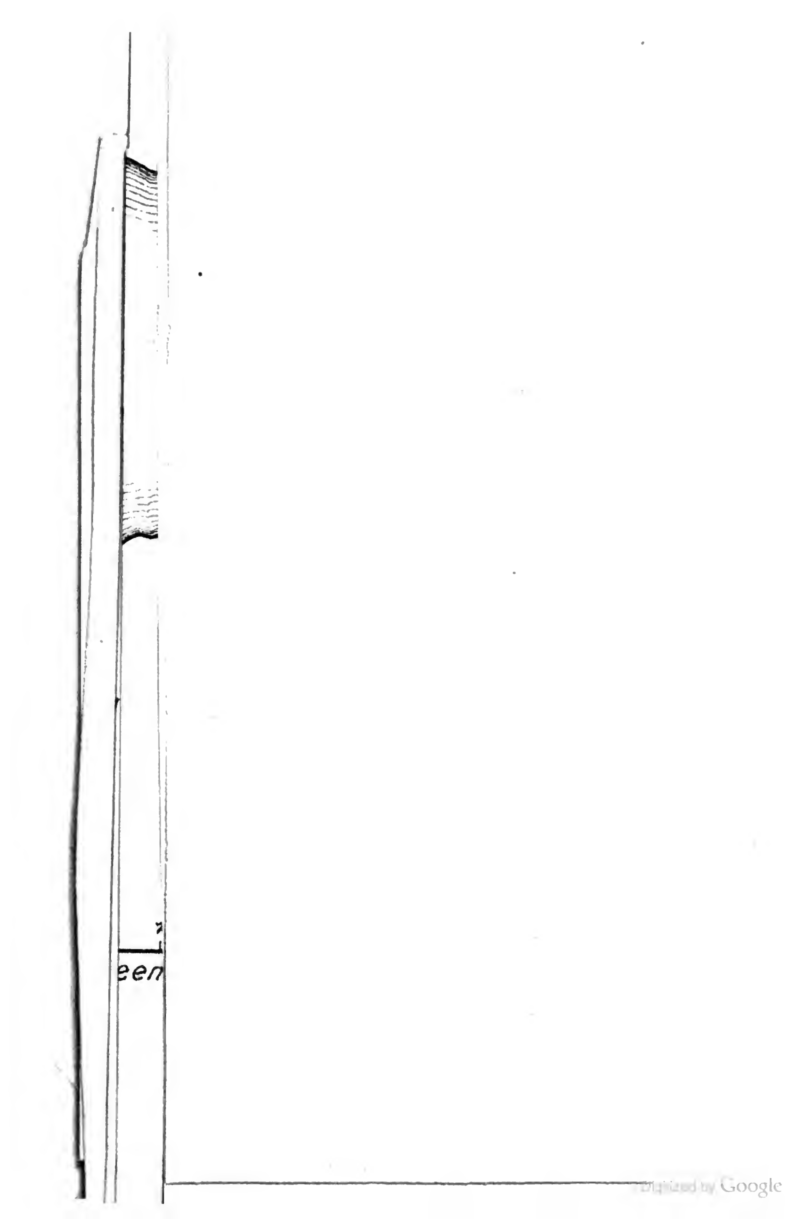
Anhang: Die hervorragendsten Sprachen und Dialekte unserer westafricanischen Colonieen.
Karten: Das Flußgebiet von Kamerun (eigene Aufnahme).
Der mittlere Lauf des Wuri-Flusses (eigene Aufnahme).
Der Schauplatz der Kämpfe vom December 1884.
Illustrationen:
König Bell mit seiner Hauptfrau.
Kriegscanoe der Dualla.
König Acqua mit zwei Frauen.
Prisso Bell mit zwei Frauen.
Hulk auf dem Kamerun-Fluß.
Verdeck derselben.
Woermannsche Factorei bei König Acquas Stadt.
Woermannsche Factorei am Kamerun-Fluß.
Lebensmittel tragende Mädchen (Togoland).
Junge Mädchen aus dem Togolande.
Des frühern Königs Acqua Tochter.
Zwei Söhne u. eine Tochter des verstorbenen Königs Acqua.
König Dido mit seinen Kindern.
Ein Kamerun-Händler mit Frauen und Kindern.
Santa Isabel auf Fernando Po.
Neuvermähltes Ehepaar aus Kamerun.

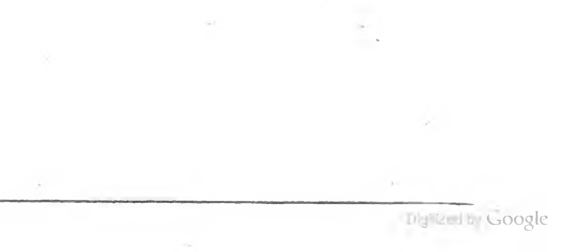
Die deutschen Besitzungen an der westafricanischen Küste. IV. Preis 5 Mark. (1885. Verlag v. W. Spemann. Stuttgart.)

Forschungsreisen in der deutschen Colonie Kamerun. Das südliche Kamerun-Gebiet, die spanischen Besitzungen, das französische Colonialreich und der Congo.

Cap. 1. Das südliche Kamerun-Gebiet.
" 2. Malimba und Klein-Batanga.
" 3. Die Entdeckung des Moanja-Stroms.
" 4. Das Batanga-Land.
" 5. Campo-Fluß und Batta-Land.
" 6. Der Benito-Fluß.
" 7. Deutscher Handel in spanischen Colonieen.
" 8. Das französische Colonialreich in Westafrica.
" 9. Eine deutsche Kaffeeplantage.
" 10. Von Banana bis Vivi.
" 11. Der belgische Congo-Staat.
" 12. Die Heimreise.
" 13. Togo und Kamerun im Jahre 1698.
Anhang 1. Westafricanischer Klima-Kalender.
" 2. Entfernungen der Küstenplätze in Seemeilen.
" 3. Firmen-Liste für Westafrica.
" 4. Die Literatur über Togo und Kamerun.
" 5. Geologische Ergebnisse der Reise des Verfassers.


König





Date Due


DT 567
96520
Z85
v.2
Zöller, Hugo
Kamerun
DT567
96520
Z85
v. 2


The Ohio State University
3 2435 029173382
KAMERUN
DT567Z85
001
V2
THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
D AISLE SECT SHLF SIDE POS ITEM C
8 02 36 17 8 13 015 2
Digitized by Google